L.g.o. 985 am
1

Die Märchen

des

Clemens Brentano.

Zum Beſten der Armen

nach dem letzten Willen des Verfaſſers

herausgegeben

von

Guido Görres.

Erſter Band.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

MDCXL

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1846.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Vorwort zur Erinnerung an den Dichter dieſer Märchen von dem Herausgeber	V
Das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf . .	1
Das Märchen von dem Hauſe Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf	161
Das Märchen vom Murmelthier	357
Das Märchen vom Schneider Siebentodt auf einen Schlag . .	413
Das Märchen von dem Witzenſpitzel	461
Das Märchen von dem Myrthenfräulein	475

Vorwort

zur

Erinnerung an den Dichter dieſer Märchen

von dem

Herausgeber.

Geh betteln, armes Lied!
Geh um von Thür zu Thür,
Sprich: dieſem Haus ſey Fried!
Daß Gott die Herzen rühr.

Mit dieſen Worten ſchickte Clemens Brentano im Jahr 1830 ſein Moſeleisgangslied in den kalten Winter hinaus, die harten Herzen zu erweichen, daß ſie die Hand zu milden Gaben des Mitleids öffneten; zehn Jahre ſpäter, als er ſelbſt in der kranken Bruſt die Nähe des Todes fühlte und ſeine kalten Schauer des Dichters Geiſt umwehten und ihn an den Abſchied von der Welt mahnten: da kamen ihm auch ſeine Märchen in den Sinn, die ſeit ſo vielen Jahren ihn in ſeinen Mappen begleitet hatten, und über ſie verfügend, ſetzte er in ſein Teſtament folgende Worte:

„Die Manuſcripte meiner Märchen ſollen dem Herrn Dr. Guido Görres überantwortet werden, damit dieſer die Herausgabe derſelben nach ſeinem Ermeſſen beſorge. Der Ertrag davon, nach Abzug eines durch die Teſtaments-

executoren zu beſtimmenden Honorars für den Herausgeber, ſoll verwendet werden nach Maßgabe und Proportion der unter **II. B.** Nro. 1 bis 6 und Nro. 9 getroffenen Beſtimmungen.“

Es ſind die Armen, welche er hiemit als Erben ſeiner Märchen einſetzte, ihnen ſollten die goldenen Früchte von den duftenden Blumen des überreichen Frühlings ſeiner dichteriſchen Phantaſie, zur Stillung ihres Hungers, zur Bedeckung ihrer Blöße, zur Heilung ihrer Wunden, zur Unterweiſung der Unwiſſenden, zur Beſſerung der Verirrten und zum Heile ihrer Seele zu Gute kommen. Das Teſtament zählt die Erben der Reihe nach auf, denen der ſcheidende Schwan die Spende ſeiner Liebe zudachte, es ſind: die barmherzigen Schweſtern in München, jene gottgeweihten Jungfrauen, die um Gottes willen den Dienſt der Kranken in dem dortigen großen Hoſpital der Stadt verſehen; weiter ſind es die Frauen vom guten Hirten in Haidhauſen bei München, welche mit aufopfernder Liebe verirrten Seelen eine Zuflucht zur Buße, Sühnung und Beſſerung im Schatten des Kreuzes anbieten; ferner die armen Schulſchweſtern in der Vorſtadt Au bei München, welche armen Kindern geiſtliches Brod der Lehre unentgeltlich darreichen; weiter ſind es die hülfloſen Kranken in Regensburg, welche von der milden Hand des Fräuleins Apollonia Diepenbrock verpflegt werden; dann ein jeweiliger mittelloſer Zögling des Prieſterſtandes nach Wahl ſeines Diöceſanbiſchofs von Limburg; endlich das Haus armer Kinder zu Sankt Barbara in Koblenz unter der Obhut ſeines Pflegvaters, des H. Dietz — dieſe ſind es, welchen der Ertrag der Märchen, dieſer reizenden Zauberkinder eines der poeſiereichſten Geiſter, die je gelebt, zufließen ſoll.

Aber nicht allein der Ertrag der Märchen ſoll ihnen nach dem Ausſpruch des Teſtamentes zufallen, auch den Ertrag der noch ungedruckten Betrachtungen der gottſeligen Anna Katharina Emmerich, nebſt einem vollen Drittheile ſeines ganzen Vermögens hinterläßt er ihnen, ſeinen Verwandten das Uebrige hingebend.

Sein Wunſch in Betreff der Märchen geht nun in Erfüllung, und zwar in der Weiſe, daß die Summe des ganzen Honorars ungeſchmälert milden Zwecken zugewendet wird, indem der Herausgeber ſeine Mühewaltung einerſeits als eine Ehrenpflicht ſeiner Dankbarkeit gegen den dahingeſchiedenen Freund anſieht, andererſeits ſich geſchämt hätte, hinter ſeinem Beiſpiel zurückzubleiben und das Geringſte von dieſem Almoſen der Barmherzigkeit für ſich ſelbſt in Anſpruch zu nehmen. Möge Brentano's Poeſie, wie er es ſelbſt wollte, als eine barmherzige Schweſter, nicht um den Beifall der Welt, oder um irdiſchen Gewinn, ſondern zur Erleichterung der Noth und um Gotteslohn in die Welt eintreten und denen, welche ſie gaſtlich aufnehmen, zum Danke die Stunden mit ihren reizenden Liedern und Bildern erheitern. Und mögen alle, denen dieſe Märchen zu Geſichte kommen, die ſich an ihrem kindlichen Spiele erfreuen, die mit ihrer harmloſen Heiterkeit lächeln, die von der Zartheit, der Tiefe, der Innigkeit, dem Ernſte und der himmliſchen Unſchuld und Anmuth dieſer ſehnſuchtweckenden Kinderwelt ergriffen und gerührt werden, des Dichters mit frommem Ernſt gedenken, der alſo ſeine Poeſie zur Bettlerin für die Armen machte, und das in einer Zeit, die ſich nur zu geneigt finden läßt, mit den edelſten Produkten des Geiſtes den niedrigſten Schacher induſtriöſer Selbſtſucht zu treiben und worin der deutſche Buchhandel wetteifert, unſer Volk mit dem Abfluß der Pariſer Kloaken in zwanzig Ueberſetzungen zu

überſchütten, wenn das Geſchäft, wie ſchmutzig es immer ſey, nur einigen Gewinn verſpricht.

Wohl gibt es Manche, die erſt in der Stunde des Todes, in dem Augenblicke, wo ihr Leben den bleichen Lippen entſchwindet, zu ihrem Schrecken inne werden, daß der Menſch nicht auf dieſer Welt iſt, um in kalter Selbſtſucht und unerſättlicher Genußgier nur ſich ſelbſt zu leben, und die dann, um die langjährige Schuld, welche ſie gegen ihre Brüder ſich anhäufen laſſen, wieder gut zu machen und ihr zagendes Gewiſſen zu beruhigen, in ihrem letzten Willen den Armen ein großes oder kleines Almoſen auf den Rand des Grabes niederlegen. Clemens Brentano gehörte nicht zu dieſen.

Es war, wie ſchon der Spruch ſeines Moſeleisgangsliedes am Eingange dieſer Rückerinnerungen bezeugt, nicht die Vorempfindung des Todes, nicht der Ernſt der letzten Stunden dieſſeits des Grabes, welche ihn aufſchreckend ermahnte, ſich auf dieſe Weiſe im letzten Augenblicke des erlöſchenden Lebens nach einem Geleite guter Werke aufopfernder Nächſtenliebe zum Beſten ſeiner armen Seele, vor den Augen eines ſtrenge Rechenſchaft fordernden Richters, umzuſehen; o nein! Wie reizend, wie lachend auch die wundervolle Zauberwelt war, womit ſein phantaſiereicher Geiſt ihn umgab: der Schrei der Noth und des Elends aus der wirklichen Welt fand in ſeinem Herzen, lange vor ſeinem Tode, bereitwillige Erhörung; war ja der Ertrag alles deſſen, was er in den letzten Jahrzehnten ſeines Lebens durch literariſche Arbeiten ſich erwarb, ausſchließlich frommen und mildthätigen Zwecken gewidmet. Und dies genügte ihm noch nicht; bei einem überaus mäßigen Leben ſtrenger Entſagung war auch der bei weitem größere Theil der Einkünfte ſeines nicht unbedeutenden Vermögens der gleichen Wohlthätigkeit gewidmet.

Floß übrigens dieſer Drang nach Wohlthätigkeit in den ſpäteren Jahren aus ſeiner religiöſen Ueberzeugung, und übte er ſie, mit Ueberwindung ſeiner Natur, als eine heilige Pflicht, ſo war ſie auch damals ſchon, als ſein Geiſt ſich noch in einer ganz andern Richtung bewegte, ſeinem Herzen nicht fremd. Ein Faden werkthätiger Barmherzigkeit zieht ſich ſchon von früh an durch ſein Leben hindurch; allein wir wüßten vielleicht ſehr wenig davon, wenn die Schriften, die er von Zeit zu Zeit verfaßte und dieſem Zwecke widmete, nicht Zeugniß dafür ablegten. Hier am Eingange des blüthenreichen Gartens ſeiner Märchen möge es uns darum geſtattet ſeyn, einen Rückblick auf dieſe Seite ſeines Lebens zu werfen; es ſind Blumen ſeiner Liebe entſproſſen, die wir der Dankbarkeit der Nachwelt übergeben, damit ſie daraus einen Kranz für ſein Grab flechte.

„Der Philiſter“, jene witzſprühende und funkelnde Abhandlung, die 1811 in Berlin gedruckt, nun eine große literariſche Seltenheit geworden iſt, eröffnet den Reigen. Einem armen Schreiber und ſeiner Familie durch ihr Abſchreiben ein Almoſen zuzuwenden, das war ihm die erſte Veranlaſſung der Vervielfältigung dieſer ſcherzhaften Abhandlung, wie die erſte Seite der Schrift ſelbſt in Form eines Vorworts an die Herren Subſcribenten ankündigt. Ihrer Seltenheit wegen und weil ſie für ſeine Denkweiſe charakteriſtiſch iſt, laſſen wir daraus ſeine Aufforderung „an die Herrn Subſcribenten“ hier folgen:

„Es iſt uns allen bekannt, daß nachfolgender Scherz im Vertrauen auf fröhliche und verſtehende Geſinnung entſtanden und mitgetheilt worden, und daß der Entſchluß, dieſen Aufſatz zu vervielfältigen, ſich an dem Wunſche, einen armen Mann, der ſchreiben kann, zu unterſtützen, unter den Zuhörern zuerſt realiſirt hat. Der Druck wurde

ſcherzhafter Weiſe, als an ſich etwas philiſtriſch, verworfen, vorzüglich aber, um dem Schreiber das ganze Verdienſt zuzuwenden; da aber die Zahl der Subſcribenten anſehnlicher als erwartet ausfiel, war zu befürchten, der Schreiber, der an den Augen leidet, möchte bei aller Anſtrengung erſt ſpät vermögen, alle ſeine Wohlthäter zu befriedigen und dabei noch ein ſchweres Opfer mit ſeinem Geſichte bringen; es wurde daher beſchloſſen, den philiſtriſchen Druck als vortheilhafter vorzuziehen, und ſomit erſcheint dieſes gedruckte Manuſcript, oder lederne Hufeiſen, wobei zu erwähnen, daß, da durch die Druckkoſten der gehoffte Verdienſt für den Schreiber allerdings geſchmälert wird, dieſem philiſtriſchen Fehler nur dadurch abgeholfen werden kann, daß mehrere Exemplare abgezogen werden, und daher jeder der Beſitzer eingeladen wird, ſein Exemplar nicht zu verleihen, ſondern Jeden, der ſich über die Philiſter, oder ſich ſelber, Raths erholen will, gefälligſt an die Wittichiſche Kunſthandlung, Jägerſtraße, gegen der Bank über, zu weiſen, wo eine Anzahl Exemplare werden niedergelegt werden, und ums Geld zu haben ſeyn. Es iſt dieß Verweigern der Mittheilung an Andere eine Wohlthat für den Armen, und keine Härte für den Neugierigen, da Jeder, der Dergleichen zu leſen Luſt und Zeit haben kann, auch das Geld dazu haben muß. Ja, es iſt dieß die wahre Freudenerfindung, die ein Weſtphälinger vor Jahren im Reichsanzeiger auf Subſcription von 8 Gr. bekannt zu machen verſprach, und die endlich darin beſtand, ihm dieſe Achtgroſchen als einem armen Schelmen verſchafft zu haben; hier läuft es am Ende auf daſſelbe hinaus, wenn alles Folgende dem Käufer nicht einige Freude und einigen Ernſt erwecken ſollte, das heißt, wenn er ein Philiſter wäre, dann aber kauft er es ja gar nicht.

Ein Thaler Courant!
Kauf milde Hand,
Philiſter Hohn,
Und Gotteslohn."

Auch mitten in dem Kanonendonner der ſtürmiſchen Jahre des Befreiungskrieges, als er 1813 „unter fliegenden Fahnen und bei brennender Lunte in Wien das klingende Spiel von der Viktoria und ihren Geſchwiſtern" dichtete, auch damals gedachte er des leiſen Gewimmers der Noth; es iſt ein Chor von Waiſenkindern, die im wilden Getümmel des Lagers ihre zarte flehende Stimme erheben:

Die Kinder ſind
Vom Kriegeswind
Hinaus geweht,
Kein' Hälmlein ſteht.

O Rabe ſäe,
Spinn Lilie,
Daß Gott erbarm,
Wie nackt und arm.

O Vaterland,
O milde Hand
Thu dich jetzt auf
Und nimm uns auf.

Ihr Anblick erweckt ſchmerzliches Mitleid und die Vertriebenen werden von dem Felde der Zerſtörung zu einer ſtillwaltenden Wohlthäterin gewieſen:

Es iſt eine edle Dame,
Troſt gibt Armen ſchon ihr Name,
Wer ſie ſonſt iſt, weiß man nicht,
Doch ſie übet heilge Pflicht,

Sie wird ſpeiſen Euch und kleiden,
Und den Weg des Herrn Euch leiten.

Da ſind die Verlaſſenen getröſtet und zu der harrenden Mutter ziehend, ſingen die Waiſen um Aufnahme bittend:

Caritas! Caritas!
O du gute, milde Frau!
Ohne Troſt uns nicht entlaß,
Lilie ſpinnt nicht und hat Thau,
Rabe ſät nicht und hat Futter,
O du treue Waiſenmutter,
Caritas! Caritas!

Um dieſelbe Zeit, in den Jahren der Befreiungskriege, dichtete er auch ſeinen „Rheinübergang Kriegsrundgeſang. Wien 1814,“ worin er den Gruß ſeines Heldenliedes bald an den einen, bald an den andern der Bundesſtreiter wider den großen Unterjocher der Völker richtet; einige Strophen mögen als Probe uns hier den Klang jener Tage wieder erwecken:

Auf, ihr ſtarken Siegesbrüder!
Brecht mit Sang und Klang die Nacht,
Singt den Schickſalsſternen Lieder,
Bis der Tag uns jenſeits lacht.

Herrlich! herrlich! ſich vergeſſen,
Und das Seine um die Welt,
Seine Noth nach unſrer meſſen,
Konnte Franz, er iſt ein Held!

Moskau brennt uns in den Seelen,
Lachet Brüder, trinkt den Wein,
Denn ein glühend Schwert zu ſtählen,
Muß es gut gekühlet ſeyn.

Nun wollt voll den Becher gießen,
Daß er ſühnend überrinnt,
Bayern, Schwaben, Baden grüßen;
Alle ſind nun deutſch geſinnt.

Seyd gegrüßt ihr Rebenhügel!
Sey gegrüßt du frommer Rhein!
Unter deutſchem Adlerflügel
Reife wieder deutſcher Wein.

Unſrer Sprache heil'ge Zungen
Stimmen all in einen Klang,
Und am Rheine voll erklungen
Iſt der deutſche Siegsgeſang.

Nun ſey treu von uns umſchloſſen,
Deutſche Eidgenoſſenſchaft!
Auch in uns ſind Eidgenoſſen
Sieg und Eifer, Muth und Kraft.

Wollt denn mit uns niederknien,
Schweizer! über freien Grund
Mit der Welt zur Freiheit ziehen,
Stimmet ein mit deutſchem Mund.

Rinnet ab ihr zorn'gen Wogen!
Erde! tauche grün empor,
Unter Gottes Regenbogen
Klinget dann der Friedenschor.

Und dann pflanze ein gerechter
Noah uns den Siegeswein,
Deiner Freiheit fromme Fechter
Trag zum Sieg nun, Vater Rhein!

Chor.

Singen, klingen, Fahnen ſchwingen,
Feinde zwingen, Sieg erringen,
Nach den Friedenskronen ſpringen,
Und wenn ſie am Himmel hingen,
Auf, es wird mit Gott gelingen.

Allein auch dieſer Bundesgruß ſollte den Armen ein Almoſen einbringen; denn auf der Stirne dieſes Rundgeſanges des Jahres 1814 ſtehen wieder die Worte:

„Zum Beſten eines Armen,
Der Dichter hat die Luſt davon,
Wer mehr gibt, hat Erbarmen,
Ein Groſchen mehr bringt Gottes Lohn!“

Als im Winter 1830 das Eis ſeine Verheerungen in der Gegend von Koblenz anrichtete, wo der Dichter ſich damals aufhielt, war es wieder die milde St. Caritas, die Mutter der Waiſen und Verlaſſenen, welche ihn zum Moſeleisgangslied begeiſterte. Das Eis der Moſel war nämlich aufgegangen, während der Rhein noch ſtarr gefroren lag; die Schollen fanden keinen Ausweg, ſie wälzten ſich krachend über der gefrornen Rheinfläche ſtundenweit ſtromaufwärts. Alſo Eis auf Eis thürmend ſchwoll die Fluth der empörten Moſel immer höher und höher, alles, was ihr in den Weg kam, niederſchmetternd und fortreißend. Da ſtand in dem Dörfchen Lay die arme Hütte eines Taglöhners dem wüthenden Strome ausgeſetzt, der mit ſeinen gewaltigen Blöcken mächtig drauf losſtürmte. Ein Vater, eine Mutter und ſieben Kinder waren in der unglücklichen Hütte eingeſperrt; die Treppe ſchlichen ſie hinan, zerbrachen das Dach und ſahen

rings um ſich her ein ſchreckenvolles Wogengrab. Achtzehn Hände erhoben ſich in der ſchrecklichen Noth flehend zu Gott.

Hell ſchreit die Mutter Weh!
Hell ſchrei'n die Kinder auf,
Der ſtarre Wogenſee
Frißt ihre Stimmen auf.
Nun beten Mann und Weib
Und Kinder Herz an Herz,
Ein angſtbeſeelter Leib,
Viel Hände himmelwärts:
„Ach Herr! dein Will geſcheh,
Herr hab mit uns Geduld!
Auf Jeſu Wunden ſeh,
Und nicht auf unſre Schuld."

So rufen ſie, Hände ringend in der Schreckensnacht zum Vater im Himmel; die Moſel aber wüthet fort; Bäume wie Reiſig zerknickend, und Kähne und Schiffe zerdrückend, Brücken brechend, und Häuſer und Hütten wie Felsblöcke dahinrollend; ſo wälzen ſich ihre Eislager, von den Fluthen gehoben, fort und fort donnernd heran; das eisumſtürmte Haus verſchwindet vor den Blicken der Nachbarn im kalten Mondenſchein der Nacht; kaum ſieht nur noch das Dach heraus. Es ſchien, der Morgen ſollte ein Eisgrab mit ſtummen Leichen begrüßen; allein Gottes Hand hatte die Betenden beſchirmt; einen ſchützenden Wall hatten die Eisblöcke um die arme Hütte gethürmt; die Nachbarn horchen erſtaunt; ein Dankgeſchrei erhebt ſich aus Angſt und Noth zum Himmel; ſie brechen ſich Bahn durch das Eis, ſie erklettern das Dach und ziehen weinend in dankbarer Freude die Geretteten heraus, und der Morgen ſingt ihnen dazu frohlockend ſein Tedeum:

Lob Gott du Waſſersnoth!
Lob Gott du Eisgang wild,
Ein Schwert auf ſein Gebot,
Auf ſein Gebot ein Schild.
Lob Gott du armes Haus!
Lob Gott du Mann und Kind!
Er hört im Fluthgebraus
Die zu ihm betend ſind.
Lob Gott du armes Lay!
Lobt Gott ihr Trümmer kraus;
Er bricht das Haus entzwei
Und bauet auch das Haus.

Doch nicht allen Hütten waren die Eisfelſen ein ſchirmender Wall geworden. Mitleid und Barmherzigkeit fanden auf der öden Stätte der Niedergebeugten viele aufzurichten und des Niedergeriſſenen und Zertrümmerten Vieles aufzubauen; dies bewegte denn auch den Dichter, ſein Töchterlein, die Poeſie, wieder mit der Bettelbüchſe und dem Pilgerkleide hinaus zu ſchicken, an den Thüren der Reichen und Barmherzigen in ihren warmen Stuben anzuklopfen, und den Obdachloſen ein Almoſen für einen Stein zum Wiederaufbau ihrer Hütte heimzubringen. Darum gab er ſeinem Kinde als Segen und Zehrpfennig den Scheidegruß mit auf den Weg, welchen wir oben angeführt; es ſollte ihnen das Wunder der Barmherzigkeit Gottes erzählen, damit auch ſie ſich barmherzig erzeigten, wenn es ihnen Gottes Güte preiſend zurief:

Er war ſo ſtark und mild,
Drum ſang das Mitleid mich;
Du Menſch, ſein Ebenbild,
Du auch erbarme dich!
Kauf mich, ſo wird ein Stein,
Der an der Hütte baut,

Dem milden Fraunverein
In Koblenz anvertraut.

Allein nicht nur den Obdachloſen im Rheinthal, ſondern auch den Kindern der Donau ſollte die Stimme ſeines Liedes unterſtützendes Mitleid erwecken. Als nämlich zehn Jahre nach jenem Unglück von Koblenz, der Eisgang der Donau 1841 in der Diöceſe Regensburg großen Schaden anrichtete, da ſandte er ein zweites Töchterlein ſeiner Muſe, die heilige Marina, jenes rührende Bild leidender Unſchuld und himmliſcher Ergebung aus der heißen Wüſte Egyptens, um das kalte Eis der Herzen mit dem linden Hauche eines gottgeweihten Mundes zu ſchmelzen und die ſtarren zu den Werken hülfreicher Nächſtenliebe zu erwecken. Eine Zeichnung, die einer ſeiner liebſten jüngeren Freunde, der Hiſtorienmaler Eduard Steinle entworfen, gab ihm die Veranlaſſung dazu, was die Zueignung an denſelben ausſpricht; an ihn richtet er die Worte ſeines mitleidvollen Herzen:

— — — — — — — Horch! — Wehklagen!
Die Donau, die das Wiegenlied dir ſang,
Droht wild des Eiſes Feſſeln zu zerſchlagen;
Ihr Kind, die Noth, wehklagt den Strand entlang.

Wir geben ihr das Lied um's Brod zu ſingen;
Vergelt's Gott! — Horch, zu beten lehrt die Noth.
Und wird das Mitleid ihr dein Bild auch bringen,
Geht Bild und Lied vereint wie Kunſt nach Brod.

O in der Liebe, welch ein heilend Fügen!
Der glühe Orient gibt dir ein Bild,
Das haucht der Noth aus warmen Athemzügen
Ein Schlummerlied in's Donaueisgefild.

Marina! hilf der Donau ſingen, wiegen,
Sieht ſie die Noth, ihr ausgeſetztes Kind,
Im Schlummer lächelnd dir am Herzen liegen,
Dann bricht das Eis und thaut dem Armen lind.

Wem iſt übrigens nicht ſein Märchen: „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ bekannt? Urſprünglich dem großen Cyklus der Rheinmärchen angehörend, ließ er ſich, wenn auch lange zögernd und mit widerſtrebendem Sinne, doch endlich bewegen, daſſelbe abgeſondert von den übrigen, noch zu ſeinen Lebzeiten, herauszugeben. Allein auch ſein Ertrag ſollte, wie der Schreiber dieſer Zeilen aus ſeinem eigenen Munde weiß, einem frommen Zwecke gewidmet ſeyn. Im Jahr 1838 war es, und der Dichter beſchäftigte ſich gerade mit den letzten Druckbogen, als er durch einen Bittenden in ſeiner Arbeit unterbrochen ward. Es war, wenn ich nicht irre, ein Prieſter aus Gelnhauſen, das in jenem Märchen des hennegauiſchen Hahnengeſchlechtes der Gockelios und Alektryonen eine ſo große Rolle ſpielt, dieſer, oder ein Angehöriger der Grafſchaft Katzenellenbogen, bat ihn um ein Almoſen für eine dortzu errichtende katholiſche Kirche. Der Dichter, deſſen Phantaſie, damals ſo ausſchließlich mit Hennegau und Gelnhauſen, Prinzeſſin Mandelbiß und Prinz Speckelfleck, Hahnemann und Gackeleia beſchäftigt war, ſah hierin einen Wink, das ſcherzende Spiel ſeines Geiſtes durch einen ernſteren Zweck zu heiligen, und verſprach dem Bittenden, wie er es mit dem armen Kinde von Lay einige Jahre früher gethan, daß die goldenen Eier ſeiner Gackeleia ſich in eben ſo viele Steine zum Aufbau ſeiner armen Kirche verwandeln ſollten. Und hierauf ſpielt er an, wenn er in der „herzlichen Zueignung“ dieſes Märchens Seite V. ſeinem lieben Großmütterchen ſagt: „Später einmal durch Gelnhauſen fahrend, glaubte ich beſonders

viele Bäcker- und Fleiſcherladen dort zu ſehen; wäre aber dieſes nur ein Spiel der Phantaſie geweſen, ſo mahnt mich doch heut eine Fügung, allen Lohn, den mir Gockel je zu Tag ſcharren wird, nach Gelnhauſen zu wenden!"

Das bedeutendſte Almoſen jedoch von allen, welches ſeine milde Hand geſpendet, war ohne Zweifel das aus dem Ertrage der Betrachtungen der Emmerich über das bittere Leiden unſers Herrn Jeſu Chriſti. Der Erlös der ſechs bisher erſchienenen Auflagen floß, wenn ich nicht irre, ausſchließlich, und noch vermehrt durch zeitweilige Schenkungen aus den Erſparniſſen ſeines überaus mäßigen Lebens, und zwar in einem Betrage von ungefähr fünfzehn tauſend Gulden, theilweiſe den Armenanſtalten von Koblenz, zu Handen ſeines wohlthätigen Jugendfreundes des Hrn. Dietz, theilweiſe den unheilbar Kranken unter der Pflege ſeiner aufopfernden Freundin Apollonia Diepenbrock in Regensburg zu.

Wie ſinnreich er übrigens war, ſeine Wohlthätigkeit mit ſeinen Bedürfniſſen zu verknüpfen, das zeigen die Märchen auch noch auf eine andere Weiſe. In den letzten Jahren ſeines Lebens wurde er nämlich Willens, eine Reinſchrift von ſeinen übrigen Arbeiten und ſo auch von den Märchen machen zu laſſen. Hiezu erſah er ſich aber keinen Abſchreiber von Profeſſion, der ihm, ſeiner Uebung wegen, die Sache natürlich am ſchnellſten, am richtigſten und am wohlfeilſten hätte machen können. Nein, er wollte dieſen Verdienſt als ein Almoſen einer armen Wittwe zuwenden. Daß die gute Frau mit dem beſten Willen und Fleiß manche irrige Lesart nicht vermeiden konnte, begreift ſich leicht; er ſah es aber ohne Zweifel als ein Opfer und eine Uebung der Geduld und Demuth an, die er Gott und ſeinem Nebenmenſchen ſchuldig ſey.

Ich ſelbſt ſprach die arme Abſchreiberin länger als ein Jahr nach ſeinem Tode, und ſie ſagte mir, Thränen der Dankbarkeit in den Augen: „Ja der Herr Brentano, ach! wenn der noch lebte, ich wollte ihn gern mit meinen Händen aus dem Grabe ausgraben!“

Andere mit dem gleichen Geiſte zu beſeelen, der in ihm lebte, ſchrieb er ſogar ein eigenes Werk über die Ausübung der Barmherzigkeit. Ein Buch, welches auch noch in anderer Hinſicht merkwürdig für ſeine Charakteriſtik iſt, indem es zeigt, daß der unerſchöpfliche Dichter mit großer Selbſtbeherrſchung ſeiner überreichen Phantaſie auch Meiſter zu werden wußte, wenn es galt, einen einfachen, klaren, ſchmuckloſen, jedes Wort nach dem Maße ſtrenger Wahrheit abwägenden Bericht über gegebene Verhältniſſe, Perſonen und Zuſtände abzufaſſen. Das Buch, welches wir hier meinen, und allen, die es nicht kennen, beſtens empfehlen, führt den Titel:

> Die barmherzigen Schweſtern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Zum Beſten der Armenſchule des Frauenvereins zu Koblenz. In Commiſſion bei Hölſcher in Koblenz 1831.

Welcher Kritiker würde wohl errathen, daß dieſe mit ſo kühler Schärfe und Klarheit, jeden Schmuck verſchmähende Schrift von derſelben Hand geſchrieben ſey, welche die Wunderwelt der Märchen hervorzauberte, welche den Ponce de Leon, die Gründung Prags, die Romanzen von den drei Roſenkränzen, den Philiſter, die Viktoria und ihre Geſchwiſter, die Geſchichte vom Caspar und Annerl, die luſtigen Muſikanten, die mehreren Wehmüller, den fahrenden Schüler und ſo vieles andere Gedruckte und Ungedruckte in unerſchöpflichem Reichthum dichtete, dieſelbe

endlich, welche die Betrachtungen der weſtphäliſchen Kloſterfrau vom Agnetenberge niederſchrieb.

Sehr treffend ſpricht er Seite 415 in dieſer Schrift über die barmherzigen Schweſtern, in Bezug auf das Verhältniß von Wohlthätigkeit und Armuth und die göttliche Oekonomie zwiſchen Hülfe und Noth, die inhaltreichen Worte:

„Wie aber Gott mit den Bedrängniſſen, die er ſendet, die brüderliche Liebe der Menſchen erwecken will, geht daraus hervor, daß die Noth ſogleich gebrochen wird, ſobald die Liebe der Menſchen zu einander als Glieder Eines Leibes ſich thätig zeigt. Wenn Jeder gibt, was er zuviel hat, wird Niemand arm ſeyn in der wohlhabenden Zeit; wenn Jeder gibt, was er entbehren kann, wird Niemand entbehren in harter Zeit; wenn aber der Bemittelte ſo redlich mit ſeinem armen Bruder theilt in höchſter Noth, daß er auch ſein Theil von deſſen Armuth ſelbſt auf ſich nimmt, dann folgt er den Worten des Heilands, der da ſagt: „„Willſt du vollkommen werden, ſo gehe, verkaufe, was du haſt und gib es den Armen, und du wirſt einen Schatz im Himmel haben, und dann komme und folge mir nach."" Dieſe aber, die einen Schatz im Himmel haben und dem Herrn nachfolgen, rufen die Quellen des Segens in der Wüſte hervor und das Wunder der Brodvermehrung folgt ihrem Glauben."

Er ſelbſt ging mit gutem Beiſpiel als ein Befolger ſeiner Worte voraus, indem er den Ertrag der Schrift dem milden Frauenverein in Koblenz ſchenkte; die Dedikation derſelben bildet die Schenkungsurkunde, ſie lautet:

„Gott allein die Ehre und dem Säckelmeiſter den Pfennig.

Dem Einnehmer des Koblenzer Frauenvereines Herrn Hermann Joſeph Dietz widmet mit den Worten ſeines Gaſtfreundes:

„„Was iſt der ſchönſte und zugleich ſchwerſte Beruf des Wohlhabenden auf Erden? Gottes Rechnungsführer zum Beſten der Armen zu ſeyn — in Seinem Hauſe und mit Seiner Münze.““

(Aus Sailers Erinnerungen.)

dieſe Schrift

der Verfaſſer.“

Gott die Ehre allein und ungetheilt gebend, nannte er ſeinen Namen weder auf dem Titel dieſes Buches, noch auf den Betrachtungen der Emmerich über das bittere Leiden, wie viele Auflagen die letzteren auch im Laufe von wenig Jahren erlebten.

Uebrigens würde der ſich ſehr irren, der da glaubte, dieſe Freigebigkeit, die ſo viele Tauſende den Bittenden in den Schooß ſchüttete, ſey bei ihm Naturgabe geweſen. Es gibt Naturen, denen das Geben ihres Gutes und die Hingabe ihrer ſelbſt angeboren iſt; gleich der Sonne müſſen ſie Alles, was ſie haben, Allen mittheilen; ſie können nichts für ſich ſelbſt behalten; das Geben iſt ihnen eine Luſt; ſie geben bis ſie ſelbſt darben und wollen lieber darben als nicht mehr geben. Clemens Brentano, obwohl ein Dichter, hatte nichts weniger als eine ſolche Anlage zur Freigebigkeit oder gar zur Verſchwendung; ſey es nun das italieniſche Blut, ſey es ſeine erſte Erziehung, die ihn zum Kaufmann beſtimmte, er hatte vielmehr eine Hinneigung zu einer ängſtlichen Sparſamkeit, die ihn ſelbſt peinigte und gar oft mit mißlaunigem Argwohn in den einfachſten Lebens- und Geſchäftsbeziehungen erfüllte, zu bekämpfen; allein er ſah es als eine Pflicht an, was er ſich ſelbſt oft mit Härte verſagte, Nothleidenden zuzuwenden; er übte die Mildthätigkeit wie ein Werk der Buße, und während er im Lebensverkehr nicht ſelten mit einem Pfennig geizte, ſchenkte er, ohne daß es Jemand

anders als die zunächſt Betheiligten erfuhr, Tauſende hinweg. So konnten gar Manche mit ihm Jahre lang umgehen und ihn für mehr als ſparſam halten; denn er verbarg dieſe Wohlthätigkeit mit einer faſt ängſtlichen Sorgfalt, um ſeinem theueren Schatze nichts durch prunkende Oſtentation zu entziehen. Er hat in dieſer Weiſe mit den verderbten Anlagen der menſchlichen Natur redlich gekämpft, und daß er im Großen und Ganzen den Sieg errungen, das bezeugen die Stimmen ſeiner Lieder und die Dankgebete der unterſtützten Armen; je härter aber der Kampf war, um ſo größer der Sieg, und um ſo ſanfter, dürfen wir hoffen, wird er nun ruhen.

Mit freudigem und ſchmerzlichem Gefühle dürfen wir daher mit Recht auf dem Grabe des Dahingeſchiedenen fragen, welcher deutſche Dichter hat mit einer Hand, die ſo kunſtreich, ſo mächtig und ſo zart die Saiten zu rühren verſtand, den Armen zugleich in fürſtlicher Weiſe reichere Almoſen geſpendet? Die ſüßduftende Blume troſtſpendender Barmherzigkeit iſt es, die ſich dem grünen Lorbeerkranze des Dichters einflicht und auf ſein Haupt durch den Mund der Armen den Segen des Himmels herabruft.

Wenn darum der Schmerz derer, die Gelegenheit hatten, den Verſtorbenen und ſein verborgenes Dichten und Wirken näher kennen zu lernen, ein großer und gerechter war, ſo dürfen wir wohl hier die Frage aufwerfen: hatte auch in weiteren Kreiſen das Vaterland eine Ahnung von dem Verluſte, den es durch den Hingang von Clemens Brentano erlitten? War ihm bewußt, was dieſer ſo überreich von Gott begabte Dichter ihm war, und noch mehr, was er ihm unter günſtigeren Geſtirnen hätte werden können? Wir müſſen dieſe Frage leider mit einem entſchiedenen Nein beantworten.

Wenig beachtet, ging einer der erſten Sterne, deren Wiederkehr ſich nach Jahrhunderten mißt, am deutſchen Dichterhimmel vorüber!

Sie erzählten ſich von ſeinem Leben in mythiſcher Weiſe Dinge, worin die Fabel der Wahrheit kaum einen Raum ließ; die hochgelehrten Botaniker, welche unter dem Namen einer Literaturgeſchichte die poetiſche Flora Deutſchlands in ihre grauen Löſchpapier-Herbarien eintragen, wußten nicht, welcher Klaſſe des Linneiſchen Syſtems ſie dieſe ſeltſame Wunderblume des glühenden, phantaſiereichen, katholiſchen Südens, mit ihrer tiefen, wechſelnden Farbenpracht, ihrem myſtiſchen, ſehnſuchtweckenden Duft, ihrer räthſelhaften, ſymboliſchen Kreuzform, einregiſtriren ſollten. Bei dem mittelalterlichen Weihrauchgeruch ward ihnen unheimlich zu Muthe; wie der alte Voß, klaſſiſchen Andenkens, argwöhnten ſie in dem Kelch dieſer orientaliſchen Lotosblüthe die Spitze des römiſchen Dolches; ſie fürchteten von ihrem Zauber myſtiſche Betäubung des Geiſtes und doloroſe Stigmatiſirung des Fleiſches; an die dürftigen Erdäpfelblüthen ihrer nordiſchen Sandſteppen gewöhnt, wandten ſie darum mit verdrießlicher Scheu ihren Blick davon ab, der Hoffnung lebend, daß ſie durch die Kälte ihrer Theilnahmloſigkeit dahinwelken würde. Von Dichtern, deren er ein Dutzend mit dem kleinſten ſeiner Finger hätte in die Luft heben können, wird, nach herkömmlicher Weiſe, von dieſen diſtelfreſſenden Kritikern ausführlich Bericht erſtattet, des Clemens Brentano aber kaum mit einigen Worten gedacht. Bald ziſchelten ſie ſich ins Ort, er ſey der leibhaftige Mephiſtopheles, eine dämoniſche Natur, die auf dem Dreifuß über der Hölle ſitze, und von dem erſtickenden Qualm des Abgrundes begeiſtert Myſterien infernaliſcher Bosheit ausbrüte; bald wieder erzählten ſie einander, als Kapuziner

habe er ſich in ein polniſches Kloſter eingeſperrt, wo er unter ſteten Kaſteiungen, Roſenkranz betend vom Morgen bis zum Abend, Anathemas über die denkgläubigen Kinder der Aufklärung unter ſeiner braunen Kutte in den langen, weißen Kapuzinerbart mit bleichen, zitternden Lippen ſeit zwanzig Jahren herabmurmele.

So hat ſein Vaterland wenig oder nichts für ihn gethan. Seine Schriften waren keine Modeartikel; die Buchhändler erwieſen ſich ſeiner Muſe mit ſtiefväterlicher Sprödigkeit und Zurückhaltung als karge Gönner. In der Vorrede ſeiner Victoria klagt er, wie er lange keinen Verleger für ſie habe finden können; und hatten ſeine Dichtungen endlich einen gefunden, wie die Einſiedlerzeitung und die Gründung Prags, ſo mußte ihm durch die eiſige Kälte und die gänzliche Wirkungsloſigkeit, womit ſie aufgenommen wurden, der freudige Muth, auf der betretenen Bahn voranzuſchreiten, nicht wenig verkümmert werden. Auch in der dramatiſchen Poeſie verſuchte er ſich, aber auch hier war eine Dornenkrone ſein einziger Dank. Obſchon ſein Ponce de Leon gewiß zu dem Geiſtreichſten und Witzigſten gehört, was das deutſche Luſtſpiel aufzuweiſen hat und der Bühne unſchwer anzupaſſen wäre, ſo wurde der Dichter doch bei der erſten Aufführung in Wien von einem Publikum, das gewöhnt iſt, den poeſie- und geiſtloſeſten Fadeſſen des Auslandes zu applaudiren, ausgepfiffen und ausgeziſcht, ſo daß ihm alle Luſt verging, je wieder die Fortuna des bretternen Parnaſſes und ſeiner hölzernen Kunſtrichter zu verſuchen.

Dieſe Vernachläſſigung eines der reichſten Genies, die je gelebt, von Seiten ſeiner Zeitgenoſſen und Landsleute, iſt leider ſeinem Vaterlande, wie dem Dichter ſelbſt, zu großem Schaden ausgeſchlagen. Deutſchland hat ſich dadurch, ſo viel wenigſtens an ihm war, um eine der

ſchönſten Perlen ſeines geiſtigen Diadems gebracht. Hätte es die ſeinem Dichter von Gott verliehene Kraft zu würdigen gewußt, hätte es durch eine ſtrenge, ja ſchonungsloſe und unerbittliche Kritik die Ueberfülle, den Uebermuth und das Ungezügelte dieſer himmliſchen Kraft in die Schranken harmoniſcher Schönheit und ſich ſelbſt beherrſchender Zucht zurückgewieſen: mit welchen Werken hätte er nicht unſere Literatur verherrlichen können! Sein Name, nun von einem verhältnißmäßig kleinen Kreiſe geſchätzt, würde zur Ehre des Vaterlandes unter den ruhmvollſten Dichtern aller Zeiten und Völker ſtrahlen.

Woher aber dieſe Kälte, dieſe Mißachtung, dieſe Zurückſtoßung? War etwa ſein vorwaltend italieniſches Naturell dem deutſchen zu fremd, zu unverſtändlich? Oder bewies er ſich ſelbſt gegen ſein deutſches Vaterland kalt und gefühllos? verſchloß er den Beſtrebungen, den Kämpfen, den Leiden und Siegen ſeiner Zeit und ſeines Volkes allzu ſehr ſein Herz? Oder blieb ſeinem ſüdlichen Geiſt der nördliche Laut der deutſchen Sprache immer ein fremder, den er nie ſo recht zu bemeiſtern wußte, um die Herzen der Hörer zu ergreifen? — Dieſe Beſchuldigungen wird man dem dahingeſchiedenen Dichter nicht mit Recht machen können.

Was zunächſt die Sprache betrifft, ſo zählt unſer Volk gewiß nur ſehr wenige Dichter, die ſie, gleich ihm, ſo ganz in ihrer Gewalt hatten, daß ſie ihm zum Balle diente, der nach Gefallen, bald zum Himmel, bald zur Erde geworfen, jedesmal wieder wie von ſelbſt in die Hand des Werfenden zurückkehrte. Wer hat kunſtreichere Reime in endlos wiederkehrendem Echoſpiele gebildet, als Clemens Brentano? Wem war es gegeben, einen Gedanken gleich einem ſeidenen Faden auf das Feinſte auszuſpinnen? Wer konnte ſo viele Gedanken und jeden

Gedanken in die knappeſte, beliebigſte Form bringen, und wer konnte zugleich mit ſo wenigen Worten eine ganze Gedankenwelt umſchließen, wie er? Fließt der Rhythmus ſeiner Verſe nicht oft in ſo natürlicher Harmonie dahin, als ſeyen ſie von Ewigkeit zu einander geſchaffen?

Ja dieſe ſeine Meiſterſchaft über den Ausdruck war ſo groß, daß ſie ihn nicht ſelten zu übermüthigem Mißbrauch verlockte. Er muthete dem Gefäß zu Vieles zu; von einem überſtrömenden Gedanken- und Bilderreichthume beſtürmt, ſollte der Vers immer noch einen und noch einen Gedanken aufnehmen; ein Scherz, ein Bild, eine Anſpielung, die ihm noch einfiel, ſollte auch noch hinein; nie ſich ſelbſt genügend, feilte und ſpitzte, verkürzte und verlängerte er unaufhörlich an ſeinen Werken, immer darauf los hämmernd, den Gedanken erweiternd und die Form zuſammendrängend. Daher kam es, daß er, der die ſchönſten und fließendſten Verſe ſchreiben konnte, nicht ſelten durch tyranniſche Gewaltthätigkeit auch harte und gezwungene ſchrieb, deren Verſtändniß, abgeſehen von der Tiefe oder Dunkelheit des Gedankens, die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit fordert. Solcher Mißbrauch aber iſt nur dem Meiſter möglich, und auch ſeine taubſten Gegner werden ihm den Ruhm nicht ſtreitig machen können, daß ihm die verborgenſten Schätze unſerer Sprache zu Gebote ſtanden und die Töne wie dienſtbare Geiſter der leiſeſten Bewegung ſeines Gedankens folgten und von ihm beſeelt ſogleich ihr wunderbares Glockenſpiel begannen.

War ihm die Sprache ganz zu Willen, ſo hatte er auch wohlbegründete Anſprüche auf ihren Dank. Zu einer Zeit nämlich, als unſere Literatur und Sprache noch an der Dürre, Verknöcherung, Unbehülflichkeit, Geſchmackloſigkeit, Weitſchweifigkeit, Steife und Geiſtloſigkeit der jüngſten Jahrhunderte darniederlag, da gehörte er zu jenen

Wenigen, die, von Vorurtheilen unbeirrt, durch die Jahre der Verkommenheit in eine glorreichere Vorzeit durchdrangen und auf die im Herzen des Volkes unbeachtet oder verachtet rinnende Quelle zur Verjüngung des ſiechen Lebens hinwieſen. Seine mit unverdroſſenem Fleiße geſammelte Bibliothek war namentlich für das deutſche Mittelalter und die deutſche Volksliteratur einzig in ihrer Art; ihr verdankte die Schrift von Görres über die deutſchen Volksbücher ihr vorzüglichſtes Material und ihm iſt ſie darum auch gewidmet; er ſelbſt gab durch die Herausgabe eines jener Volksbücher, „des Goldfadens“ nämlich, ein Beiſpiel, was erſt die jüngſten Jahre in weiterem Umfange nachgeahmt haben. Er hat aber noch bedeutungsreicher in die Entwickelung unſerer Literatur eingegriffen. Als der Knabe auf dem geflügelten Roß in „das Wunderhorn“ ſtieß, da waren es ſeine Zaubertöne, die das lauſchende Ohr der Zeitgenoſſen einer in Vergeſſenheit gerathenen, unbeachteten Welt wieder zukehrten. Das Wunderhorn hat gewiß nicht wenig zur Weckung des deutſchen Bewußtſeyns beigetragen; es hat den Deutſchen den wahren Genius ihres Volkes wieder ins Gedächtniß gerufen. Wie viele Dichter haben nicht aus dieſem Brunnen geſchöpft! In wie viele Schriften hat ſich nicht, was Clemens Brentano und Achim von Arnim geſammelt, wieder als Samenkörner zerſtreut! Wie viele Componiſten haben beim Schalle jenes Wunderhornes nicht zu ſingen angefangen! Lieder, die ſeit Jahrhunderten vergeſſen und verſchollen waren, ſind auf dieſe Weiſe wieder, was ſie urſprünglich waren, Volkslieder geworden und im Munde Aller erklungen. An die Richtung deutſcher Romantik, der das Wunderhorn angehört und die es ganz vorzüglich förderte, hat ſich bis auf den heutigen Tag eine eigene Dichterſchule angeſchloſſen, ſo wie andererſeits das Studium unſerer älteren Sprache

und Literatur nicht wenig dadurch geweckt und populär gemacht wurde.

Die Einſiedlerzeitung, welche 1809, drei Jahre ſpäter als das Wunderhorn erſchien, ſollte dieſer Richtung eine nachhaltigere Wirkung ſichern und die zerſtreuten patriotiſchen Kräfte unter einer gemeinſamen Fahne zur Bekämpfung des alten Sauerteiges von Philiſterei und Bärenhäuterei ſammeln. Allein Deutſchland, büßend für alte Sünden, lag, vom Fuße des fremden Eroberers in den Staub getreten, noch zu ſehr in bewußtloſer Ohnmacht; der Hahnenruf der jungen Helden des Heidelberger Bundes, in dunkler Mitternacht erſchollen, war ein Ruf in die Oede und Wüſte gerufen; die Einſiedler mußten ſich wieder in ihre Klauſe zurückziehen; ihre Zeitung ging alsbald wegen Mangel an Theilnahme ein. Jetzt werden die wenigen von ihr erſchienenen Blätter als eine Reliquie unſerer Literaturgeſchichte geſucht und in hohem Werth gehalten. Manches Gedicht von Brentano findet ſich darin und ſeine Ueberſetzungen aus dem Meiſterwerk franzöſiſcher Chronikſchreibung, aus Froiſſart.

An dem Sterne des Vaterlandes jedoch, ſelbſt in dieſer trübſten, unheilvollſten Zeit nicht verzweifelnd, erklang die Stimme ſeines Liedes, Muth und Selbſtvertrauen weckend und zu unverzagtem Ringen und geiſtigem Streben mahnend, wo ſich irgend neues Leben, eine beſſere Zukunft verkündend, regte. So hatte er ſchon 1806, bei der Geneſung Karl Friederichs zum Dankfeſt am 16. Juli, den Heidelberger Studenten ſein humoriſtiſches Lied, den Dialog zwiſchen Frau Pallas und Karl Theodor, gedichtet. Das ſchöne, reiche Neckarthal mit der alten Muſenſtadt und das Unglück des alten Vaterlandes ſchildernd erklingt es wehmuthvoll in körnigter Sprache:

Und wie ich gen die Brücke ſchaut,
Hört ich den Neckar rauſchen laut,
Der Mond ſchien hell zum Thor herein,
Die feſte Brück' gab klaren Schein,
Und hinten an der grüne Berg,
Ich ging noch nicht in mein' Herberg.
Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
Lockt mich noch auf die Brück' hinaus.
Da war ſo klar und tief die Welt,
So himmelhoch das Sterngezelt,
So ernſtlich denkend ſchaut das Schloß,
Und dunkel, ſtill das Thal ſich ſchloß,
Und ums Geſtein erbraust der Fluß,
Ein Spiegel all dem Ueberfluß,
Er nimmt gen Abend ſeinen Lauf,
Da thut das Land ſich herrlich auf,
Da wandelt feſt und unverwandt
Der heil'ge Rhein ums Vaterland,
Und wie ans Vaterland ich dacht',
Das Herz mir weint', das Herz mir lacht'.

Eine bedeutſamere Gelegenheit indeſſen bot ſich ihm am 15. Okt. 1810 bei der Einweihung des neuen Univerſitätsgebäudes von Berlin dar; zu dieſer Feier dichtete er eine Cantate, die die hohe Bedeutung jenes Tages in ernſten Tönen Allen in die Seele rief. Damals, in der Zeit tiefſter Schmach und Erniedrigung, erklang begeiſternd die Stimme des von Deutſchlands alter Ehre und alter Kraft begeiſterten Dichters:

Zu dir, zu dir, mein Vaterland!
Mein deutſches Land,
Wend ich jetzt Stimme, Gruß und Lied!

Die Zeit ſtrafte ſeine Hoffnungen und Prophezeihungen nicht Lüge; die finſteren Wolken theilten ſich; der

Umſchwung des Jahres 1813 trat ein; da wehte es erfriſchend in die Schwüle und er ſang:

„Ein kühler Wind aus Orient,
Will uns den Tag verkünden,
Wer recht den lieben Tag erkennt,
Dem muß die Nacht verſchwinden.

Den Morgenſtern, gleich einem Held,
Seh ich hell funkelnd ſchweben;
Er wacht am blauen Himmelszelt
Und wird den Sieg uns geben.“

Von der kriegeriſchen Stimmung der nach Freiheit ringenden Zeit ergriffen, dichtete damals Clemens Brentano eine Reihe von Kriegsliedern, die Geißel ſeines Witzes über die mattherzige Miſere der meiſten vorhandenen ſchwingend. Seines kriegeriſchen Rundgeſanges, des Rheinüberganges, haben wir ſchon gedacht.

Die Morgenröthe des Sieges hatte die Herzen angelächelt; Gloria und Victoria! war die Loſung des jungen Tages; die Noth hatte in langem Schweigen tiefen Athem geholt; Rache funkelnd hatte der Löwe lautlos in die innerſte Höhle ſich zurückgezogen; ſtumm hatte der deutſche Adler in der Luft geſchwebt, ſtumm war der Pfeil von dem ſcharf geſpannten Bogen in das Herz des Bedrängers geflogen. Freudigen Tones aber erklangen alsbald die Trompeten, Sieg riefen weithin ſchallend die Hörner, und ihren Ruf begleitete er mit ſeinen kriegeriſchen Verſen. Das ächt volksmäßige Lied, was er damals angeſtimmt, wird noch heute von der deutſchen Jugend geſungen:

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel iſt ihr Zelt,
Ihr Tiſch das grüne Feld.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst,
Drum Schildwach ſey getröſt.

Zum Haſſen oder Lieben
Iſt alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl,
Der Teufel iſt neutral.

Wir richten mit dem Schwerte,
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel' dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt in der Welt.

Die vaterländiſchen Herzen mit dieſer Siegesbegeiſterung zu entflammen, das war der Sinn ſeines klingenden Spieles von der Victoria und ihren Geſchwiſtern, das urſprünglich zur Aufführung für eine Wiener Schaubühne im Jahr 1813 beſtimmt war. Unter Oeſterreichs Panier die deutſchen Stämme und alle nach Freiheit verlangenden Völker aufrufend, ſingt er:

Dein Krieg iſt Aller Krieg, o Franz!
Dein Sieg iſt aller Sieg;
Dir jauchzt der Mund des feſten Lands,
Der lang gefeſſelt ſchwieg.

Es braust das Meer, dir Vater Franz!
Zu deinem Siegeslauf,
Auf blauer Woge Siegestanz,
Blüht Oeſtreichs Segel auf.

Nun Gott mit uns und dir, o Franz!
Und mit der Freunde Heer,
Um jedes Schwert ein Siegeskranz,
Ein Kranz um jeden Speer.

Durch Gott und dich ward wahr, o Franz!
Was Oeſtreich will, das kann's.
Dieß iſt das Lied des Landwehrmanns,
Ein deutſcher Sinn erſann's.

Dieſer deutſche Sinn wandte ſich auch an die Städte und Flüſſe des Vaterlandes, ſie alle zum gemeinſamen Schwerttanz aufbietend:

Chor: Auf! Glück auf! mein Deutſchland!
Glück auf! mein Vaterland!

Main, der Kaiſer deutſcher Zeit
Fromm und treu gekrönt,
Wende dich zu gutem Streit,
Den du ſo lang erſehnt.
Fulda, Neckar, Saale, Lahn!
Brauſet freudig auf,
Schließt euch deutſchen Kämpfern an,
Freiheit ſteigt herauf!

Chor: Auf! Glück auf! mein Deutſchland!
Glück auf! mein Vaterland!

Wer dürfte es darum wagen, die Theilnahmloſigkeit, womit das Vaterland ſeine Dichtungen aufgenommen, damit zu entſchuldigen, daß ihm ſelbſt vaterländiſcher Sinn gemangelt; nein! er war vielmehr einer jener begeiſterten Sänger, deren Poſaune das Vaterland aus ſeinem feigen Schlummer erweckt und durch ſeinen Mund ſang die Muſe patriotiſcher Poeſie:

„Was wäre der Dichter wunderbar Spiel,
Zögs nicht wie Sonne durch innere Nacht,
Was wohl der Zauber in Ton und in Lied,
Der wie der Frühling über Gräber hinzieht,

Wenn er die Lebendigtodten nicht weckte,
Auf nicht die feigen Schlummernden ſchreckte,
Stehet auf! ſtehet auf! ſo rufet die Zeit,
Es iſt der Richttag, der Herr iſt nicht weit.“

Wenn die Gleichgültigkeit und Kälte, wodurch manches Werk des Dichters, welches gewiß eine beſſere Aufnahme verdient hätte, wirkungslos verhallte, auf den Dichter erkältend und verdüſternd wirken mußte: ſo können wir leider auch andererſeits, dieß fordert die Gerechtigkeit von uns, ihn ſelbſt keineswegs aller Schuld an ſeinem Geſchick frei ſprechen.

Es iſt der Mangel an Selbſtbeherrſchung, der den Redenden im Leben und Umgange nur zu oft zu Aeußerungen hinriß, die er ſpäter bitter bereute, der ſich an ihm auch in ſeinen dichteriſchen Schöpfungen als Formloſigkeit und Mangel an feſter, ihrer ſelbſt bewußter, ſtreng durchgeführter Haltung nur zu häufig rächte.

Er blieb im guten und böſen Sinne des Wortes bis in ſein hohes Alter ein Kind, das ſich arglos und bedachtlos von den Eingebungen und Eindrücken des Augenblickes leidenſchaftlich hinreißen ließ.

Er ſelbſt nannte ſich daher auch, die eigene Natur wohl kennend, den größten Dichter des Augenblicks, d. h. der Gelegenheit; er ſchämte ſich ſeiner Kindlichkeit nicht, wohl aber ihrer Unarten; er gedachte vielmehr wehmuthvoll jener Kindlichkeit, der allein die Pforten des Himmels geöffnet ſind; zu dieſer verklärten Kindheit himmliſcher, aber durch das Leben geprüfter Unſchuld, läßt er ſich und alle die Lieben am Schluſſe ſeines Märchens vom Gockel zurückkehren.

Allein ein Kind, wie er war und bleiben wollte, verſagte das Schickſal, welches über ihm waltete, ihm die höchſte Gnade, die einem Kinde zu Theil werden kann:

die ſtrenge, aber heilſame Zuchtruthe eines liebevollen, verſtehenden Vaters, die ſeinen unbändigen, gewaltigen Geiſt, ſeine alle Dämme durchbrechende überreiche Phantaſie, ſeinen übermüthig aufſprudelnden Witz, dem ſcharfen Zügel ruhiger Selbſtbeherrſchung zur Erreichung des höchſten Zieles willfährig gemacht hätte.

Alle guten Feen des Dichterhimmels hatten den Knaben in der Wiege ſchon mit ihren wunderbaren Gaben in Hülle und Fülle zum Angebinde überſchüttet; allein die böſe Alte mit der Spindel hatte ihm zur Säugamme eine Zeit der gänzlichen Zerriſſenheit und Anarchie beſtellt, und die Umſtände fügten es alſo, daß die böſe Amme nur allzugroße Gewalt über ihr Pflegkind gewann. So flog der übermächtige, ungezügelte Genius mit dem armen Kinde, auf pfadloſen Bahnen der Wildniß, nur zu oft wilden Sprunges dahin, bis Roß und Reiter ächzend und ſchmachtend, bluttriefend und athemlos und todtmüd in der ſtummen Einöde auf nacktem, harten, kalten Felſen niederſtürzten. Dazu kam noch, daß das väterliche Erbtheil zur Nothdurft ſeines Lebens gerade hinreichte; ein Glück und ein Unglück für ihn. Ein Glück: weil er ſeinen Genius nicht zum Commis eines Comtoirs machen oder in lebenslänglicher Aktenſchreiberei nach einem kleinen Aemtchen ſich abhetzen laſſen mußte; ein Unglück: weil er dadurch ſich der Nothwendigkeit enthoben ſah, ſeine Arbeiten zu Ende zu führen, auf das Urtheil der Beſſeren zu hören, nach ihrem Beifall zu ringen, um ſein Brod, nach getragener Laſt des Tages, im Schweiß ſeines Angeſichts zu eſſen.

Wirft ihm aber ſeine Zeit, mit Goethe in ſeinem Briefwechſel an Zelter, Mangel an Form, Mangel an Schule, an Disciplin, an Harmonie, an gleichmäßiger Durchbildung und in ſich gerundeter Vollendung vor: ſo

kann man den Vorwurf umkehren und ſagen, daß er hierin ein treuer Spiegel, ein wahres Kind ſeiner Zeit war. Denn wenn irgend eine, ſo iſt ſeine Zeit eine formloſe, zerriſſene und anarchiſche geweſen; und iſt ſie es ihrem vorzüglichen Charakter nach geblieben, ſo war die Schuld bei ihr Mangel an Kraft, während ihn umgekehrt die Ueberfülle nicht zur Harmonie und zum Frieden gelangen ließ.

Allein man kann erwiedern: das ſey ja gerade ſeine Aufgabe geweſen, dieſen böſen Dämon ſeiner Zeit zu beſiegen durch die Macht ſeiner ſo reich beſaiteten, ſo wundervoll begabten Harfe himmliſcher Poeſie; — er hat gewiß auch in manchem Kampfe hienach gerungen; iſt ihm aber der Sieg hierin nicht ſo ſehr, wie es die Herrlichkeit ſeines Genies hoffen und erwarten ließ, gelungen: ſo können für ihn auch Entſchuldigungen angeführt werden, die bei Andern nicht ſtatt haben, ſo wie die Selbſtbeherrſchung eines Geiſtes, wie dieſes Dichters, eine Aufgabe war, die ein gewöhnlicher Geiſt kaum ahnet, geſchweige denn glücklicher löſen würde.

Clemens mußte ſein ganzes Leben hindurch bis in die letzten Tage für die unverſchuldeten oder verſchuldeten Verſäumniſſe und Irrthümer ſeiner Erziehung und ſeiner Jugend büßen.

Mit einem leidenſchaftlichen leichtentzündlichen Geiſte und der bilderreichſten Phantaſie begabt, ſah er ſich, ohne tüchtige Vorbildung, ohne Leitſtern und ohne Pfad, in eine Welt hinausgeſtoßen, welche eine der ungeheuerſten Revolutionen in ihren tiefſten Grundfeſten eben zu erſchüttern begonnen. Dieſes Mißgeſchickes wird der billige Beobachter Rechnung tragen bei der Beurtheilung, was ſeine Schuld und was fremde Schuld war. Er wird nicht vergeſſen, daß der Dichter in Frankfurt aufwuchs, einer

Stadt, von der ſeine Schweſter Bettina ſagt, daß ihre Straßen nach Schacher riechen, und wo der uneigennützige Dienſt der Muſen und Grazien von dem gewinnreichen Dienſt des goldenen Kalbes zum Aſchenbrödel in die dunkele Dachſtube verwieſen wird. Fehlte ihr ja auch ſchon in früheren Zeiten, als ſie noch zur Wahlſtatt deutſcher Kaiſer diente, jener großartige Gemeingeiſt, wie er einſt z. B. Nürnberg, Straßburg und Köln und theilweiſe die Künſte und Wiſſenſchaften pflegenden und ehrenden italieniſchen Städte auszeichnete. In dieſer ſtiefmütterlichen Heimath, [1] der auch Goethe ſich weigerte die Taxe für die Erneuerung ſeines Bürgerrechtes zu zahlen und ihr das Diplom zurückſchickte, gingen ihm die unſchätzbaren Tage der Lehrzeit unwiederbringlich verloren. Hier, wo das Dichten als eine brodloſe Kunſt im Disconto ſehr niedrig ſteht und höchſtens als Livreebediente bei Feſten zum Prunke zugelaſſen wird, wurde auch er dem Kaufmannsſtande beſtimmt und als ſein Genius in dem finſteren Gewölbe, von Zuckerhüten und Kaffeeſäcken eingeengt, nicht gut thun wollte und Frachtbriefe in Verſen ſchrieb und ſie mit ironiſchen Randverzierungen begleitete, wurde er zur Beſſerung nach Langenſalza, zu einem Oelhändler geſendet. Aus dieſer geiſtigen Wüſtenei ſchrieb er unter dem 21. Juni 1796 unter Anderem an ſeinen Bruder Franz in Frankfurt, der ihm all ſein Leben mit der rührendſten, treuſten Bruderliebe zur Seite geſtanden: „Lieber Bruder! mit vielem Wohlgefallen reiste ich ab: denn in Frankfurt war nichts für mich zu hoffen. Du bitteſt mich um eine kleine Beſchreibung unſerer Tagzeit,

[1] In ſeinem Prolog zur Gründung Prags redet er die kaufmänniſche Rechnerin, ſeine Vaterſtadt, alſo an:

„Ob du auch Kränze, wonach Dichter ringen,
Geflochten, ſteht dahin.“

die wirſt Du in meinem letzten Brief sub Titulo Schwaab leſen können. Was hier zu lernen iſt, werde ich mir ſuchen einzuprägen; nur fehlt es hier ganz an Meiſtern und überhaupt iſt der Ort ſehr beſchränkt, was ſchöne Künſte und nützliche Wiſſenſchaften betrifft. Darum erwarte ich ſo ſehnlich meine Kiſte, in der meine Rechenbücher, Vorſchriften und eine Menge nöthiger Geräthſchaften, meine Stiefeln und andere nützliche Bücher ſind, die mir hier großen Nutzen und in den freien Stunden manche belehrende Unterhaltung geben könnten; dann iſt noch das Bild mit dem Epheukranze drinnen, mein größtes Heiligthum auf Erden. Ich habe ſie den Abend vor meiner Abreiſe in den Laden transportirt, ſie iſt mit C. B. bezeichnet; wenn ſie, gegen meine Hoffnung noch nicht fort iſt, ſo laſſe ſie doch nur bereifen und verlade ſie einem Langenſalzer Fuhrmann; denn du haſt es mir ja ſchon verſprochen. Was ich eben ſagte, daß es hier an geſchickten Meiſtern fehle, mußt du nicht auf eine ſtille, ruhige, denkende Stadt deuten. Es iſt entſetzlich, wie wenig Religion hier unter Jung und Alt herrſcht, und welch' raſender Jakobinismus das ganze Volk durchfrißt; es iſt unbeſchreiblich, wenn ich Dir ſage, daß hier die Demokraten mit den Mainzer Klubbiſten gar nicht in Parallele ſtehen und daß ich noch nicht einen einzigen Menſchen fand. Ich kenne doch ſchon gewiß alles, was man nur geſitteten Menſchen zuzählen kann — der nur vernünftig von der Sache geſprochen hätte, lauter ächte Sansculottes, ohne Sitten, Schreier und Tober. Was das Frauenzimmer angeht, ſo kann man faſt die Gränze der Sittſamkeit nicht ſo ausdehnen, daß man ihre Aufführung noch leidlich buhleriſch nennen könnte. Man kann ſich nicht vor der Thüre ſehen laſſen, ohne von allen Mädchen zuerſt gegrüßt und bekußhandt zu werden. Wenn man in

Geſellſchaft mit einem ſpricht, ſchickt ſie einem den andern Tag ſchon einen Strauß Vergißmeinnicht und beim Abſchied aus der Geſellſchaft küſſen ſie einen ungefragt und gerufen; ſonſt iſt aber, was Sittenverderbniß bei beiden Geſchlechtern genannt wird, hier faſt nicht zu treffen. Wenn ich meine Kiſte nicht bekomme, ſo kann ich mich doch ein wenig im Rechnen nach meinen Büchern fortbringen, ſonſt aber nicht; denn hier iſt nur ein alter Küchenſchreiber, vermuthlich vom König Herodes her, der ſich mit Rechnen abgibt. Ueberhaupt muß ich mich ſelbſt bilden; denn eigentlich iſt nicht viel zu lernen hier. Drum, lieber Franz! bitte ich Dich um meine Kiſte. Lebe wohl und ſey meiner Erkenntlichkeit verſichert — Clemens Brentano. Nachſchrift: Sende mir doch einen p. Ct. (Preiscourant) von deinen neueſten Preiſen, um zu ſehen, ob Dir nicht Manches von hier conveniren könnte, z. B. Lichter werden viel von hier nach Fürth geſchickt u. dergl. auch läßt ſich vielleicht hier Manches von dir verdienen. Der Doktor iſt in Weimar, Jena und Gotha, Erfurt geweſen und wird auch vielleicht nach Leipzig gehen. Er hat mir einen Brief von lauter Schuhſchnallen geſchrieben. — Die Conto von beiden Schneidern ſah ich vor meiner Abreiſe nach, ſie ſind recht."

Welch ein Umſchwung der Zeiten, welch eine Umwandlung aller Verhältniſſe im Leben des Einzelnen, wie in dem der europäiſchen Völker liegt nicht zwiſchen dieſem 21. Juni des Jahres 1796 und dem 28. Juli des Jahres 1842, wo Morgens um 8½ Uhr Clemens Brentano in gläubigem Gebete zu Aſchaffenburg die müden Augen ſchloß, die ſo viel von dem Unbeſtand menſchlicher Dinge geſehen.

Ueberblicken wir ſein Leben zwiſchen dieſen beiden Jahren, welch ein Wechſel von Perſonen, von Orten,

von Zuſtänden, von Beſchäftigungen, von Gemüthsſtimmungen! Welch eine Reihe von Umwälzungen, die um ihn her vorgingen, und welch eine Reihe innerer Kämpfe und Umwandlungen, die er in der eigenen Bruſt durchzumachen hatte, bis er den irdiſchen Sorgen und Nöthen Lebewohl ſagte und ſein Haupt zur Ruhe niederlegte!

Wie in der Zeit, ſo folgten ſich auch in ſeinem Leben die Gegenſätze: dem unſinnigen Jakobinerrauſch folgten die unglücklichen Kriege, die Beraubung, die Erniedrigung, die Knechtung Deutſchlands, der ruhmloſe Fall des alten Kaiſerreichs, der Umſturz ſeiner vernachläſſigten Rechte und Freiheiten. In ſchwindelnder Höhe thronte der franzöſiſche Imperator, aber ihm, der von einer tauſendjährigen Weltherrſchaft ſeiner Dynaſtie geträumt hatte, folgte die Reſtauration und dieſer wiederum das Bürgerkönigthum mit ſeinem Throne auf den Pflaſterſteinen des Julius 1830 und endlich die Kämpfe der Gegenwart über die großen kirchlichen und ſocialen Fragen.

All dies Getümmel fand ſeinen Wiederhall in der Seele des Dichters, der vor der erſten franzöſiſchen Revolution (8. September 1778) geboren, ſo recht zwiſchen zwei Jahrhunderte mitten inne fiel. Gingen ja auch die Umwandlungen der Literatur, mit welchen ſein Leben zunächſt verknüpft war, mit den politiſchen Umwälzungen Hand in Hand. Und in wie viele Akte zerfällt nicht das Drama dieſes Lebens! Die Kindeszeit und die früheſte Jugendzeit verlebte er am Rhein unter dem Krummſtab der Wahlfürſten des alten Reiches, deren einer ſein Taufpathe geweſen; die Lehrjahre verbrachte er in der Kaufhalle der freien Reichsſtadt und hinter dem Krämertiſch in Langenſalza; dann ein freies Troubadourleben, das den fahrenden Schüler, der ſich ſelbſt überlaſſen, und treiben konnte, was ihn nicht langweilte, bald hierhin, bald dorthin trieb,

und die Neigung ſeines Geiſtes zur Ungebundenheit und Unſtätigkeit nur zu ſehr nährte; Zuſammenleben mit ſeinem künftigen Schwager Savigny in Marburg; Sängerfahrten auf dem Rhein, Spaziergänge in ſeinen duftenden Rebgeländen, Beſuch ſeiner alten Städte und Kunſtwerke. Aufenthalt in Weimar und Jena, Verkehr mit den Halbgöttern des deutſchen Parnaſſes, Theilnahme an den Beſtrebungen und Verirrungen der romantiſchen Schule; Ueberſiedelung nach Heidelberg, Verbindung mit Achim von Arnim und Görres; Reiſe nach Holland; Umzug mit Savigny nach Landshut in den Kreis von Sailer. Der ſchmachvollen Erniedrigung Deutſchlands und der dumpfen Schwüle folgt nun das Waffengeklirr der Freiheitskriege, und Clemens Brentano, bald in Prag oder auf dem böhmiſchen Landſitze der Familie, bald in Wien, bald in Berlin weilend, tritt mit dem großen Kreis ausgezeichneter Männer in Verkehr, die das Joch des Eroberers brachen. Dem Getümmel des Krieges folgt wieder die Stille des Friedens, die Sammlung des Gemüthes, der Umſchwung ſeiner religiöſen Ueberzeugung; was ihm, von dem Unglauben der Zeit wenigſtens theilweiſe ergriffen, früher als poetiſches Spiel gegolten, erhält die Bedeutung der Wahrheit wieder, er ſagt ſich durch eine Generalbeichte in Berlin von ſeinen früheren Verirrungen los, und ſeine geiſtige Thätigkeit wendet ſich ganz dem Religiöſen zu, und ſo folgen die Jahre einſamer Betrachtung an dem Kranken- und Sterbebett der Kloſterfrau von Agnetenberg in Weſtphalen und ſein Verkehr mit dem religiöſen Kreiſe, zu dem Stolberg, Windiſchmann, Overberg und die münſterſchen Freunde gehörten; von dem Grab der Emmerich ſcheidend, weilt er bald in ſeiner Vaterſtadt am Main, bald in Koblenz bei ſeinem Freunde Dietz am Rhein, bald in dem Hauſe Sailers und Diepenbrocks zu Regensburg an

der Donau; macht Ausflüge nach Paris, um in Frankreich das neu erwachte religiöſe Leben und die Anſtalten frommer Barmherzigkeit kennen zu lernen, oder nach der Schweiz, um die Heimath der geiſtreichen und frommen Schüler und Freunde Sailers, Widmer, Gügler, Geiger zu beſuchen, oder zu den extatiſchen Jungfrauen in Tyrol; und ſo geht er endlich, die letzten Jahre in München in einem engern Freundekreis verlebend, und vorzüglich mit den Papieren der Emmerich beſchäftigt, ſeiner letzten Stunde in Aſchaffenburg entgegen.

Welch ein lehrreiches Buch wäre es geworden, hätte es ihm gefallen die Erinnerungen dieſes vielbewegten inhaltreichen Lebens aufzuzeichnen, wie vor ihm der h. Auguſtinus, wie Hamann, wie der Florentiner Benvenuto, und theilweiſe Goethe gethan. Würde das ungewöhnliche Leben mit ſeinen wechſelnden Geſtalten, bald eine Idylle, bald ein Epos, bald eine Komödie und dann wieder eine Tragödie, und manchmal etwas von alle dem in dem gleichen Augenblick, nicht ſelbſt dem ſeltſamſten Märchen voll der wunderbarſten Zaubereien gleichen! Welchen Rang hätte ein ſolches Buch in unſerer Literatur eingenommen bei dem unvergleichlichen Talente der Erzählung und dem außerordentlichen Gedächtniß, welches er beſaß. Spann ſich ihm ja, wenn er der verlebten Jahre und der Perſonen, mit denen er verkehrt, und der Ereigniſſe, die ihm hier und dort zugeſtoßen, gedachte, der Faden der Rede ununterbrochen fort von dem frühen Abend bis ſpät nach Mitternacht, und der Hörer, von der Lebendigkeit der Darſtellung hingeriſſen, ſah die Perſonen vor ſich, ſprechen und handeln, wenn ihm auch dabei nicht entging, daß die ſchöpferiſche Einbildungskraft des Dichters bei der Ausmalung ſeiner Bilder nicht müßig geweſen. Blickte der Dichter ſelbſt aber auf all den Wandel und Wechſel ſeines

Lebens und die wirren Pfade, die er durchwandelt, zurück, dann mußte ihm wohl ſelbſt manchmal zu Muthe werden wie einem, der von ſchwindelnder Höhe herniederblickt und von Dankbarkeit zu Gott erfüllt mit bewegtem Herzen nun aller der Gefahren inne wird, die ihn auf der ſteilen Bahn am Rande der Klippen und Abgründe bedrohten und noch bedrohen. Dieſe Empfindung hat er in einigen Zeilen, die er zu freundſchaftlicher Warnung niederſchrieb, ausgeſprochen; ſeine Worte, zwei Jahre vor ſeinem Tode geſchrieben, mögen hier jenem Brief ſeiner früheſten Jugend aus Langenſalza gegenüberſtehen. Sie lauten: „Freitag 7. Auguſt, Morgens 7 Uhr. Guten Morgen! Gelobt ſey Jeſus Chriſtus, gegrüßt ſey ſeine heilige Mutter, welche der heilige Geiſt gegrüßt, die gnadenvolle, gebenedeite unter den Weibern und die gebenedeite Frucht ihres Leibes. Ach möge ſie für mich armen Sünder bitten, jetzt und in der Stunde meines Todes. Als ich niederknieend ſo betete, hörte ich nahe Stimmen außerhalb des Fenſters, und ſah mir gegenüber über dem Dache des Glockengießers einem gefährlich ſtehenden Dachdecker, der ſeine Leiter befeſtigte und mit dem Geſellen ſprach, der ihnen das Nöthige aus der Dachlucken zureichte. Ich ſah mit Beben dem äußerſt gefährlichen Thun einige Minuten zu, mir kam eine innere Mahnung: Gott ſchickt mir eine Parabel meiner Stellung im Leben und der eines Jeden....; ich gedachte an Möhler, an Klee, welche Gott an unſere Wege geführt, die uns lieb waren und die Hände freundlich boten; ach! ich zitterte und betete um ſo herzlicher für Dich und mich, den Unwerthen! — Gott helfe mir! Ich ſtehe in ſeiner Hand, ich bin nicht ſtolz, aber ſehr arm und voller Schmerzen! Wie barmherzig und treu war mir Gott, wie viele Gnade hat er mir geboten und wie oft ließ ich ſie fallen, und auch jetzt ſtellt er mir den

Dachdecker mitten in mein Frühgebet; ach! er kann fallen! ach Gott ſey mit ihm! daß er nicht falle; da wendete mich mein Gebet für den Dachdecker von ihm ab, und als ich geendet, war er wieder glücklich herein!"

Leider aber hat er ſeine Lebensgeſchichte nicht aufgeſchrieben, nur ſeine Briefe, die einen guten Theil ſeiner Zeit wegnahmen, enthalten Bruchſtücke davon. Allein es iſt hier nicht der Ort in die Einzelnheiten ſeiner Biographie einzugehen;[1] wir haben es zunächſt mit ſeinen Märchen zu thun, und dieſen ſollen die folgenden Zeilen beſtimmt ſeyn.

War je einer, ſo war Clemens Brentano ein geborner Märchendichter, und ſchon von der früheſten Jugend an fühlte er ſich zu dieſer heimlichen und geheimnißvollen Welt fern dem Markte in ſtiller Waldeinſamkeit hingezogen. Seine Vorliebe für alles Volksmäßige, wie ſie ſich in der Sammlung der Volkslieder zum Wunderhorne kund gab, erfreute ſich auch an den Gebilden dieſer dem Gemüthe des Volkes entſproſſenen Naturpoeſie, die er, wie er es in ſeinen Märchen von dem Murmelthier gethan, als das arme verſtoßene Stiefkind, das ſeinen Schmerz den Nachtigallen klagte und von Frau Lureley getröſtet wird, der hoffärtigen, neidiſchen, klaſſiſchen Kunſtpoeſie, der zänkiſchen Murxa gegenüberſtellte. In dem Schnürlieschen hat er uns ein ähnliches Bild vor Augen geſtellt: hier

[1] Diejenigen, welche ein Mehreres über den Dichter zu erfahren wünſchen, verweiſen wir auf den Auffatz im Rheiniſchen Antiquarius, Koblenz Hergt, dann auf Clemens Brentano's Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten, Charlottenburg Bauer, und endlich auf die Reihe von Artikeln, welche von mir über ſeine Jugend in den hiſtor.-pol. Blättern für das kathol. Deutſchland, München liter.-art. Anſtalt, Band XIV ff. erſchienen.

iſt es die verzwickte vertrackte Mademoiſelle Zephiſe la Marquiſe de Pimpernelle, die das arme Schnürlieschen mit ihrer Schnürbruſt in den Sarg bringt, dem die milde verſöhnende Geſtalt Liebſeelchens nachfolgt. Mit den Volksliedern ſammelte er daher auch aus dem Munde des Volkes, und wo er ſie ſonſt fand, ſeine Märchen.

Allein ein ſchöpferiſcher Dichter bekleidete er ſie, wie die wunderbare Frau Lureley auch an dem armen Murmelthier gethan, mit dem leuchtenden Sternenkleide ſeiner Poeſie, nachdem er ſie in dem Jungbrunnen ſeiner Phantaſie gebadet. Und auch hierin ſagte ſeinem die Ungebundenheit liebenden Geiſte die Märchenwelt mit ihren überraſchenden Entwicklungen und ihren Wundern, die ſich an keine Geſetze binden, ganz beſonders zu. Hier in dieſem Reiche fühlte er, dem die Wirklichkeit ſchon oft in Märchengeſtalt erſchienen, ſich König und Meiſter; denn die wunderbare Zauberin, die Phantaſie, hatte ihm als Pathengeſchenk den Ring Salomonis in die Wiege eingebunden, und er durfte ihn, wie Gockels kleine Gackeleia, nur an dem Finger herum drehen und ſprechen:

„Salomon, du weiſer König!
Dem die Geiſter unterthänig,
Füll mir eilig den Pokal
Mit der reinſten Quelle Strahl,
In der Felſen Herz entſprungen,
Durch der Erde Bruſt gedrungen,
Durch der Blüthen Duft geſchwungen,
Von der Nachtigall beſungen,
Von der Sterne Licht gegrüßt,
Von des Mondes Strahl geküßt;
Gib zum Labſal durſt'gen Zungen
Ein Glas Waſſer, bitt dich drum!
Ringlein! Ringlein! dreh dich um."

Da ſtand der hochgefüllte Pokal mit dem wundervoll duftenden Lichtwaſſer vor ihm, und die welken Blumen, die er damit beſprengte, lebten und blühten neu auf, und erfüllten Alles mit dem lieblichſten Dufte. Ja der Ring war manchmal, ohne daß er es ſelbſt wußte und wollte, im Leben thätig, und zauberte ihm allerlei vor, wovon die wirkliche nüchterne Welt nichts inne ward; überall begegneten dem jugendlichen Dichter die verzauberten Prinzeſſinnen, die er ſich mit den Farben ſeiner Dichtung ausmalte, und die ihn um Erlöſung anflehten, und dazu baute er ſich hohe Schlöſſer mit Zinnen und Thürmen, mit Brunnen und Gärten und Lauben, die aber in Duft zerrannen, wenn er ſie eben beziehen wollte.

Sagte ihm ſo die Märchendichtung ganz vorzüglich zu, ſo bot ihm ihre Freiheit zugleich aber auch eine gefährliche Klippe dar, die er nicht immer glücklich umſchiffte. Hier, wo der Springwurzel die Felſen ſich öffnen, wo das Tiſchlein Deckdich den Hungrigen ſpeist, der Knüppel Ausdemſack den Böſewicht züchtigt, und man nur die Siebenmeilenſtiefel anzieht, um an jeden Ort hinzueilen, lag die Verſuchung zu nahe, ſich eben gänzlich gehen zu laſſen. Und ſo ſehen wir ihn denn auch nicht ſelten, wie er gleich einem Kinde jeder Blume, jedem Schmetterlinge nachſpringt, jeden Seitenpfad einſchlägt durch Diſteln und Dornen, bis die Hände den wilden Strauß nicht mehr faſſen können, und er ſich in der grauen Oede wieder findet. Haben ſeine Märchen uns mitten in einen blühenden Zaubergarten geführt, ſo tritt uns da plötzlich irgend ein knöcherner Ciſto Janus entgegen, der nicht wanken und weichen will; der Dichter, ſein Talent mißbrauchend und den Faden immer feiner ins Endloſe ausſpinnend, verliert ſich in überkünſtlichen Witz- und Wortſpielen und Allegorien und ſymmetriſche Wiederholungen.

Eine andere Gefahr entſprang für ihn aus ſeiner erregbaren Natur, die Dichtung und Leben immer verknüpfte. So enthalten die Märchen manchen Beitrag zu ſeiner eigenen Lebensgeſchichte, wir erinnern nur an Komanditchen und den armen Ladenpeter. Vor Allem aber hat er darin ſeine Liebe zu dem Rheine, mit deſſen Kieſel der Knabe geſpielt, in deſſen Rebenlauben der Jüngling geſungen, mit der Glorie der Dichtung umgeben, und die ihm gewidmeten Schilderungen und Lieder gehören gewiß zum Schönſten der Sammlung. Allein dies Verweben von Leben und Dichtung hatte auch ſeine Nachtheile. Was ihn gerade in dem Augenblick bewegt, was um ihn her vorging, das übte nur zu häufig ſolche Gewalt über ihn aus, daß er es bewußt oder unbewußt ſogleich in den Faden ſeiner Dichtung einflocht. Da nun ſein Geiſt immer ſchaffend, immer thätig, das was er eben hervorgebracht, nicht ruhig anſehen konnte, ſondern getrieben ward, es immer von Neuem wieder anders und anders umzugeſtalten, ſo mußte nicht ſelten die Harmonie des Ganzen, je nach den ſehr verſchiedenen Gemüthsſtimmungen, die ihn bei den verſchiedenen Ueberarbeitungen beherrſchten, durch fremdartige Töne geſtört werden, und zuletzt etwas ganz Anderes und ſehr Zuſammengeſetztes hervorgehen, als er urſprünglich beabſichtigt hatte. Wollen die Leſer hievon ein Beiſpiel haben, ſo bitten wir ſie das in dieſer Weiſe ausgeſponnene Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia, wie es bereits erſchien, mit ſeiner urſprünglichen einfachen Geſtalt in dieſer Sammlung zu vergleichen. Ein ähnliches Schickſal hat das herrliche Märchen von Fanferlieschen Schönefüßchen der größeren Hälfte nach erfahren, die übrigen Märchen ſind dagegen mehr oder minder noch in ihrer urſprünglichen Geſtalt, ja zum Theil nicht einmal zu Ende geführt.

Wie wir übrigens oben angedeutet, ſo ruhte der Grund ſeiner Dichtung auf älteren Märchen, deſſen machte er ſelbſt auch kein Hehl, indem er auf den Titel ſeines gedruckten Gockels ausdrücklich ſetzte: „Nacherzählt von Clemens Brentano."

Die Zeit der erſten Dichtung dieſer Märchen aber fällt in ſeine männlichen Jugendjahre; zugleich mit dem Roſenkranz gedichtet, waren ſie urſprünglich beſtimmt, die Kinder ſeines Schwagers Savigny und ſeines Freundes Schinkel zu unterhalten; ſie gefielen ſchon damals ſo ſehr, daß er um das Buch von allen Seiten geplagt wurde. Es mochte dies im Jahr 1811 ſeyn. Im Juni 1810 ſchon ſchrieb er von Berlin aus an den geiſtreichen Maler Runge in Hamburg: „Ich gehe jetzt damit um, Kindermärchen zu ſammeln. Z. wird ſie, wenn ich fertig bin, drucken. Ihr trefflich erzählter Machandelboom und Buttje werden auch dabei ſeyn, wenn Sie es erlauben, und Sie theilen mir wohl auch noch mit, was Sie ſonſt haben, in geſunder Zeit. Wenn ich fertig bin, ſende ich Ihnen das Manuſcript; ich denke es in klein Folio oder groß Quart drucken zu laſſen mit deutlichen, großen, bunten Bildern in Holzſchnitten. Vielleicht macht Ihnen einmal die Sache Freude, und Sie zeichnen einige Bilder dazu." 1816 ging er noch immer mit dem Drucke des noch nicht vollendeten Buches um; Schinkel ſollte es verzieren und hatte bereits damit begonnen, er trat mit Buchhändlern in Unterhandlung, einige Holzſchnitte wurden gemacht. In einem Brief, den er damals (26. Februar 1826 ſchrieb), ſpricht er ſich darüber alſo aus:

„Der Plan des Buches iſt folgender: Durch ein märchenhaftes Geſchick gerathen alle Kinder der Stadt Mainz und auch die Kronprinzeſſin Ameleya in die Gewalt und Gewahrſam des alten Flußgotts Rhein und

wohnen bei ihm in einem gläſernen Haus. Ein Müller von feenhafter Abkunft wird der Bräutigam der Prinzeſſin und König von Mainz; nun ſitzt er auf ſeinem Thron, von den Bürgern umgeben, immer Morgens am Fluß, und da werden Märchen erzählt; denn der alte Flußgott hat ſich erboten, jedes einzelne Kind gegen ein an ſeinem Ufer erzähltes Märchen herauszugeben; dieſes iſt der Eingang, eine romantiſche Fabel von etwa acht Druckbogen. Die erſte Erzählung, womit der König ſeine Braut ſelbſt von dem Rheine auslöst, eröffnet die Märchenreihe und enthält ſeinen Zug nach der Gegend ſeines Urſprungs und die Geſchichte ſeines Namens, die er dort entdeckt, etwa zwölf Bogen; nun erzählt ein armer Fiſcher ein Märchen, Murmelthierchen um ſein geliebtes Kind Ameleychen, der Prinzeſſin kleine Pathe, auszulöſen, etwa vier Bogen; dann erzählt ein Schneider ein Märchen, den Schneider Siebentodt, um ſeinen Sohn auszulöſen, etwa zwei Bogen. Soweit iſt das Manuſcript fertig, welches ich immer, ſo lange es das Intereſſe des Verlegers erlaubt, fortſetzen kann und will; es folgen dann abwechſelnd chriſtliche, jüdiſche und aller Stände Märchen, kürzer und größer, wie es die Muſe gibt. Viele Kinder können durch kleine Lieder und Sprüche oder auch kleine rührende hiſtoriſche Ereigniſſe ausgelöst werden; kurz der Plan bietet einen Faden für alle Gattung kindlicher Dichtung an, und kann eine ganze poetiſche Kinderwelt umfaſſen. Zugleich nimmt er alle Leſer der Tieckiſchen Märchen und die Verehrer der Undine in Anſpruch, ohne doch je die Geſchlechtsliebe auf eine Art zu ſeinem Gegenſtande zu machen, welche ganz aus der kindlichen Sphäre träte."

Es erging jedoch dem Dichter mit ſeinem großen Cyclus, wie unſern alten deutſchen Baumeiſtern mit ihren Domen, die ſie auch nicht bis zur Krone hinanführten; Jahre

vergingen, die Welt wechſelte ihre Geſtalt, ſeine Jugendfreunde alterten und das Buch war immer noch unvollendet.

Im Jahr 1827 ſollte die Sammlung abermals erſcheinen. Schon waren ihm dieſe Jugenddichtungen ganz fremd geworden, da wurden ſie in ſeiner Abweſenheit in den ſehr gemiſchten Abendgeſellſchaften ſeines ſeligen Freundes, des Bürgermeiſters Thomas, in Frankfurt vorgeleſen. Wieder fanden ſie vielen Beifall; der Dichter wurde mit Lob überhäuft und von allen Seiten beſtürmt, ſie herauszugeben; auch das Morgenblatt ſprach ſich darüber in preiſender Weiſe aus. Allein er blieb gegen alle Bitten unbeweglich, denn ſie hatten vielleicht an Niemand einen ſtrengeren Richter, als an ihm, dem Dichter ſelbſt. In einem Brief, den er um jene Zeit an ſeinen Freund Dietz in Koblenz ſchrieb, äußerte er ſich: er habe ſich dagegen erklärt, wieder Unnöthiges und Unnützliches zu thun und er möge nicht wieder auf eine ſo ſtörende Weiſe in den Mund des müſſigen Publikums kommen. „Einſt fand ich," fährt er fort, „ein Stück dieſer Märchen (das Myrtenfräulein) in der Frankfurter Iris abgedruckt, und Sie wiſſen, wie ſehr mich dieſes verletzte; ich ſchrieb ſogleich an den Bewahrer des Manuſcriptes (Dr. Böhmer) und bat dringend, mich mit aller Oeffentlichkeit zu verſchonen; da hörte ich, daß man in guter Abſicht dieſe unreifen und unnützen Tändeleien in Frankfurt bei Hrn. Brönner habe drucken laſſen wollen, und verhinderte es ſogleich. Das Dringen meiner Freunde um die Erlaubniß des Druckes hörte nicht auf, von flüchtigem Anhören beſtochen, hatten ſie kein Urtheil über die Unvollendetheit und gänzliche Unwürde dieſer Compoſitionen, die auf keine Art ein Ganzes waren; ſie liefen keine Gefahr dabei, als den Preis der paar Exemplare, die ſie etwa gekauft hätten; ich ſelbſt aber würde mich wider Willen aller Kritik preisgegeben haben, und

ſie hätten am Ende ſelbſt mit in den Tadel einſtimmen müſſen." — Möchten ſich unſere jungen Dichter an dieſem Urtheil über ein Werk ſpiegeln, das bereits die größten Lobeserhebungen ſich gewonnen.

Nur eine Rückſicht, nämlich den Armen eine Wohlthat zu erweiſen, war vermögend, trotz dieſem ſtrengen Urtheil ſeinen Widerwillen zu beſiegen. Schon damals ſollten ſie zum Beſten einer Armenſchule in Koblenz erſcheinen. Mit ſchwerem Herzen, wie er ausdrücklich ſagt, geſtand er dies dem Freunde zu, indem er fortfährt: „Ihre Abſicht erlaubte mir nicht meine perſönliche Verletzung gegen den Vortheil Ihrer Armen in die Wagſchale zu legen."

Allein neue Hinderniſſe ſtellten ſich in den Weg; nur der einzige Gockel erſchien 1838, Frankfurt bei Schmerber, und zwar in ſeiner ſehr erweiterten Geſtalt und mit einem Anhang vermehrt aus den Papieren, die urſprünglich zu ſeinem Fragmente von dem „fahrenden Schüler" in der Sängerfahrt gehörten.

Zu einer weiteren Herausgabe konnte er ſich, trotz der günſtigen Aufnahme dieſes Märchens, nicht entſchließen, und ſo nahten endlich die Tage ſeiner letzten tödtlichen Krankheit, wo er ſich von ſeinem barmherzigen Wohlthätigkeitsſinne beſtimmen ließ, durch die angeführte Verfügung ſeines Teſtamentes die Einwilligung zu einer künftigen Herausgabe zum Beſten der Armen zu geben.

Daß der Herausgeber ſich treu an die Urſchrift von der Hand des Dichters, welche in ſeinem Gewahrſam bleibt, gehalten, verſteht ſich von ſelbſt, und er gibt der Buchhandlung bereitwillig das Zeugniß, daß ſie den wohlthätigen Abſichten des Dichters, wie man es von einem ſo großartigen, dem deutſchen Buchhandel zur Ehre gereichenden Inſtitute erwarten durfte, entgegnen kam; ein gleiches Zeugniß gibt ihr die würdige äußere Ausſtattung des Werkes ſelbſt.

Was die Leſer hier erhalten, iſt, mit Ausnahme des Gockels und des Myrthenfräuleins, welches in einer längſt vergeſſenen Zeitſchrift erſchien, ſämmtlich ungedruckt. Daß ſie aber hier den Gockel in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erhalten, gewiß eine der ſchönſten Zierden dieſes Buches, haben ſie der Güte des Herrn **Dr.** J. Fr. Böhmer in Frankfurt zu verdanken, in deſſen Händen der alte Urgockel bis jetzt in treuem Gewahrſam geruht hatte, wie der ſelige Freund ihm denſelben übergeben. „Sie wiſſen,“ ſchreibt in dieſer Beziehung Brentano 1827, „daß ich die Ueberreſte meines literäriſchen Treibens meinem Freund, dem **Dr.** Böhmer in Frankfurt übergeben hatte, weil er eine Freude des Ordnens und Bewahrens in ſeiner antiquariſchen Natur hat und ein ſehr ſinnvoller, gütiger, dienſtfreundlicher Mann iſt.“ Böhmer ließ damals auch von den Märchen eine Abſchrift machen; durch dieſen Umſtand wurde der alte Gockel gerettet; denn die eigene Urſchrift gebrauchte der Dichter wie es ſcheint bei ſeiner Umarbeitung für den Druck. Ebenſo findet ſich auch das Myrthenfräulein nicht mehr vor; alle übrigen Märchen jedoch erſcheinen hier nach der eigenhändigen Urſchrift des Dichters. So mögen ſie denn in die weite Welt hinausziehen dieſe Märchen, die ſo lange in der Mappe ihres Dichters ruhten. Mögen ſie überall eine gaſtliche und liebevolle Aufnahme finden. Mögen ihre Leſer ſich dabei erinnern, daß keine Bewunderung und kein noch ſo reichlich geſpendetes Lob ihrem Verfaſſer die Erlaubniß entlocken konnte, ihr Gefängniß zu öffnen, und daß ſie nicht ſtrenger und rückſichtsloſer beurtheilt werden können, als er ſie ſelbſt beurtheilt hat. Allein neben allem Unvollendeten enthalten ſie des Schönſten ſehr Vieles, was ſich in ſeiner Anſpruchloſigkeit wahrlich dem beſten in unſerer Poeſie vertrauensvoll an die Seite

ſtellen kann; gewiß gehören auch manche der Lieder, welche er ſeinem bunten Märchenteppich eingewebt, zu den lieblichſten und ſinnvollſten, die in unſerer Sprache gedichtet wurden; und welch ein unübertrefflicher Humor des harmloſeſten Muthwillens lacht uns nicht aus manchen dieſer Märchen an! Begegnet den Leſern aber hier und da ein Cisio Janus, oder hat der Dichter dann und wann ſich allzuſehr in ſcherzender Tändelei gehen laſſen, ſo mögen ſie nicht der edlen Waiſenmutter, der gütigen Caritas vergeſſen, die ihn einzig zur Veröffentlichung bewog, und dankbar hinnehmen, was er ihnen liebevoll darbietet. Geht ja dies liebevolle Gemüth auch als die Seele durch dieſe Märchen, die den Kindern lehren, keinen Hungrigen ungeſpeist, keinen Traurigen ungetröſtet vorüberziehen zu laſſen, und die ihnen zugleich zeigen, wie jede Wohlthat, auch dem geringſten und ärmſten Thierlein erwieſen, von der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ihren Lohn empfängt. Zu Reu und Leid die Seelen erweckend ſingen ihnen dieſe Märchen Bd. I. 338:

„Wer vor der Sünden Strafe bebt
Und nicht vor ihrem innern Tod erſchrecket,
Noch fremde Schuld in ſeine webt,
In dem iſt noch die Buße nicht erwecket.

Wer ſeine Zeit und die Gebrechlichkeit
In ſeiner eignen Schuld wagt anzuklagen,
Dem hat Reue und das bittre Leid
Noch nicht ſo recht ans kranke Herz geſchlagen.“

In dieſen tiefen Ernſt wahrer Zerknirſchung klingt dann wieder ſanft die Stimme der Mildigkeit:

„Wer nie der Vöglein Brut geſtört,
Wer auf der Schwalbe frühen Morgenſegen
Mit ſüß erquickter Seele hört,
Der geht der Armuth mildreich auch entgegen.

Wer die zerknickte Aehre gerne hebt
Und gern die Mücke aus dem Netz befreit,
Der Spinne lohnend, die es ſinnreich webt,
Deß Herz iſt voll von göttlichem Mitleid.“

Iſt der Dichter uns mit dem Beiſpiel ſeiner Wohlthätigkeit vorausgegangen, ſo iſt er auch in der Dankbarkeit für die Wohlthaten, die ihm ſelbſt auf ſeiner Pilgerbahn erwieſen wurden, nicht zurückgeblieben. Auch hievon geben ſeine Dichtungen und ſeine anderen Schriften Zeugniß, worin er dies Gefühl mit lauter Stimme vor der Welt ausgeſprochen; ſo ſagt er in der Zueignung ſeines vaterländiſchen Spieles der Viktoria an Görres und Schinkel:

Ein leichtres Kriegsſpiel habe ich zu geben;
Doch Liebe wiegt ja mit bei den Geſchenken,
Die Gabe will des Troſtes nur gedenken,
Den Du mir überſchwenglich gabſt im Leben,
Als unter mir die Erde ſchien zu beben,
Half mir dein Arm, was ſtürzte leis zu ſenken,
Lernt ich an Deiner Bruſt die Schmerzen lenken
Und auf den finſtern Wolken lichtwärts ſchweben.

Die dankbare Erinnerung an ſeine Kinder= und Jugendjahre war es gleichfalls, welche ihm die herzliche Zueignung ſeines Märchens an das Großmütterchen eingab. Als der müde Pilger im Schatten des Kreuzes in ſpätern Jahren eine Ruheſtätte für die kranke Seele gefunden, bot ihm das Buch von dem bittern Leiden ſeines Heilandes, der ihn mit offenen Armen zur Gottesraſt eingeladen, willkommene Gelegenheit, ſeinen gaſtlichen Dank und Segen zweien andern Freunden in der Zueignung auszuſprechen, die dem müden Waller in ihrem Hauſe und ihrem Herzen eine Herberge gegönnt; ihnen widmete er ſeine Schrift als Gaſtgeſchenk mit den Worten:

Den beiden deutſchen Erneuern der Schriften der Heiligen Henricus Suſo, Johannes a Cruce und Thereſia a Jeſu weihet dieſe Blätter dankbar für Herberge, Muſe und Troſt ein Pilger,

Der in Sankt Erhardi Haus zwiſchen zweier Hirten Grab
ruhte aus,
Und vor Sankt Wolfgangi Haus neu ergriff den Pilgerſtab,
rufend aus:

Segen über dieſen Ort!
Wo ſo treu der Weinberg wird gebauet,
Gott vergelt's! ſein letztes Wort,
Wenn er nach dem Dom zurück noch ſchauet,
Der im Morgenlicht entbrannt,
Ein Altar voll früher Opferkerzen,
Mahnend oft genüber ſtand
Seinem müden Auge, lauen Herzen,
Und, von Blumen fromm umkniet,
Wo des Herren Bild am Oelberg ringet,
Mit ihm ſang das Morgenlied,
Wenn der Blüthengarten Weihrauch ſchwinget.

In der Hand den Wanderſtab,
Legt er ſcheidend nieder die Gabe
Zwiſchen zweier Hirten Grab,
Daß man ſeiner ein Gedenken habe.
Herr! bei dir allein iſt Ruh,
Wie die Jünger einſt zu dir auf Erden
Sagten, ſprichſt zum Pilger du:
Bleib bei mir, denn es will Abend werden!

Zarter, inniger, liebevoller jedoch hat er ſeine Dankbarkeit wohl kaum ausgeſprochen, als in dem herrlichen Grabgeſang, welchen er, vom 29. November bis 1. December 1838 zu München, bei dem Hingang der lieben Freundin und Mutter (Johanna Dietz) an die Hinterlaſſenen

zu ihrem Troſte, als rührende Todtenſpende, in frommer Begeiſterung dichtete. Des Lohnes gedenkend, welcher ihrer Barmherzigkeit für alles, was ſie den Armen auf Erden erwieſen, im Himmel zu Theil werden würde, erblickt ſein geflügelter Geiſt auf der ewigen Frühlingsau des Paradieſes auch ein Weihnachtsgeſchenk, das der ſeligen Freundin zu Theil geworden für die Werke barmherziger Liebe, die ſie während einer Reihe von Jahren an ihrem Gaſte in Koblenz geübt:

Auch ſteht ihr ein Zelt erbauet,
Weil ſie Obdach mir gegeben,
Daraus ſie jetzt überſchauet,
Was ſie that an meinem Leben.

Heimathlos an jedem Orte
Fand ich, wo die Kinder ſpielten,
Ruhe nur an ihrer Pforte,
Wo die Pilger Raſttag hielten.

Sie hat mich ins Haus geladen,
Hat um mich ſich eingeſchränket,
Hat am Quell der eignen Gnaden
Fromm den müden Gaſt getränket.

Und ich bin ihr tief verſchuldet,
Ihre Hand hat mir vertrauet,
Ihre Demuth mich geduldet,
Ihr Erbarmen mich erbauet.

Jetzt in ihres Lohns Palaſte
Spricht ſie bei dem Gnadenbronnen:
Ach! dieß Zelt hab' an dem Gaſte,
An Herrn Clemens, ich gewonnen.

Dieſes himmliſche Zelt der Heimgekehrten hat ſeine Dankbarkeit ihr mit anmuthigen Bildern umgeben, in

denen das mütterliche Wirken ihrer Barmherzigkeit auf Erden verklärten Lichtes ſich ſpiegelt; da aber ſein Almoſen ähnliche Wohlthaten erzeigt, und da es nicht ſelten gerade die Hand dieſer ſeiner lieben Freundin war, welche ſeine Almoſen geſpendet und auf die ſegensreichſte Weiſe, ihre Liebe, ihren Fleiß und ihre ſinnreiche Sorgfalt hinzufügend, verwendet: ſo dürfen wir das ſchöne Requiem, was er der dahingeſchiedenen Freundin nachſang, auch ſeiner zu einem ſeligeren Leben entſchwebten Seele nachrufen:

Sie ging dort ein Haus bewohnen,
Das der Meiſter ihr errichtet,
Auf des Giebelſtraußes Kronen
Spricht den Spruch, der Alle richtet.

Der, dem Alles wir bereiten,
Was den Armen wir erweiſen,
Hat in den acht Seligkeiten
Ihr Barmherzigkeit verheißen.

Als die Blumen hier vergangen,
Iſt der Frühling dort erſchienen,
Und ſie zum Verein gegangen,
Zu des Himmels Arbeitsbienen.

Dort auf Betten, reinen, weichen,
Die der Noth ſie hier gedecket,
Glänzt das Namen Jeſu Zeichen,
Wenn der Engel ſie erwecket.

Dort, wo ſie in keinem Winter
Hat für Armenholz zu ſorgen,
Weckt das Danklied ſel'ger Kinder
Sie zum ew'gen Frühlingsmorgen.

Wenn ſie dann zum Garten gehet,
Weh'n die Hemden aller Wegen,
Die den Armen ſie genähet,
Ihr vom Blumenzaun entgegen.

O! wie wird ſie freundlich lächeln,
Wenn um ſie als Siegesfahnen
All die Armenkleider fächeln,
Deren Zahl ſie kaum kann ahnen.

Wie hat ſich dein Wort bewähret,
Treuer Gott! wird ſie dann denken,
Wie hat Alles ſich gemehret,
Jetzt erſt kann ich freudig ſchenken.

Keine Luſt wird dort ihr fehlen,
Alles, was ſie hat errungen
In ſich ſelbſt und andern Seelen,
Sieht in Bildern ſie gelungen.

Das Märchen

von dem

Rhein und dem Müller Radlauf.

Wie der Müller Radlauf dem Rhein ein Lied ſang und einen Traum hatte.

Im Rheingau, wo jetzt Rüdesheim liegt, ſtand vor undenklichen Zeiten eine einſame Mühle am Rhein, umgeben von einer grünen und blumenreichen Wieſe. Auf dieſer Mühle wohnte Radlauf, ein junger frommer Müllerburſche.

Er lebte mit der ganzen Welt in Frieden, gab den Armen gern ein Mäßchen Mehl umſonſt und ſtreute ſeine Broſamen den Fiſchen und Vögeln aus. Jeden Abend ſetzte er ſich auf den Mühldamm hinaus und hatte da ſeine Freude an den ſchönen grünen Wellen des Rheins, an den Ufern, die ſich ſpiegelten und den Fiſchen, die vor Luſt aus der Fluth emporſprangen. Ehe er aber ſchlafen ging, flocht er immer noch einen ſchönen Blumenkranz und ſang dem alten Rhein ein Lied vor, ihm ſeine Ehrfurcht zu beweiſen. Am Schluſſe des Liedes warf er dann den Kranz in die Wellen, die ihn freudig hinunter trugen, und wenn Radlauf den Kranz nicht mehr ſchwimmen ſah, ging er ruhig nach ſeiner Mühle um zu ſchlafen.

Das Lied aber, welches er gewöhnlich ſang, lautete alſo:

Nun gute Nacht! mein Leben,
Du alter, treuer Rhein!
Deine Wellen ſchweben
Klar im Sternenſchein;
Die Welt iſt rings entſchlafen,
Es ſingt den Wolkenſchafen
Der Mond ein Lied.

Der Schiffer ſchläft im Nachen
Und träumet von dem Meer;
Du aber du mußt wachen
Und trägſt das Schiff einher;
Du führſt ein freies Leben,
Durchtanzeſt bei den Reben
Die ernſte Nacht.

Wer Dich geſeh'n, lernt Lachen;
Du biſt ſo freudenreich,
Du labſt das Herz der Schwachen
Und machſt den Armen reich;
Du ſpiegelſt hohe Schlöſſer
Und fülleſt große Fäſſer
Mit edlem Wein.

Auch Manchen lehrſt du weinen,
Dem du ſein Lieb entführt;
Gott wolle die vereinen,
Die ſolche Sehnſucht rührt;
Sie irren in den Hainen
Und von den Echoſteinen
Erſchallt ihr Weh.

Und Manchen lehret beten
Dein tiefer Felſengrund;
Wer dich im Zorn betreten,
Den ziehſt du in den Schlund;
Wo deine Strudel brauſen,
Wo deine Wirbel ſauſen,
Da beten ſie.

Mich aber lehrſt du ſingen,
Wenn dich mein Aug erſieht,
Ein freudeſelig Klingen
Mir durch den Buſen zieht;
Treib fromm mir meine Mühle,
Jetzt ſcheid ich in der Kühle
Und ſchlummre ein.

Ihr lieben Sterne decket
Mir meinen Vater zu,
Bis mich die Sonne wecket,
Bis dahin mahle du;
Wird's gut, will ich dich preiſen,
Dann ſing' in höhern Weiſen
Ich dir ein Lied.

Nun werf ich dir zum Spiele
Den Kranz in deine Fluth;
Trag' ihn zu ſeinem Ziele,
Wo dieſer Tag auch ruht;
Gut Nacht! ich muß mich wenden,
Muß nun mein Singen enden,
Gut Nacht! mein Rhein!

Dieſes Lied und der Kranz freuten den alten Rhein immer gar ſehr; er gewann den Müller

Radlauſ darum gar lieb und trieb ihm ſein Rad gar ordentlich, nicht zu langſam und nicht zu geſchwind.

Einſtens träumte dem Müller: er gehe auf ſeine Wieſe und wolle dem alten Rhein den gewöhnlichen Blumenkranz winden, er finde aber auf der Wieſe gar keine anderen Blumen, als nur Ritterſporn und Kaiſerkronen und Königskerzen und Schwertlilien und Ehrenpreis und dergleichen vornehme ritterliche Gewächſe, er aber ſcheue ſich mit ſeinen bürgerlichen Händen nicht, breche die edlen Blumen nach Herzensluſt und freue ſich, ſeinem alten Freund, dem adlichſten der Flüſſe, einen recht prächtigen Kranz daraus zu winden.

Als er nun dieſen im Traume in die Wellen warf, tauchte unter demſelben ein alter, ſehr ernſthafter und doch liebreicher Mann aus der Fluth; ſein grünes Schilfhaar war mit einer goldenen Rebenkrone umgeben, in deren Zweigen der Blumenkranz Radlaufs ruhte. In den Armen hielt er ein wunderſchönes Jungfräulein und ſetzte ſie vor Radlauf, der am Ufer niedergekniet war, auf den Strand. Die Jungfrau, träumte er weiter, habe ſich ihm freundlich genaht, ihm eine köſtliche alte Krone aufgeſetzt und ihn dann an der Hand aufgehoben, um ihn nach ſeiner Mühle zu begleiten. Aber da er mit ihr über die Wieſe gegangen, ſey auch gar kein anderes Kraut mehr darauf zu ſehen geweſen, als nur Mausohr, worüber ſie beide ſehr erſchrocken ſeyen;

denn das Mausohr ſey dermaßen gewachſen, daß es ſie ganz umklammert habe; dann aber ſey ein Kraut, Katzenſchwanz, emporgeſchoſſen, und rings an allen Hecken und Bäumen ſo viele Weiden und Palmkätzchen, wie ſie am Palmſonntag in der Kirche eingeſegnet werden, und habe das Mausohr ganz wieder verſchlungen. Während alle dem ſah er im Traume den alten Waſſermann in dem Rheine zornig herum ſpringen und ganze Berge von Wellen in die Höhe werfen, und ſeine Mühle ſchimmerte ihm wie ein Schloß am Bergfuß entgegen. Darüber erwachte der Müller in großen Aengſten.

Wie des Müllers Traum wahr geworden.

Der Traum war ſo lebhaft geweſen, daß Radlauf ſich die Augen nicht lange rieb. Er ſprang von ſeinem Lager und eilte hinaus auf die Wieſe, um nach den vornehmen Blumen zu ſehen, von denen er geträumt hatte. Da war aber Alles wie ſonſt: Gänſeblümchen die Menge und hier und da ein friſches Maiglöckchen und viele Butterblumen, auch im Schatten noch einige Veilchen. Die Sonne guckte eben mit den äußerſten Spitzen ihrer goldenen Augenwimpern über den Rochusberg, welcher der Mühle gegenüber jenſeits des Rheins lag, hervor.

Radlauf trat auf den Mühldamm hinaus, den Rhein zu beobachten; denn ſein Traum ſtand ihm ſo klar vor Augen, daß er glaubte, es müſſe alle Augenblicke der alte Waſſermann hervortauchen und ihm die ſchöne Prinzeſſin entgegen reichen.

Wie er ſo auf die Wellen niederſah, hörte er auf einmal eine herrliche Muſik; da zitterte ihm das Herz vor Freude und er dachte ſchon, das könne etwas bedeuten.

Als aber plötzlich Pauken und Trompeten durch die Luft tönten und aus dem Echo wiederſchmetterten: hob er ſeine Blicke den Rhein aufwärts und ſah von Mainz herab ein goldenes Schiff fahren, worauf der König und die Königin von Mainz nebſt ihrer Tochter, der Prinzeſſin Ameleya, ſaßen, umgeben von vielen Hofdamen, Kammerherren, Rittern und Muſikanten.

Merkwürdig war in dieſer Geſellſchaft, daß der größte Theil der Dienerſchaft keinen Antheil an der Muſik zu nehmen ſchien; denn der ganze Hofſtaat hatte nur Ohren für das Schnurren und Spinnen einer großen Katze mit funkelnden Augen, die auf dem Schooße der Königin ruhte und mit dem Schweife wedelte. Alle ſchienen hierin eine Vorbedeutung großer Ereigniſſe zu ſehen.

Die mächtigen Leute hatten damals den Brauch, gewiſſe bedeutungsvolle Thiere als Hof- und Leibthiere mit ſich herum zu führen, welche lebendige Würdeträger innerlicher Eigenſchaften und Geiſtesrichtungen ihres Stammes oder ihrer Perſon waren. Manche führten Löwen, Adler, Bären, Leoparden, Falken, Schwäne, Kraniche u. dergl. Thiere bei ſich, dieſe alte Königin aber eine Katze.

Dieſe Thiere waren zu einer großen Ruhe und Gleichmüthigkeit erzogen und durften nur im äußerſten Fall durch ein beſcheidenes, vieldeutiges Zeichen ihre innere Gemüthsſtimmung bemerklich machen.

Denn von ihrem Betragen hing Glück und Leben von Land und Leuten ab; weil ſie als Barometer für den Erfolg einer jeden Staatsangelegenheit betrachtet wurden, nach deren Aeußerungen man Krieg und Frieden, Bündniſſe und Heirathen ſchloß.

Ging aber ein ſolcher Handel ſchief: ſo ſetzte man das Thier ab, jagte es in den Wald oder brachte es ſonſt bei Seite, und nahm ein anderes an deſſen Stelle. Manchmal bei großen Veränderungen nahm man größere, mächtigere Thiere an die Stelle; ſo kamen Tiger, Leoparden und Löwen an die Stelle der Katzen.

Es waren dieſe Gebräuche mit der alten Zeichendeuterei verwandt, nach welcher berühmte Helden vor jedem wichtigen Geſchäft erſt aus dem Fluge der Vögel, dem Lauf der Thiere, dem Freſſen der Hühner, Glück und Unglück vorherſehen wollten.

In ſpäteren Zeiten wuchſen die Leidenſchaften der Menſchen ſo, daß kein Thier mehr groß genug war, ſie vorzuſtellen. Auch waren die Löwen, Adler und Elephanten wegen ihrer Unbändigkeit und Größe unbequem und unanſtändig; denn die Menſchen wurden äußerlich zahmer und weichlicher.

Da machten gelehrte Leute die Erfindung, nur die Abbildung der ehemaligen Hof- und Leibthiere mit herum zu führen und ſtatt derſelben geſchickte, wohlerzogene Menſchen anzuſtellen, welche ſich nicht gleich Alles merken ließen, damit man ſich erſt auf

jeden Fall gehörig vorbereiten konnte. Es war dieſes gewiß eine vortreffliche Erfindung, der wir Ruh und Frieden zu verdanken haben.

Aus dieſen Abbildungen der Hof- und Leibthiere entſtanden die Wappen, und man kann aus den ſeltſamen Figuren der auf denſelben abgebildeten Thiere ſich eine Vorſtellung machen, wie wunderbar Erziehung und Hofbrauch die ehemaligen Hofthiere zugeſtutzt hatten.

Zu dieſer wohlthätigen Veränderung ſollen die traurigen Begebenheiten mit beigetragen haben, welche durch die wenige Zurückhaltung der großen Katze auf dem Schooße der Königin von Mainz in dieſer Geſchichte veranlaßt wurden. Wenn gleich alle dieſe abergläubiſchen alten Händel längſt vergeſſen ſind, ſo iſt doch hie und da noch eine Spur übrig geblieben, wie man an den Wollflocken, welche die Vögel zu ihren Neſtern von den Dornhecken ſammelen, ſehen kann, daß vorübergezogene Schafheerden ſie daran hängen ließen, und ſo ſoll das Sprüchwort: Es kommt Beſuch, denn unſere Katze putzt ſich, noch von der prophetiſchen Gewohnheit jener Katze herkommen, ſich vor jeder Ankunft hoher Gäſte fein ſauber zu belecken und zu putzen.

Heute aber war die Aufmerkſamkeit nicht ohne Urſache auf das Betragen der Katze gerichtet; denn die königliche Familie fuhr dem verſprochenen Bräutigam ihrer einzigen Tochter, der Prinzeſſin Ameleya,

entgegen, dem Prinzen Rattenkahl von Trier, der mit der alten Königin von Trier den Rhein herauf fahren ſollte.

Es war nicht ganz unbekannt geblieben, daß dieſe Familie ein Hof- und Leibthier von ſehr verſchiedener Gemüthsart mit ſich führte; aber ein altes Staatslied enthielt die Prophezeihung, daß am Bingerloch durch Zuſammenkunft von Katz und Ratz eine hohe, glückliche Verbindung und eine neue, glückliche Zeit eintreten ſollte. Das Liedlein ſagte Folgendes:

Gute Zeit! wenn Ratz und Katz
Einig auf des Rheines Fluth
Hingeleiten Schatz zu Schatz,
Alles wird dann werden gut.
Glück, dann hält des Rades Lauf
Hochzeitskranz und Krone auf.

Weil nun die Familie des Prinzen Rattenkahl eine ausgezeichnete Ratze mit ſich zu führen pflegte: ſo hielt man das heutige Begegnen der beiden Schiffe, welche Ratz und Katz und auch den herzallerliebſten Schatz, die Prinzeſſin Ameleya, mit ſich führten, für die Erfüllung jenes alten Reimes, und die Hofmuſikanten ſpielten gar keine andere Melodie, was ſchier langweilig war.

Die ſchöne Ameleya war ſehr begierig, ihren Bräutigam zu ſehen, mit welchem ihr ein ſo großes Glück kommen ſollte, und ſie hatte ſich ganz vorn-

hin auf den Schnabel des Schiffes geſetzt, ſo daß ihre blonden Locken wie ein goldenes Wimpel wehten. Sie trug ein grünſammtenes Kleid mit goldenen Träublein geſtickt, und ſpielte mit einem goldenen Ruder nachläſſig in den Wellen, während ſie dann und wann durch die hohle Hand in das dunkle Felſenthal hineinſah, in welches ſich der Rhein aus dem heiteren und lichten Rheingau ergießt, als wolle er mit ſeinem feurigen Wein einen kühlen Keller ſuchen.

Radlauf wendete kein Auge von der ſchönen Prinzeſſin; denn ihm ſchien nicht anders, als daß ſie die nämliche ſey, welche ihn im Traum ſo ſehr erfreut hatte. Dazu kam noch, daß er in dem Geſange von dem Schiffe her, in den Worten „Schatz, Glück, Lauf“ immer von einem beſonderen Glück zu hören glaubte, das dem Radlauf begegnen ſollte.

Da erhob ſich aber auf einmal ein ſtarker Wind und das Schiff der Königin von Trier ſtrich mit vollen Segeln bei dem Bingerloche heraus, und war in wenigen Minuten dem Mainzer Schiff ſehr nahe.

Der Bräutigam, Prinz Rattenkahl, ſaß auf dem Schiffsſchnabel, ſeine Braut deſto eher zu erblicken. Aber er ſah nicht zum Beſten aus. Wenn er gleich ein guter Herr von großen perſönlichen Eigenſchaften ſeyn mochte: ſo ſtand ihm doch ſein kahler ſpitzer Kopf, ſein ſehr dünner aber langer Schnurrbart und der enge Pelz von ſchwarzen und weißen Mäuſefellen mit einem langen Rattenſchwanz

daran ſehr unvortheilhaft. Hinter ihm ſaß auf einem ledernen Stuhl ſeine Mutter, die Königin von Trier, eine ſehr alte Dame, die ſo beſchäftigt war, die große Staatsratze, die ihr auf einem großen Sammtkiſſen im Schooße lag, mit Zuckerbretzeln zu füttern, daß ſie von Allem um ſie her nichts hörte und nichts ſah; denn die Ratze ſchien beſonders unruhig und wollte ſich immer verſtecken.

Nun kamen ſich die Schiffe ſehr nah, und die Mainzer Muſikanten machten einen gewaltigen Lärm mit ihrem alten Staatsgeſang, den ſie mit Pauken und Trompeten begleiteten.

Nun war der wichtige Augenblick der Erfüllung des alten Staatsreims heran gekommen; keine Miene verzog ſich auf den beiden Schiffen; hier ſchaute Alles nach der Katze, dort nach der Ratze, welche ſich beide auch in äußerſter Stille verhielten; man erwartete das große Glück.

Die ſchöne Ameleya, etwas über das Ausſehen ihres Bräutigams verlegen, wendete ihr Köpfchen gegen Radlaufs Mühle hin, und Radlauf rückte auf den äußerſten Rand ſeines Mühldamms; nun ertönte der alte Staatsreim noch einmal und die Erfüllung ſtand nicht länger auf dem Sprung.

Die Katze fuhr wie ein Blitz über die ſchöne Ameleya weg nach der Ratze in das andere Hochzeitſchiff hinüber, die eben ſo geſchwind vor ihr in einen Winkel ſchoß; die alte Königin war mit ihrem Stuhle

umgefallen; aber, o Unglück! der ſchönen Ameleya entfiel das goldene Ruder, ſie bückte ſich darnach und ſtürzte in die Fluth und plumps ſprang Radlauf mit gleichen Beinen in den Rhein ſie zu retten.

Auf den beiden Schiffen war Alles in der größten Verwirrung. Die alte Königin ſchrie wie raſend: Staatsratz! o Staatsratz! — Die alte Königin von Mainz aber ſchrie: Staatskatz! o Staatskatz! denn der Prinz Rattenkahl trieb dieſe dermaßen mit dem Ruder im Schiff herum, daß ſie ſich endlich auf den Maſtbaum rettete.

Dieſe Verwirrung mehrten die Muſikanten noch, die wie toll und raſend drauf los paukten und trompeteten, worüber der König von Mainz endlich ſo unwillig ward, daß er den Pauker und zwei Trompeter ins Waſſer ſtieß.

Da ward es etwas geräumiger und ſtiller und er konnte das Jammern der Hofdamen über das Unglück der Prinzeſſin Ameleya erſt verſtehen, und nun erhob er ein großes Wehgeſchrei. Er trat auf die Spitze des Schiffs, wo ſie hinabgeſtürzt war, und rief dem Trieriſchen Prinzen Rattenkahl zu: „O, theuerſter Herr Schwiegerſohn! retten Sie Ihre Braut!“ Rattenkahl aber hörte und ſah nichts vor Zorn über die Katze, die er noch immer herumhetzte, um ſie aus dem Schiffe zu bringen, und ſchrie immer mit ſeiner Mutter zugleich: „Ins Waſſer mit der Katze, ſie ſoll ertrinken!“

Da warf der König von Mainz ihm aus Zorn die Krone an den Kopf, aber ſie traf ihn nicht und flog in den Rhein.

Nun wendete ſich der König zu ſeinem Gefolge und rief aus:

„Wer mir meine Tochter rettet, der ſoll ſie zur Frau haben und meine Krone dazu!“

Die Muſikanten wollten platterdings nicht retten und ſchützten vor: das Waſſer verderbe das Gehör, verſtimme die Geigen, ſtehe gar zu tief unter dem Kammerton, habe keine Reſonanz und könne man leicht in den tiefen Noten aus dem Takt kommen.

Einige Ritter ſprangen in den Fluß, aber ihre Waffen zogen ſie alle in den Grund.

Mehrere Hofdamen jagte der verzweifelte König nun ſelbſt hinein; aber ihre breiten, ſteifen Röcke hielten ſie oben wie Fiſchkaſten, dabei jammerten ſie, es komme ihnen kalt an die Beine und ſie würden von Fiſchen gebiſſen. Hierzu raste der König um ſeine Tochter, die Königin jammerte um die Katze, die Muſikanten ſpielten und ſchrieen den Staatsreim in einem betrübten Ton; denn die Damen und Paukker und Trompeter, die um das Schiff herumſchwammen, faßten ſie an den Haarzöpfen, um ſich herauszuhelfen. Da that die gehetzte Staatskatze plötzlich einen Satz nach dem Mainzer Schiff, ſie hatte aber nicht gut gemeſſen und fiel ins Waſſer, worüber Rattenkahl lachte, daß ihm der Mäuſepelz auf den

Schultern tanzte, ſeine Mutter aber, die alte, böſe Königin von Trier, vor Freuden in die Hände patſchte. Sie hatte ſich die ganze Zeit mit ausgebreiteter Schürze in den Winkel des Schiffs vor die Staatsratze geſetzt und, um die Katze von ſich zu ſcheuchen, wie ein Hund gebellt.

Die Katze aber wurde von einem ſchwimmenden Edelknaben mit dem Ellenbogen wieder in das Schiff geſchleudert und iſt ſpäter aus dieſer That ein ganzer Landesname, Katzenellenbogen, entſtanden.

Da Rattenkahl noch mit dem Ruder ſo nach ihr ſchlug, daß das Waſſer dem König von Mainz die ganze Friſur verdarb, kam dieſer in einen ſolchen Grimm, daß er ausrief:

„So wollt' ich dann, daß dich das Bingerloch mit Mann und Maus verſchlänge und die Felſenſteine rings dazu lachten!"

Darauf aber erwiederte die Königin von Trier nichts, als mit einer recht ſpitzigen feinen Stimme: „Ei, daß dich das Mäuschen beiß!"

Die Königin von Mainz herzte und trocknete indeß ihre Lieblingskatze, und der König wendete ſeinen ganzen Zorn nun auf ſie, weil er behauptete: dieſe verwünſchte Katze habe all das Unglück herbeigeführt; und ſie begannen beinahe ſchon zu raufen, als der alte Rhein das unartige Betragen all dieſer häßlichen Herrſchaften nicht mehr länger mit anſehen konnte und plötzlich einen heftigen Sturm in ſeinen Wellen

zu erheben begann. Da flogen die beiden Schiffe wie Spreu aus einander. Das Mainzer Schiff flog gegen Mainz, das Trieriſche gegen Koblenz zurück. Da das letzte aber bei Bingen um die Ecke herumfuhr, ward die Verwünſchung des Königs von Mainz ſchon an ihm wahr: der Strudel faßte das Schifflein und drehte es herum wie einen Kreiſel, immer geſchwinder und geſchwinder; da lautete es, als wenn ſich ein Rieſe gurgelte, und auf einmal war das Schiff voll Waſſer und Rattenkahl, ſeine Mutter und die Ratze verſchwanden mit ihm. Die Felſen aber lachten rings dazu: „klick, klack, klack!“ als wenn man mit tauſend Peitſchen knallte.

So ward der Fluch des Mainzer Königs wahr und der Traum des frommen Müllers Radlauf auch und der alte Staatsreim auch; denn ſein Freund, der alte Rhein, trieb dem ſchwimmenden Radlauf den Schatz, die ſchöne Ameleya, richtig in die Arme.

Mit ungemeiner Anſtrengung arbeitete er, die ſchon halbtodte Prinzeſſin nach ſeinem Mühldamm hinzubringen, und da er merkte, daß er ſelbſt auch die Beſinnung zu verlieren begann, umfaßte er die Prinzeſſin feſt mit beiden Armen und rief in Gedanken den Vater Rhein um Hülfe an, der ihn nicht verließ und mit Ameleya gleich neben ſeiner Mühle, auf der ſchönen Wieſe, ans Land warf, wo ſie beide ohnmächtig wie todt neben einander lagen.

Wie Radlauf die ſchöne Ameleya in ſeine Mühle führt.

Der Rhein war ſchon wieder ganz ruhig und ſpiegelglatt, und die Sonne ſchien warm hernieder: da erwachte Radlauf aus ſeiner Betäubung.

Ach! wie war er verwundert, als er die ſchöne Prinzeſſin in ihrem grünen goldgeſtickten Sammtrock neben ſich im Graſe liegen ſah.

Schnell ſprang er auf und kniete wieder vor ihr nieder und flüſterte: „Ach, allerholdſeligſte Prinzeſſin! wollen Sie nicht aufſtehen und ſich in meine Mühle bemühen?“ Da ſie aber kein Zeichen von ſich gab, kam er in die größte Angſt und dachte erſt, daß ſie wohl gar könne ertrunken ſeyn.

Nun beſann er ſich hin und her, was er für Mittel gehört hatte, Ertrunkene wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Aber es wollte ihm keines recht gefallen; er wagte keines aus Schüchternheit anzuwenden; ſo ſehr unwürdig fühlte er ſich, die Prinzeſſin zu berühren.

Das gewöhnliche Mittel, ſie auf den Kopf zu ſtellen, fiel ihm zuerſt ein; aber wie konnte er, dem es ſchon durch Mark und Bein ging, wenn er einen

Laib Brod auf der oberen Seite liegen ſah, auch nur den Gedanken ertragen, eine Prinzeſſin auf den Kopf zu ſtellen; dann fiel ihm ein, daß man ſolchen Betäubten Federn unter der Naſe verbrenne, um ſie durch den ſcharfen Geruch zu ſich zu bringen; aber auch dies Mittel ſchien ihm erſchrecklich; er hätte ſich nie verzeihen können, einer ſo ſchönen Naſe etwas Häßliches in die Nähe zu bringen. Da er alſo gar nichts wußte, fing er, neben ihr knieend, von ganzem Herzen zu beten an: der liebe Gott möge die ſchöne Ameleya doch wieder zum Leben zurückrufen.

Wie er ſo betend ihr in das liebliche Angeſicht ſchaute, ſummte eine kleine goldene Biene um ſie her und wollte ſich eben auf ihren rothen Mund, den ſie für eine duftende rothe Nelke hielt, niederlaſſen. Da vergaß Radlauf in der Angſt, die Biene möge die Prinzeſſin ſtechen, alle ſeine vorige Schüchternheit und gab der ſchönen Ameleya, als er die Biene verjagen wollte, eine ziemliche Ohrfeige, nach welcher ſie mit einem tiefen Seufzer die Augen aufſchlug und erwachte.

Radlauf kniete noch zitternd neben ihr und ſprach in der tiefſten Ehrerbietung: „O allerholdſeligſte Prinzeſſin! verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen eine Ohrfeige gegeben, aber ich verſichere Dieſelben, der Schlag war allein auf eine unverſchämte Biene gemünzt, welche Dero lieblichen Mund für etwas anderes, z. B. eine rothe Blume anſah, und Honig darauf ſammeln wollte. Als ich dieſe nun erſchlagen wollte, entwiſchte

ſie unter meiner Hand, und dieſe hatte das Unglück, der allerholdſeligſten Prinzeſſin Wange nur allzuderb zu berühren. Ich flehe nun um Verzeihung; iſt aber mein Verbrechen wirklich ſo groß, als ich es fühle, ſo bitte ich Dieſelbe mir alſogleich den Tod zu geben."

Die ſchöne Ameleya hörte dieſe Worte des Müllers kaum, ſo betäubt war ſie noch, und da ſie ſich endlich aufrichtete und auf ihren Füßen feſt wie eine ſchöne Bildſäule am Rhein daſtand und gar nichts von der Ohrfeige zu wiſſen ſchien, that er auch weiter keine Erwähnung davon.

Die Prinzeſſin ſah bange den Rhein hinauf, da hörte ſie noch in weiteſter Entfernung eine Trauermuſik erſchallen, mit welcher das Schiff ihrer Eltern nach Mainz zurück ruderte. Das beruhigte einigermaßen ihr Herz; denn wo ihr Bräutigam, der Prinz Rattenkahl, hingekommen ſeyn möge, das kümmerte ſie gar nicht, weil ſie eigentlich aus Schrecken über deſſen unangenehmes Ausſehen in das Waſſer gefallen war.

Nun kniete ſie nieder und dankte Gott von Herzen, daß er ſie ſo wunderbarlich errettet habe, und wandte ſich dann zu Radlauf, dem ſie nun auch von Herzen dankte und ihn bat, ſie in ſeine Mühle zu führen, damit ſie ein wenig ſchlafen könne.

Radlauf konnte vor Freuden und Entzücken, als die ſchöne Prinzeſſin mit ihm ſprach, gar kein Wort vorbringen. Er machte bloß eine unterthänige Ver-

beugung, und als ſie nach der Mühle zu wandelte, ging er hinter ihr her, theils aus Ehrerbietung, theils damit ihr die vom Rheinwaſſer noch ſehr naſſe Schleppe nicht ſo kalt an die Beine ſchlagen ſollte. Der Prinzeſſin gefiel dieſe Artigkeit des Müllers gar ſehr, und ſie ſah dann und wann um und nickte ihm freundlich mit dem Kopf. Er aber ſah ganz beſchämt an den Boden, und wie erſtaunte er nicht, als er überall, wo die ſchöne Ameleya ihren Fuß auf der Wieſe hinſetzte, lauter Ehrenpreis und Königskerzen und Ritterſporn und andere adelige Blumen aufblühen ſah, worauf er wieder ſehr an ſeinen Traum gedachte.

So traten ſie in die klappernde und ſtäubende Mühle, und als er ſie in ſeine Stube gebracht, redete ſie mit großer Freundlichkeit einige Worte zu ihm; doch konnte er ihre Stimme nicht verſtehen vor dem Mühlgeräuſch, und er wollte ſich ſchon wegbegeben, die Mühle feſt zu ſtellen, aber ſie blieb in demſelben Augenblick von ſelbſt ſtehen, was ihn zu einer andern Zeit gewiß ſehr verwundert hätte, ihm jetzt aber gar nicht auffiel, ſo beſchäftigt war er mit ſeinem vornehmen Beſuch, und beſonders mit dem Gedanken, was in aller Welt er ihr wohl für eine Mahlzeit auftiſchen ſollte.

Radlauf verbeugte ſich vor Ameleya und bat ſie, ſich es bequem zu machen; er legte ihr weiße Tücher über ſein Bett, ſetzte ihr friſches Waſſer hin und feine Kleie zum Waſchen, auch ſein beſtes Handtuch und

einen ganz neuen buchsbaumenen Kamm, den er ſelbſt geſchnitten hatte, wie auch das Brauthemd ſeiner verſtorbenen Mutter und die Hochzeitkleider derſelben, damit ſich die Prinzeſſin umkleiden könne; dann machte er ein Feuer auf den Herd, theils ihr etwas zu kochen, theils auch die durchnäßten Kleider zu trocknen.

Alles das that er ſtill, ohne ein Wörtchen zu ſagen. Die Prinzeſſin war auch ganz ſtill und ſah ihm zu, wie er Alles ſo fleißig und bedachtſam und beſcheiden beſorgte, was ihr etwa angenehm ſeyn könnte. Nun nahm er noch ſeine eigenen Sonntagskleider aus dem Kaſten, hängte ſie über den Arm, legte ein Stückchen Kreide auf den Tiſch, ließ ſich dann auf ein Knie nieder und ſprach: „Allerholdſeligſte Prinzeſſin! wenn Sie ſich der wenigen Bequemlichkeit in der Stube eines armen Müllers bedient haben: geruhen Sie mit dieſer Kreide hier an die ſchwarze Küchenthüre ihre ſämmtlichen Leibſpeiſen aufzuzeichnen, damit ich hernach wieder hereinkomme und ſehe, womit ich Sie in der Eile zu erquicken vermag.“

Die Prinzeſſin war durch die Artigkeit des Müllers ſehr gerührt, brach die Kreide entzwei und gab dem Müller ein Stück mit den Worten: „Nimm hin, mein guter Radlauf! begebe dich in die Küche und ſchreibe auf die andere Seite der Thüre deine Leibſpeiſen und diejenigen, welche wir beide zugleich werden aufgeſchrieben haben, ſollſt du mir dann bereiten.“ Radlauf nahm die Kreide und ſprach: „Nicht allein

dieſes, ſondern auch alles andere, was Sie wünſchen könnten, ſchwöre ich Ihnen zuzubereiten, wenn es in meinem Vermögen ſteht."

Nun machte er eine Verbeugung und begab ſich nach der Küche.

Wie Radlauf den Küchenzettel macht und der ſchwarze Hans auch dabei ſeyn will.

Kaum war Radlauf in der Küche, als er ein hübſches Feuer auf dem Herd machte und alles Geſchirr recht reinlich ausſcheuerte, wobei er ſich immer beſann, was er für Lieblingsgerichte aufſchreiben ſollte; aber es wollte ihm auch gar nichts anders einfallen, als gebrannte Mehlſuppe und Rühreier, denn er hatte ſein Lebtag nichts anders gegeſſen, und kannte auch kein anderes Gericht.

Unter dieſen Geſchäften und Sorgen horchte er dann und wann nach der Thüre hin, ob die Prinzeſſin etwa ſchon auf der andern Seite ihre Lieblingsſpeiſen daran ſchreibe; aber er vernahm noch nichts, ſie ſchien beſchäftigt ſich umzukleiden.

Mit allem war er nun bereit, nur beſann er ſich noch immer auf irgend eine andere Speiſe, und rieb ſich die Stirne, indem er auf und ab ging. Er hatte aber am Fenſter einen zahmen Staar im Vogelbauer hängen, den er trotz langer Bemühung noch nicht hatte ſprechen lehren können, wenn gleich der Vogel

eine beſondere, ja beinah menſchliche Klugheit verrieth; als er nun den guten Vogel ganz tiefſinnig auf ſeiner Stange ſitzen ſah, als ob er ſich auch auf einen Küchenzettel beſänne, fragte er ihn, wie er gewöhnlich pflegte, wenn er ſeine Mahlzeit zubereitete:

„Schwarzer Hans, du meine Freude!
Was kocht der weiße Müller heute?“

Da antwortete der Staar zum erſtenmal, aber mit ſehr trauriger Stimme:

„Gebranntes Mehl und Rührei,
Der ſchwarze Hans iſt auch dabei!“

Wohlan ſo ſoll es auch dabei bleiben, rief Radlauf aus, voll Freude, daß ſein Vogel zum erſtenmale geſprochen. Fröhlich ging er zum Vogelbauer, ſtreute ſchönen Weizen hinein und füllte das Tröglein mit friſchem Waſſer; aber Hans blieb immer traurig, er wollte nicht freſſen und nicht ſaufen; das Herz ſchlug ihm als wenn er einer Katze gegenüber ſäße, und die Flügel ließ er hängen wie ein Leichenbitter. Radlauf konnte gar nicht begreifen, was den Vogel nur ſo betrüben möge. Endlich dachte er, er iſt vielleicht erſchrocken, als ihm auf einmal der Verſtand aufgegangen und die Sprache gekommen, nun weiß er jetzt ſeines Studirens kein Ende, weil er vor lauter Gedanken gar nicht weiß, was er zuerſt ſagen ſoll. Um ihn ein wenig aufzumuntern, ſprach er zu ihm:

„Friß und ſauf und bade dich
Und pfeif eins, Hans ohne Sorgen,
Weil ich zum Schmauße lade dich,
Haſt du kein Geld, ich will dirs borgen.“

Worauf ihm aber der Staar noch viel betrübter antwortete:

„Was hilft's, wenn ich viel freſſe,
Es iſt mein Leichenſchmaus;
Mich ſpeist doch die Prinzeſſe,
Denn meine Zeit iſt aus.

Was hilft's, wenn ich viel bade
Mein Trauermäntelein;
Ich ſterb' heut ohne Gnade,
Ich muß gefreſſen ſeyn.

Was hilft's, wenn ich viel ſaufe,
Es iſt mein Sterbetrunk;
Dem Tod ich nicht entlaufe,
Mich ißt ihr rother Mund.“

Dabei legte er den Kopf ganz betrübt auf ſein Freßtröglein, als wollte er ihn abgehackt haben. Radlauf bemitleidete ihn herzlich und machte ihm den Bauer auf und das Fenſter, damit er ſich eine Bewegung machen möge; denn er glaubte, er ſey von vielem Studiren und Einſitzen ſo tiefſinnig geworden. Indem hörte er die Prinzeſſin mit der Kreide an der Thüre ſchreiben, und ſchnell ſprang er mit ſeiner Kreide auch an die Thüre; ſie ſchrieb von außen und er von innen, und ſie ſchrieb noch lange, als er längſt

fertig war. Endlich machte ſie die Thüre auf und ſprach: „Jetzt will ich leſen, was ich alles aufgeſchrieben, wenn du es nicht haſt, ſo gib mir ein Zeichen.“ Da las ſie:

„Gebackene Pflaumen von Wolfenbüttel?“
Der Müller mit dem Kopf ſchüttelt.
„Ein verzuckerter Schweinskopf?“
Der Müller ſchüttelt mit dem Kopf.
„Eine Schneckenleber-Paſtete?“
Der Müller mit dem Kopf drehte.
„Ein vergoldetes Kalbshirn?“
Der Müller ſchüttelt mit der Stirn.
„Lämmerſchwänzchen in Honig gebacken?“
Der Müller ſchüttelt mit den Backen.
„Ein kandirter Waſſerhaſe?“
Der Müller ſchüttelt mit der Naſe.

Endlich ſagte ſie:

„Gebrannte Mehlſuppe und Rührei?“
Der Müller ſprach: „es bleibt dabei.“

Dann las die Prinzeſſin noch:

„Einen friſchen Staarenbraten?“
Der Müller ſprach: „ach ja, Ihr Gnaden!“

und die Thränen liefen ihm in die Augen, denn der Staar ſprach einmal übers anderemal laut und vernehmlich, aber mit ſehr betrübter Stimme dazu: „Der ſchwarze Hans iſt auch dabei;“ und Radlauf merkte wohl, daß der gute Vogel vorausgefühlt haben müſſe,

daß ihn die Prinzeſſin aufeſſen werde; warum er das wußte und wie er es wußte und wozu es gut war, daß es geſchah, das wußte damals kein Menſch und kein Staar; vielleicht wird es im Fortgang dieſer Märchen noch einmal bekannt.

Soviel iſt gewiß, daß Radlauf wohl fühlte, er könne der Prinzeſſin keine Einwendung machen, ſo leid es ihm auch that, den ſchwarzen Hans zu ſchlachten; denn er hatte ihr geſchworen, alles, was in ſeinem Vermögen ſey, für ſie als Speiſe zuzurichten, ſo ſie es begehrte. Er verbeugte ſich demüthig vor der ſchönen Ameleya und ſagte: „Sogleich werde ich die Ehre haben, Euer Holdſeligkeit zu bedienen,“ und ſomit zog er die Küchenthüre wieder zu.

Wie ſich der ſchwarze Hans ſelbſt umbringt, Radlauf und Ameleya ihn eſſen und nach Mainz ziehen.

Nun band ſich Radlauf einen ganz neuen Mehlſack als Küchenſchürze vor, und nahm ſeinen Schleifſtein und ſein Meſſer zur Hand; denn er wollte dem Hans den Kopf mit einem recht ſcharfen Meſſer abſchneiden, damit er nicht viel Schmerzen haben möge. Da er nun mit ſeinem Meſſer auf dem Wetzſtein hin und her fuhr, fing der Staar an dazu zu ſprechen:

„Meſſer, Meſſer, wetz, wetz, wetz,
Iſt der Lohn für mein Geſchwätz,
Hätt ich nicht ſo ſehr geſchwätzt,
Wäre ich ein Fürſt bis jetzt."

Als Radlauf dieſe bedeutungsvollen Worte des ſchwarzen Hanſen hörte, hielt er mit Wetzen ein und redete ſogleich, denn er hatte eine beſondere Hochachtung vor Standesperſonen in andern Umſtänden, den Vogel mit folgenden Worten an:

„Ihro Durchlaucht waren alſo ein Fürſt, ach vielleicht gar von Geblüt; o dann getraue ich mich nicht meine Hand an ihr geſalbtes Haupt zu legen, und ſo

Euer Durchlaucht geruhen, werde ich dieſelben der Prinzeſſin Ameleya vorſtellen.“ Der Vogel antwortete:

„Einſt war ich Fürſt von Staarenberg,
Mein Maul ſtand damals überzwerg;
Doch habe ich ſo viel geſchwätzt,
Daß es ein Schnabel ward zuletzt.“

Dann bat er den Müller noch, ihn zu der Prinzeſſin zu laſſen; er wolle nur die Ehre haben, ſie vor ſeinem Tode noch einmal zu ſehen, worauf er ſich wieder einſtellen wolle, um geſchlachtet zu werden. Sein Teſtament ſey bereits gemacht, er habe es mit Kienruß vermittelſt ſeines Schnabels auf einen Mehlſack vor einigen Tagen geſchrieben, und werde es Radlauf zu ſeiner Zeit finden. Hierauf machte der gerührte Müller Thür und Fenſter auf und ſprach: „Ihro Durchlaucht können ſich begeben wohin ſie wollen.“

Der Staar aber flog nicht etwa zu dem Fenſter hinaus; das fühlte er tief unter ſeiner Würde; er begab ſich vielmehr zu Fuß mit langſamen anſtändigen Schritten in die Stube zu der Prinzeſſin, und Radlauf ſchloß die Thüre beſcheiden hinter ihm zu, horchte auch nicht am Schlüſſelloch, weil ihn Staatsſachen damals gar nicht intereſſirten.

Als Ameleya den Vogel herein trippeln hörte, wendete ſie ſich zu ihm und er flog vor ihr auf den Tiſch, an welchem ſie mit aufgeſtützten Armen nachdenkend ſaß. Er machte da mehrere Complimente und

rührende Stellungen vor ihr; die Prinzeſſin ſah ihm verwundert zu und wollte eben über ſeine wunderlichen Manieren lachen, als der Vogel mit beweglicher Stimme zu ihr ſprach:

„Gott grüß dich, ſchöne Ameley!
Der ſchwarze Hans iſt auch dabei“

und mit ſeinem Schnabel eine goldne Nadel unter ſeinem Flügel hervor zog, die er ſich ſo heftig in das Herz ſtieß, daß das Blut der Prinzeſſin auf den Arm ſpritzte. Als er niederſank, ſagte ſie mit Thränen: „Ach armer Hans! was haſt du gethan?“ Da ſprach der Vogel mit ſterbender Stimme:

„Ade du ſchöne Ameley!
Verzeih mir meine Schwätzerei;
Das ſchönſte Grab wird mich beehren,
So du mich willſt ſogleich verzehren;
Der Müller ſoll auch eſſen mit,
Ich wünſch euch guten Appetit.“

Nach dieſen Worten ſtreckte er die Beine aus, ſchloß die Augen, ſperrte den Schnabel auf und war mauſetodt.

Die ſchöne Ameleya zog ihm die Nadel aus der Bruſt und erkannte dieſelbe als eine ihrer Haarnadeln, die ſie vor mehreren Jahren einem Edelknaben zu Mainz geſchenkt hatte, der bald darauf verſchwunden war. Ueber ſein Verſchwinden ging das Gerücht unter den übrigen Edelknaben, er habe ihnen erzählt, daß die Prinzeſſin Ameleya ihm eine ihrer Haarnadeln

geſchenkt, und da ſey er plötzlich in einen Staar verwandelt worden und davon geflogen. Jetzt erkannte Ameleya nur zu gut die Wahrheit jenes Gerüchtes, und vergoß bittere Thränen des Mitleids um den armen Hans und weinte und ſchluchzte ſo laut, daß Radlauf nach ſeinem Mühlrad ging, welches vorhin ſtehen geblieben war, um zu ſehen, was es am Gange hindere; denn das Jammern der Prinzeſſin ging ihm ſo zu Herzen, daß er wünſchte, er möge es vor dem Mühlgeklapper nicht mehr hören.

Da fand er nun zu ſeiner großen Verwunderung die Krone des Königs von Mainz, die, als der alte Herr ſie in ſeinem Zorn dem Prinzen Rattenkahl an den Kopf hatte werfen wollen, in den Rhein gefallen war, in dem Getriebe ſeiner Räder hängen, wodurch ſie ſtill geſtanden waren. Kaum hatte er ſie herausgenommen, ſo ging die Mühle wieder munter drauf los.

Als er nun wieder in die Mühle gehen wollte, ſah er jenſeits des Rheins einen Trompeter auf dem Rochusberg ſtehen; der blies, daß es in die Felſen hinein ſchmetterte, und rief dann etwas mit lauter Stimme aus. Auch ſah er viele Fiſcher und Taucher auf dem Rheine herumfiſchen und ſchwimmen und tauchen und ſuchen. Einer von dieſen ſagte ihm nun: Der König von Mainz habe dem ſeine Tochter, die Prinzeſſin Ameleya, zur Gemahlin verſprochen, der ſie lebendig wieder brächte, und wer ſie todt bringe, der ſolle ein Schloß am Rhein haben, und wer ſie ſammt der

verlornen Krone zurück lieſere, der ſolle ſein Nach=folger ſeyn.

Radlauf konnte ihn vor Freude gar nicht zu Ende hören; er verſteckte die Krone in ſeinen Buſen und hüpfte freudig nach der Mühle über die Wieſe hin. Da er in die Küche kam, hätte er beinahe vor Freuden der Prinzeſſin: juchheh! mein herzallerliebſter Schatz! zugeruſen; aber das Wort im Munde erſtarrte ihm, denn er ſah die Prinzeſſin beſchäftigt den verſtorbenen Herrn von Staarenberg zu rupfen. Sie pflückte ſo zärtlich an ſeinen Federn, die ſie alle in ihr ſeidenes Schnupftuch that, als fürchte ſie, ihm weh zu thun, und unterdeſſen erzählte ſie dem Müller den ganzen Selbſtmord des ſchwarzen Hanſen, ſalzte ihn mit ihren Thränen und ſteckte ihn an ihren großen ſilbernen Schnürneſtel, um ihn zu braten; ſeine Eingeweide aber that ſie in eine Büchſe, um ſie in ſeinem Fami=lienbegräbniß beiſetzen zu laſſen. Aus den Federn machte ſie ein ſeidenes Kiſſen, welches ſie immer auf ihrem Herzen trug.

Die gebrannte Mehlſuppe und die Rühreier waren auch fertig geworden, und der Herr von Staarenberg, der gutes Futter bei dem Müller genoſſen hatte, gab einen delikaten Bratengeruch von ſich. Die ſchöne Ameleya nöthigte den Müller zu Tiſch und aß vor Allem unter bittern Thränen ihr Theil von dem ſchwar=zen Hans. Das Herz ſchnitt ſie entzwei und gab die Hälfte dem Müller; aber kaum hatten beide davon

gegeſſen, als es ihnen ſehr wunderbar zu Muth wurde und ſie eine große Liebe zu einander empfanden. Sie ſahen ſich immer einander an und die ſchöne Ameleya ſagte:

„Mein lieber Müller, es iſt mir niemals ſo wohl geweſen als bei dir, und wenn du von Adel wäreſt, wollte ich mit niemand mein Leben zubringen als mit dir.“ Radlauf aber ſagte zu ihr:

„Allerſchönſte Ameley, ich habe einen reichen vornehmen Freund, den alten Rhein, er ſoll uns wohl helfen, er hat Euch mir in die Arme gegeben und wird wohl weiter Rath ſchaffen. Jetzt aber rüſtet Euch, daß ich Euch zu Eurem Vater zurück führe.“

„Ach!“ ſagte die ſchöne Ameleya, „mein Vater iſt ſehr ſtolz und geizig, er wird uns gewiß nicht helfen, und wenn er unſere Liebe merkt, ſind wir verloren.“

„Seyd nur ruhig,“ ſagte Radlauf, „ich habe ein ganz anderes Glöcklein läuten hören,“ und ſomit ging er mit Ameley, die ihn nicht mehr verlaſſen wollte, hinaus auf die Wieſe und bat ſie, ihm zu helfen, allerlei Kränze zu machen.

Während ſie das that, holte er ſeinen ſchönſten Eſel und zäumte ihn mit bunten Bändern und ſchmückte ihn mit den Kränzen. Auch die ſchöne Ameleya wurde mit Blumen geziert und ſetzte ſich dann auf den Eſel. Er ſelbſt ſetzte die Krone des Königs auf, that ſeine Feierkleider an und führte, in der einen Hand eine blühende Königskerze tragend, den Eſel mit der ſchönen Amely nach Mainz.

Ihre Geſpräche unterwegs waren von lauter Liebe und Freundlichkeit und ſie übereilten ſich gar nicht; der Eſel machte einen Schritt nach dem andern. In den Dörfern entſtand die größte Freude; jedermann, der ihnen begegnete, pries den guten Müller Radlauf ſelig und ſchloß ſich dem Zug an; viele aber eilten mit der frohen Nachricht voraus.

Kaum hatte nun der König gehört, ein Müller habe die ſchöne Ameleya gerettet und bringe ſie, als er bekannt machen ließ: kein Menſch ſolle bei Todesſtrafe ein Wort davon ſprechen, daß er die Tochter dem Finder zur Braut verſprochen.

Wie Radlauf betrogen ward, dem König von Mainz den Krieg erklärte, was er nachher in ſeiner Mühle träumte und wie er die Königin und Rattenkahl von Trier begräbt.

Der Zug kam Mainz immer näher, und als die ſchöne Ameleya die Fenſter des Schloſſes in der Abendſonne ſpiegeln ſah, weinte ſie vor Traurigkeit, und als ſie über die lange Rheinbrücke zogen, weinte ſie noch viel mehr, und ſagte zu dem Müller: „Lieber Radlauf, nimm dieſen Ring zum Angedenken," und gab ihm einen Ring „und dieſen Kranz, wirf ihn in den Rhein, daß er uns helfe." Das that der Müller und ſie zogen in die Stadt ein vom Volke begrüßt und vor das Schloß.

Der König lag mit der Königin am Fenſter, und als Radlauf ſie ſah, machte er mit dem Eſel halt, ſchwenkte die Krone und rief hinauf: „Ich wünſche Euch einen guten Abend, Herr Schwiegervater und Frau Schwiegermutter! Hier bringe ich Euch meine Braut, Eure Tochter, die ſchöne Ameleya lebendig: nun ſagt mir öffentlich vor dem Volke zu, was Eure Trompeter ausgeblaſen haben, ſo ſollt Ihr Euer Kind wieder in Eure Arme ſchließen." Die ſchöne Ameley

ward roth bis über die Ohren, als Radlauf ſo muthig hinauf ſchrie; der König und die Königin wurden aber vor Bosheit todtenbleich, und plötzlich drangen mehrere Trabanten aus dem Schloſſe, riſſen die ſchöne Ameley vom Eſel und brachten ſie ins Schloß, deſſen Thore ſie dem nacheilenden Radlauf vor der Naſe zuſchlugen; zugleich wurden auch alle Fenſter des Schloſſes zugemacht, und der betrogene Radlauf mochte pochen und jammern, wie er wollte, er bekam keine Antwort.

Er hatte aber den ſchwarzen Hans halb im Leibe und war voll Muth und erklärte, auf ſeinen Eſel ſteigend, dem König von Mainz laut den Krieg, worüber die Mainzer Bürger ihn höhniſch auslachten, und die Kinder ihn den Eſelsritter nannten. Da aber einige brave Leute ihm beiſtanden und laut den König wortbrüchig nannten, ließ der König ſogleich ausrufen: jedermann ſolle ſich nach Hauſe begeben, und man ſolle den wahnwitzigen Müller ruhig heim ziehen laſſen.

Weil ſich nun das Volk noch nicht verlor, ließ er einen hohen Galgen vor dem Schloſſe aufrichten, vor welchem die Mainzer mit großem Reſpekt nach Hauſe gingen. Als ſie Alle fort waren, ſtand der arme Radlauf mit ſeinem Eſel allein da. Er ſah die Sonne untergehen ganz roth in den Rhein, und blickte an die Fenſter, ob er ſeine ſchöne Ameleya nicht ſehen könnte: da warf man plötzlich alle die Kränze oben herab, mit denen er die ſchöne Ameley geziert hatte.

Er las ſie ſorgſam auf und hängte ſie an ſeinen Eſel, und da es bereits dämmerte, ging er an den Galgen und hängte des Königs Krone daran und ſchrieb dazu:

„Zum ewigen Angedenken
Häng ich hier deine Krone,
Wo du, meineidiger König!
Zu deines Undanks Lohne
Heut ſelber müßteſt hängen.“

Dann drehte er ſeinen Eſel herum und ritt ruhig wieder nach Haus.

Unterwegs dachte er, wie er es anfangen ſollte, den König zu beſtrafen; aber immer kamen ſeine Gedanken auf die ſchöne Ameley, und er vergaß allen Zorn und fiel in eine tiefe Schwermuth. Als ihm ſeine Mühle entgegen klapperte, fiel ihm ſeine Armuth und ſeine heutige Hoffnung recht aufs Herz, und als er ſeinen Eſel eingeſtellt und ſeine Stube betreten hatte, wurde er ſehr betrübt. Alles lag, wie die ſchöne Ameleya es verlaſſen, und ſein Bett war noch eingedrückt von ihr. Alles ließ er, nichts getraute er ſich zu verrücken, es war ihm alles heilig.

Als er in die Kammer trat, wo ihm ſonſt ſein Staar entgegen geſchrieen, und er nun den leeren Käfig anſah, rief er aus: „Ach armer, ſchwarzer Hans! kaum war dir der Adel über den Schnabel gekommen, ſo konnteſt du nicht anders, du mußteſt aus Höflichkeit ſterben und gefreſſen werden; ach ich armer Müller!

Kaum nenne ich den König Schwiegervater, ſo läßt man mir den Galgen vor die Naſe bauen; aber ich laſſe nicht ab, bis mir mein Recht gehalten wird, und ſollt ich beim Kaiſer ſelbſt appelliren.“ Nun ging er auf ſeinen Mühldamm; es war zwölf Uhr in der Nacht; aber er wollte doch noch ſeinem alten Freund, dem Rhein, gute Nacht ſagen, und ſang ihm folgendes Lied, indem er ihm die Kränze der ſchönen Ameley zuwarf:

Wie oft ich dir geſungen,
Weißt beſſer du als ich;
Wie manchen Kranz geſchlungen,
Weißt beſſer du als ich.

Die hohen Sterne ſchwanden
So düſter heut in dir,
Es ſchwanden die Gedanken
So düſter heut in mir.

Dir ſchickt die Blumenkette
Die ſchöne Ameley,
O helfe mir erretten
Die ſchöne Ameley.

Wie froh mein Herz geſchlagen,
Weißt beſſer du als ich;
Wie ich mein Leid ſoll klagen,
Weißt beſſer du als ich.

Du gabſt mir in den Wellen
Die ſchöne Ameley,
O wolle mir geſellen
Die ſchöne Ameley.

Gute Nacht, thu dich bedenken,
Was mir das Beſte ſey;
Thu in dem Traum mir ſchenken
Die ſchöne Ameley.

Da er dies geſungen, ging er nach Hauſe und legte ſich auf die bloße Erde neben das Bett, wo heute die ſchöne Ameley geruht; denn er wollte dies nicht verändern und ſo ſchlief er ein und hatte folgenden Traum. Er ſah den alten Rhein wieder, der ſaß im Rohr und ſchnitt eine Pfeife, und als er ihn fragte: „Für wen iſt die Pfeife?“ ſprach der Rhein: „Für dich und deine Armee, du ſollſt ſie in dem Kriege blaſen, den du dem König von Mainz angekündigt.“ Als er ihn aber fragte, woher er die Soldaten erhalten ſollte, ſagte der Rhein, vom Prinzen Rattenkahl im Bingerloch.

Da erwachte der Müller, und dachte ſeinem Traum lange nach, und konnte nicht klug daraus werden; doch hatte er einen großen Glauben an den Traum und ging am Rhein hinab an das Bingerloch ſpazieren, und da er dort ein ſchönes Rohr fand, ſchnitt er ſich eine Rohrpfeife, und ſetzte ſich auf eine Felſenſpitze und pfiff ein luſtiges Lied. Kaum hatte er ein Stückchen gepfiffen, als er wieder ein großes Gepfeife hörte und eine Menge ſchwarzer Mäuſe um den Felſen herauf kriechen ſah; an ihrer Spitze ſtand eine große Ratze, welche ſich auf die Hinterbeine ſetzte und alſo zu ihm ſprach: „Mein lieber Müller Radlauf, was

ſteht zu deinen Dienſten?“ Da ſagte Radlauf: „Ein paarmal hundert tauſend Mann gegen den König von Mainz, der mir die ſchöne Ameley nicht geben will.“ „Von Herzen gern,“ ſagte die Ratze, „aber du mußt mir auch einen Gefallen thun und den Prinzen Rattenkahl und ſeine Frau Mutter, bei der ich bis jetzt in Dienſten geſtanden, und die im Bingerloch verunglückt ſind, begraben.“ — „Das iſt nicht mehr als Schuldigkeit,“ ſagte Radlauf. „Ihre Körper,“ erwiederte die Ratze, „liegen bei dem Bingerloch auf der Inſel, wo du ſie begraben kannſt, bis die Leute von Trier es erfahren und ſie abholen; wenn du das verrichtet haſt, ſo gehe nach Mainz mit deiner Pfeife, und ſo bald du pfeifſt, komme ich mit allen Mäuſen der ganzen Welt, denn ich bin der Rattenkönig und helfe dir.“ — „Aber der ſchönen Ameleya dürft ihr nichts thun,“ ſagte Radlauf. „Behüte Gott,“ ſagte die Ratze, und ſo war der Bund geſchloſſen.

Nun ſetzte ſich der Müller auf ſeinen Kahn und fuhr hinüber auf die Inſel mit Hacke und Spaten. Da fand er den Prinzen Rattenkahl und ſeine alte Mutter, die Königin von Trier, auf dem Sande liegen, und eine Menge Ratten um ſie herum, welche ſie bewachten. Er machte in die Mitte der Inſel zwei ſchöne Gruben neben einander, die er mit Kräutern und Blumen ausſtreute, wobei ihm die Ratten ſehr fleißig halfen. Dann legte er die beiden hinein und faltete ihnen die Hände. Bei dem Prinzen

gelang es ihm, aber bei der Königin ging es nicht; denn ſie hatte zwei Fäuſte gemacht, und die konnte er nicht aufkriegen. Er ließ ihnen allen Schmuck; ja er putzte ihnen noch ihre Kronen mit Rheinſand wieder blank, da ſie von dem Schlamm trüb geworden waren.

Auf das Grab aber legte er einen Stein, auf welchen er folgende Inſchrift machte:

Hier ruht
Die Königin von Trier,
Prinz Rattenkahl auch neben ihr,
Sie zogen auf die Freierei
Nach der ſchönen Ameley;
Im Bingerloch ertranken ſie;
Der Müller Radlauf begräbt ſie hie;
Er hat ſich eine Pfeif' geſchnitten
Und iſt nach Mainz in Krieg geritten,
Der Rattenkönig ſteht ihm bei,
Das Gott gepfiffen und getrommelt ſey.

Wie Radlauf die Mäuſe zu Mainz zuſammenpfeift, das Teſtament des ſchwarzen Hans auf ſeiner Mühle findet und in den Schwarzwald abreiſet.

Als Radlauf das Begräbniß vollendet hatte, war es ſchon Abend geworden; aber er ritt dennoch nach Mainz, und es ſchlug zwölf Uhr in der Nacht, als er allein vor dem Schloſſe ſtand. Ach Gott! dachte er, wenn ich nur die ſchöne Ameley noch einmal ſehen könnte, ehe ich meinen Krieg anfange, vielleicht könnte noch Alles gut gehen. Mehreremal wollte er ſeine Pfeife an den Mund ſetzen, aber immer unterbrach ihn irgend ein Geräuſch, und er glaubte immer, das könnte Ameley ſeyn, und er blies nicht. Aber endlich hörte er ein Fenſter aufgehen und folgendes Lied ſingen:

Da drunten am treulieben Rheine
Treibt Treue und Liebe ein Rad,
Da weinet ſein Herz um das meine
Betrübet durch bittern Verrath;
Das Wort ward dem Müller gebrochen,
Doch ſtehet die Mühle nicht ſtill,
So lange zwei Herzen noch pochen,
Und eines zum anderen will.

Bring Schwalbe rheinabwärts geflogen
Dem Herzen vom Herzen den Gruß
Und Welle, der er mich entzogen,
Kühl dankend dem Retter den Fuß;
Sag Sonne ihm, jetzt an dem Bogen
Des Himmels verblutend ſo roth:
Das Herz, das du trugſt aus den Wogen,
Bleibt dankbar und treu bis zum Tod.

Der Müller erkannte bald die Stimme der ſchönen Ameley und war ſehr gerührt, denn er merkte wohl, daß ſie mit der Mühle, von der ſie ſang, ſeine Mühle meinte; und er ſang ihr wieder:

Da droben auf jenem Schloſſe,
Da ſinget ein Jungfräulein,
Das hab ich wohl geſtern gezogen
Aus dem tiefen blauen Rhein;
Sie iſt's, um die ich freie,
Der Vater verſaget ſie mir:
Gott grüß dich, ſchön Ameleye!
Der Müller ſteht vor der Thür.

Man kann ſich wohl denken wie die ſchöne Ameley erfreut wurde, als ſie Radlaufs Antwort hörte, ach leider hatte ſie ihm nichts Gutes zu ſagen und ſang ihm wieder:

Ach Radlauf! lieber Radlauf!
Ich bitt dich zieh nach Haus;
Mein Väterlein will dich henken
An den hohen Galgen hinaus;

Mein Mütterlein will dir ſchenken
An den Hals einen Mühlenſtein,
Und dich, mein Lieb! verſenken
Wohl in den tiefen Rhein.

Dieſer Vers gefiel dem Müller gar nicht, und er ſang wieder hinauf:

Ich hab einen Traum geträumet
Von blauen Ritterſporn,
Von goldnen Kaiſerkronen,
Der wird mir zu Diſteln und Dorn.
Mausöhrlein trägt nun mein Garten;
Gut Nacht, ſchön Ameley;
Nun ſteig ich auf die Warte
Und mach ein Feldgeſchrei.

Mein Völklein ſoll nun ziehen
In des Königs Land einher;
Er wird ihm nicht entfliehen,
Sie ſind wie der Sand am Meer;
Sie tragen graue Pelze
Und führen ſcharfe Zähn';
Kein Hälmlein auf dem Felde
Soll ihnen ſicher ſtehn.

In deiner Mutter Speiskammer
Soll'n ſie zur Tafel gehn;
In deines Vaters Krautgarten
Soll'n ſie ſpazieren gehn;
Den Thron ihm ganz verderben
Und ſeines Hauſes Schwell,
Und wenn auch hundert ſterben,
Stehn tauſend auf der Stell.

So lang bis er wird halten
Sein hohes Königswort,
Soll'n meine Landsknecht ſchalten
Mit Rauben und mit Mord;
Dich werden ſie verehren,
O ſchöne Ameley!
Das thu den König belehren,
Leb wohl und bleibe treu!

Als er dies geſungen hatte, ſagte ihm Ameley weinend gute Nacht und machte das Fenſter zu; denn ſie wurde von ihrer Mutter gerufen.

Radlauf ging hinauf auf einen Felſen, der Eichelſtein genannt, und pfiff einen luſtigen Marſch, und kaum hatte er einige Minuten gepfiffen, als er in der Ferne ein großes Gezwitſcher hörte. Der Nachtwächter ging vorbei und ſagte: „Ei! was pfeift der Wispelwind heut närriſch im Rheingau!“ Die Schildwache aber ſagte: „Nein! ich glaube es ſind die Grillen.“ Da machte ein Bäcker ſeinen Laden auf und ſagte: „Ei! was zwitſchern die Schwalben heute wunderlich!“ Dann guckte ein Schneider zum Fenſter heraus und ſagte: „Wie heut dem Scheerenſchleifer ſein Rad ſeltſam ziſcht!“ Der Nachtwächter ſagte dann wieder: „Es pfeift wie hunderttauſend neue Schnupftabaksdoſen!“ Die Schildwache ſagte: „Ich glaube, das wilde Heer wetzt die Jagdmeſſer,“ und ſo kamen ſie in einen lauten Streit, was es ſey.

Aber das Pfeifen ward immer ſtärker, und die Leute wachten alle auf und in allen Fenſtern ward

Licht; Radlauf aber zog ruhig zur Stadt hinaus, und ſagte hie und da, wo ihn die Leute fragten, was wohl das entſetzliche Gepfeif ſey? Das werde wohl des Müllers Radlaufs Kriegsvolk ſeyn, dem der König nicht Wort gehalten.

Als das Pfeifen immer ſtärker wurde, glaubte der König im Schlaf, es ſey die Königin, die ſo mit der Naſe pfeife, und er gab ihr einen Schlag, daß ſie aufwachte und bös ward und ihn wieder ſchlug.

Er ſagte, ſie ſolle nicht ſo pfeifen; aber bald bemerkte ſie es wohl, denn die ganze Stadt war in Allarm, und Alles ſchrie: Mäuſe! Mäuſe!

Nun konnte weder der König noch die Königin eine Maus ſehen, ohne in Ohnmacht zu fallen, ſolchen Widerwillen hatten ſie gegen dieſe Thierchen; aber das half hier nichts, denn in wenigen Minuten liefen ſie ſchon außen an den Schloßfenſtern in die Höhe, und es war ein ſolch Gekniſter und Gepfeiſe in allen Wänden, daß man in ſteter Todesangſt war.

Nun waren zwar viele Katzen in Mainz; aber der König ließ ſie alle wegfangen und um ſeine Stube herum ſetzen, und das Volk war ganz hilflos. Es war ein Geſchrei, daß man ſein eigen Wort nicht hörte; denn nun kamen noch die Bauern aus den ringsum liegenden Dörfern und ſchrien, daß die Mäuſe ihnen alles Getreide abfreſſen und das Korn auf den Speichern.

In ſolcher Angſt war die Sonne aufgegangen,

und es ward von den Mäuſen etwas ſtiller; denn ſie lieben das Licht nicht. Der geängſtigte König und die Königin ſteckten den Kopf unter der Bettdecke hervor, und die ſchöne Ameleya trat herein, und ſagte: wie ſie gar nichts von den Mäuſen gelitten habe, und wie ihr der Müller Radlauf heut Nacht im Traume erſchienen ſey und ihr geſagt habe, ehe der König ſein Wort nicht halte, werde er ſeine Kriegsvölker nicht zurückziehen.

Als der König dies hörte, erinnerte er ſich auch an die Worte der Königin von Trier, die ihm auf dem Rhein zugerufen hatte: „ei! daß dich das Mäuschen beiß!" und er befahl nun, es ſollten gleich zwei Trompeter zu Radlauf reiten und ihn höflich einladen, zu einer Unterredung nach Mainz zu kommen.

Als die Trompeter nach Radlaufs Mühle kamen, ſtand dieſer vor der Thüre, und ſchrie ihnen entgegen: „Schon gut, ihr Herren! ich komme ſchon; ich kann mir ſchon denken, was ihr wollt," und ohne ſie nur anzuhören, ſattelte er ſeinen Eſel und ritt mit ihnen nach Mainz.

Seine Pfeife hatte er umhängen, und als er zum Thor einritt, pfiff er einige Töne, worüber alle Mäuſe ſich verkrochen und ſtill wurden.

Als er vor dem Schloß ſtand, ſah der König zum Fenſter heraus, und konnte vor Zorn kaum reden; aber endlich ſammelte er ſich und ſprach: „Müller

Radlauf! wie haſt du mir die Mäuſe ins Land gebracht?" — „Mein gnädiger Herr Schwiegervater!" ſagte Radlauf, „mit dieſer Pfeife." — „Und wo haſt du die Pfeife her?" — „Die hat mir mein Freund, der alte Rhein, im Rohr geſchnitten." — „Müller Radlauf! du willſt mich zwingen, dir die ſchöne Ameley zu geben, und ich will es auch thun; ſchicke mir zu einem Zeichen deines Vertrauens deine Pfeife herauf." — Sogleich nahm nun der Müller ſeine Pfeife und gab ſie den königlichen Bedienten, die ſie in das Schloß trugen; ſodann kamen einige Trabanten und führten den Müller auch in das Schloß und machten die Thore zu.

Aber der arme Radlauf, welcher froh die Treppen hinauf zur ſchönen Ameley ſpringen wollte, wurde auf Befehl des falſchen Königs in einen finſtern Kerker geworfen. Die ſchweren eiſernen Riegel raſſelten hinter ihm zu und er war in ſeinem Elend allein.

Kaum daß er eine halbe Stunde unter bittern Klagen auf dem Stroh geſeſſen, raſchelte etwas zu ſeinen Füßen, und er ſah den großen Rattenkönig, mit dem er zuerſt den Bund geſchloſſen, vor ihm ſitzen und alſo ſprechen: „Mein guter Freund und Bundesgenoſſe! du haſt deine Sache ſchlecht gemacht; durch deine Treuherzigkeit haſt du dich und mein ganzes Volk in des falſchen Königs Hände gebracht; mich allein, bitte ich dich, wenigſtens zu retten; halte mir die Ohren zu, daß ich es nicht höre, wenn man mein

Volk fortpfeiſt. So bleibe ich bei dir, und dann wollen wir ſehen, was weiter zu thun iſt." Unter bittern Thränen hielt nun Radlauf dem Rattenkönig die Ohren zu; denn er hörte ſchon die Pfeife klingen, und das entſetzliche Geſchwirre der Mäuſe.

Der König ließ nämlich von einem Bettelvogt, der auf einem kleinen Nachen im Rhein ſtand, alle Mäuſe und Ratten in den Fluß pfeifen, und es dauerte wohl mehrere Tage, bis ſie alle fort waren; dann warf der Bettelvogt die Pfeife auch ins Waſſer und fuhr wieder zurück.

Der arme Radlauf konnte in dieſen Tagen gar nicht ſchlafen; denn er mußte dem Rattenkönig immer die Ohren zuhalten, und ſie lebten indeſſen von Waſſer und Brod. Auch hörten ſie beſtändig durch das Kerkerfenſter von den Straßenjungen Spottlieder auf Radlauf abſingen, was der König allen Einwohnern befohlen hatte.

Als aber die Pfeife endlich ſchwieg, ſank Radlauf in einen tiefen Schlummer, den er doch nicht lange genoß; denn der Rattenkönig kitzelte ihn an der Naſe, und da er erwachte, ſagte er: „Nun ſtrenge alle deine Kräfte an, uns zu retten; ſieh, ich habe unter dieſem Stein einen unterirdiſchen Gang entdeckt, durch den wir entfliehen können." Radlauf machte ſich ſchnell an die Arbeit, und bald hatten ſie den Stein ſo in der Höhe, daß ſie hinunter konnten und daß er wieder hinter ihnen zufiel. Der Müller ließ ſein Wamms

zurück, und ſo zogen ſie bei zwei Stunden weit im Dunkeln fort. Bald hörten ſie ein großes Rauſchen über ſich, und als der Müller ſagte: „Vater Rhein, es iſt mir als hört' ich deine Stimme," antwortete es ihm: „Ja, mein Freund, ich rauſche über deinem Haupt," und nun zogen ſie noch eine Viertelſtunde, da ſchrie der Rattenkönig: Licht! Licht! und ſie kamen im Gebirge bei einer kleinen Kapelle unter vielen wilden Hecken wieder aus der Erde.

Der Mond ſchien und der Himmel war voll Sterne; ſie ſahen daß ſie unter dem Rhein durchgegangen waren. Hier ſagte ihm der Rattenkönig Lebewohl und zog ſeinen Weg, und Radlauf kniete bei der Kapelle nieder und ſagte Gott von Herzen Dank für ſeine wunderbare Errettung.

Hernach begab er ſich wieder nach ſeiner Mühle und klagte Abends dem Rhein ſeine Noth, und da er zu Bette gehen wollte, ſuchte er unter ſeinen Mühlſäcken herum, ſich ein Lager daraus zu machen, und legte ſie ſich zurecht und ſchlief ruhig ein.

In der Nacht aber träumte ihm: er ſey in einem großen Schloß und habe viele Diener um ſich und werde hochgeehrt; nichts aber fehlte zu ſeinem Glück, als die ſchöne Ameleya, und er reite nach Mainz, um ſie zu ſuchen; aber das ganze Mainzer Schloß ſey leer und Alles voll Traurigkeit; dann reite er wieder nach ſeiner Mühle, die könne er aber gar

nicht finden, und höre ſie doch immer klappern, und ſo reite er bis in den Rhein. Als er aber das Waſſer fühlte, erſchrack er und da wachte er auf. Siehe da! er hatte auf dem Sack geſchlafen, auf welchen der Herr von Staarenberg ſein Teſtament geſchrieben; der Tag graute ſchon und er trat mit dem Sack ans Fenſter und las wie folgt:

„Mein lieber Müller Radlauf! wenn du dieſes liest, bin ich vielleicht ſchon todt. Herzlich danke ich dir für die viele Geduld, die du gehabt, mich ſchwätzen zu lehren; ach! wenn du gewußt hätteſt, daß ich nur zu viel geſchwätzt, und daß ich meinen jetzigen geringen Stand nur durch das Plaudern habe: du hätteſt dir keine Mühe weiter mit mir gegeben. Nun aber begebe dich in den Schwarzwald und ſuche den Grubenhanſel und zeige ihm meinen Siegelring, den du im Käficht finden wirſt und deinen Mühlknappenbrief; er wird dir mehr erzählen; und wenn du auf meinem Grund und Boden biſt, ſo gedenke meiner und gönne den Ueberreſten meines Leibes ein ehrliches Grab bei meinen Vorfahren.

Der ſchwarze Hans von Staarenberg.“

Mit Thränen benetzte Radlauf dieſen letzten Willen des ſchwarzen Hans, und eilte nach dem Käficht, und fand da hinter dem Freßtröglein einen goldnen Siegelring, auf dem ein Berg, ein Staar und ein Mühlrad geſtochen war; den nahm er zu ſich und beſchloß nun ſeine Reiſe nach dem Grubenhanſel zu richten,

und ſeine Mainzer Händel einſtweilen beruhen zu laſſen.

Zuerſt nahm er Abſchied von ſeiner Mühle und ſchloß ſie zu. Nichts nahm er mit, als den Käficht, den Siegelring und den Mehlſack. Dann fuhr er nochmals auf die Inſel im Bingerloch, wo er wußte daß ſich der Rattenkönig aufhielt, und dem er noch ein Säckchen feines Weizenmehl ſchenken wollte.

Kaum hatte er ſich dem Grabſteine der Königin von Trier genaht: als auch der Rattenkönig erſchien, der einen langen Trauerflor an hatte, und da Radlauf ihn gefragt, was der lange Flor bedeute, ſagte er ihm: „Ich trauere um die Meinigen, die durch deine Treuherzigkeit in ihren Tod gegangen ſind.“ — „Hier haſt du ein Säckchen Mehl,“ ſprach Radlauf. — „Ich danke dir,“ ſprach der Rattenkönig, „es thut noth, denn es werden theure Zeiten kommen.“ Dann erzählte ihm Radlauf, daß er eine Reiſe vorhabe und daß er komme, von ihm und den zwei hier begrabenen Ehrenleuten Abſchied zu nehmen. Hierauf pflanzte er noch Thimian und Rosmarin aufs Grab und ſagte dem Rattenkönig: was er für die ſchöne Ameleya in ſeiner Abweſenheit thun könne, ſolle er ihm aus alter Freundſchaft thun; das verſprach ihm dieſer und ſie trennten ſich.

Nun ſtieg Radlauf auf ſeinen Mühldamm und ſah noch einmal in den Rhein und gegen Mainz hin; aber er war ſo betrübt, er konnte nicht ſingen und

ſagte nur immer: „Leb wohl Vater Rhein! dir em=pfehle ich meine Mühle, dir empfehle ich die ſchöne Ameley!“ und unter ſolchen Worten ſchied er von dannen ins Gebirg.

Schwarzes Gewölk bedeckte den Himmel; Alles war ſtill und traurig ringsum, und der Rhein ſchlug mit den Wellen gegen das Ufer, als wolle er ihm Lebwohl ſagen, da verbarg ihn der Wald.

Wie der König Hatto von Mainz die alte Königin von Mainz und den Prinzen Rattenkahl am Galgen beſchimpfte, und wie der Prinz Mausohr von Trier die Kinder zu Mainz aus Rache in den Rhein pfiff und ſich dann am Grabe ſeiner Mutter mit dem Rattenkönig unterredete.

Als der König von Mainz die Mäuſe los geworden war, beſtellte er ein großes Feſt in Mainz, bei welchem er den hohen dreibeinigen Galgen ganz mit Ratzen benageln ließ; dann ließ er von Stroh einen Mann machen und ihm einen Mäuſepelz anziehen und eine Frau von Lumpen ebenſo gekleidet, die ließ er auf einen Wagen ſetzen, dem alle Kinder mit kleinen Pfeifen folgen mußten, und mit dieſem Wagen fuhr man an das Gefängniß Radlaufs, den man auch dazu ſetzen wollte.

Aber wie erſchracken ſie, da ſie Niemand in dem Kerker fanden, als das Wamms des Müllers und einige Todtenbeine, die wohl ſchon lange da gelegen waren. Nun glaubte man allgemein, die Ratzen und Mäuſe hätten den Müller gefreſſen und machte es bekannt. Der König bedauerte ſehr, daß er ihm keinen Schimpf mehr anthun konnte; ließ aber doch

ſein Wamms neben dem ausgeſtopften Rattenkahl und der lumpenen Königin aufhängen und dabei die Kinder mit ihren Pfeifen ein abſcheuliches Gequicke machen.

Als die ſchöne Ameley den Tod des Müllers vernahm, ward ſie ſehr traurig und ließ von ihrer alten treuen Magd im Kerker nachſuchen, ob man nicht unter den Gebeinen ihr Ringlein finde.

Da die Alte darin herum ſuchte, kam aber auf einmal der Rattenkönig und ſagte: „Mütterchen! was ſucht ihr?“ — Die Alte erſchrack Anfangs ſehr und fürchtete, die Ratze möchte ſie auch freſſen; aber als dieſe ihr ſagte: „Grüße die ſchöne Ameley von dem Müller Radlauf und ſage ihr, daß er noch friſch und geſund und daß er nur verreist ſey, ſie ſoll ihm treu bleiben und ſich nur immer ſtellen, als wenn ſie ihn todt glaubte.“ — Da ward die Alte ſehr froh und begab ſich zurück und brachte der ſchönen Ameley die fröhliche Nachricht.

Nachdem der böſe König ſein Feſt begangen hatte, kam die Nachricht nach Trier, der Prinz Rattenkahl und ſeine Mutter hätten eine gar traurige Hochzeit in Mainz gehalten; denn der König habe ſie an den hellen, lichten Galgen gehängt, und die Kinder hätten ſie noch dazu ausgepfiffen.

Nun hatte Rattenkahl noch einen kleinen Bruder, der Mausohr hieß, dem wurde das auch erzählt, und der kam darüber in einen ſolchen Zorn, daß er gar nicht wußte was er anfangen ſollte, und man mochte

ihm ſagen, was man wollte, ſo ſchrie er immer: „Die böſen Kinder, die meine Mutter und meinen Bruder ausgepfiffen, will ich ſtrafen.“ Das trieb er ſo lange, bis er endlich einmal einen vornehmen General zu ſehen kriegte, der ihm eine tiefe Verbeugung machte, da ſchrie ihm Mausohr zu: „Mit Verbeugungen iſt mir nicht gedient, ſo lange meine Mutter und mein Bruder zu Mainz ausgepfiffen werden von den Straßenjungen.“ — Als die Soldaten, die hinter dem General ſo ſchön gerade wie die Wachspuppen herzogen, dies hörten, fingen ſie an mit dem General zu zanken, und fragten ihn, warum er ſie immer und ewig herum ſpazieren führe, er ſolle ſie nach Mainz bringen, daß ſie ihren Fürſten abholen könnten. Der General aber ſagte ihnen: „Ihr ſeyd alle meine Kinder; wenn unſer nur mehr ſind, ſo ſoll es ſchon beſſer werden; laßt uns nur abwarten, wie die Courage dieſes Jahr geräth.“ — Aber die Soldaten waren ſo wild und tapfer, daß ſie mannshoch in die Höhe ſprangen, und einige ſtellten ſich auf den Kopf und präſentirten mit den Füßen das Gewehr.

Als die Vornehmſten des Landes dieſes ſahen, beſchloßen ſie, die Soldaten einſtweilen an Ketten zu legen, daß ſie noch immer wüthiger würden, um ſie dann zur rechten Zeit nach Mainz zu führen; dies ließen ſie dem kleinen Prinz Mausohr durch ſeinen Hofmeiſter ſagen, und zugleich, daß er, wenn er ſich gut aufführe, mitziehen ſollte, und hernach gar König werden.

Mausohr ſchwieg ſtill dazu, und dachte ſein Theil für ſich. Er wartete bis es Nacht war, und ſchnarchte von ganzem Herzen, daß der Hofmeiſter glaubte, er ſchlafe ganz feſt und auch einſchlief.

Da ſtand aber Mausohr leiſe auf und nahm ſich einige Stücke Brod und ſein ABC-Buch mit und ſchlich ſich eilends der Stadt hinaus gegen Mainz zu.

Er lief die ganze Nacht durch einen dicken Wald, und da er gegen Morgen auf eine Wieſe kam, wodurch ein Bach floß, legte er ſich ins hohe Gras ein wenig zu ſchlafen. Kaum aber hatte er ein wenig geſchlafen, als er durch ein großes Geſchnatter erweckt wurde; er guckte ſich um und ſah einen Storch mit großen langen Beinen auf der Wieſe anmarſchirt kommen, und hinter ihm drein liefen viele viele Kinder, die ſich um den Storch herumſtellten, und ihre Lektion herſagten.

Der Storch ſchrie: A — B: ab, B — A: ba — Abba und ſo fort ſchrien es ihm die Kinder immer nach, und wenn eins nicht ordentlich antwortete, ſchlug er tüchtig mit ſeinem Schnabel drauf los, daß ſie gewaltig ſchrien.

Dem Prinzen Mausohr machte dies viel Vergnügen und er fing auf einmal an laut zu lachen, worauf die Kinder auch lachten: ſo daß der Storch ganz böſe ward und tüchtig auf ſie ſchlug; da fingen die Kinder alle an zu ſchreien: „Dort ſitzt einer, der macht uns lachen." — Da lief der Storch ſo ſchnell gegen

den Prinzen, daß er über ihn ſtolperte und hinfiel, worüber die Kinder wieder ſehr lachten; darüber ward der Storch nun dermaßen unwillig, daß er gewaltig zu klappern anfing und eben dem Prinzen Mausohr einen rechten Schlag mit dem Schnabel geben wollte; dieſer hielt ihm aber ſein ABC-Buch vor, worauf ein großer Storch abgebildet war, und da der Meiſter Langbein dies ſah, gerieth er in die größte Verwunderung, und machte die luſtigſten Sprünge um den Prinzen Mausohr. „Herr Storch!" ſagte nun Mausohr, „ſind Sie nicht böſe auf mich, daß ich gelacht habe, aber es hat mich ein Gräschen in der Naſe gekitzelt, und ich will Ihnen auch mein ABC-Buch ſchenken, auf welchem Sie ſo ſchön abgebildet ſind." Der Storch war hierüber ſehr vergnügt und gab den Kindern Spieltag, die das kaum gehört hatten, als ſie ſchnell und luſtig in den Wald fort liefen.

Nun unterredete ſich der Storch recht artig mit Mausohr; dieſer fragte ihn, wer ihn dann zum Schulmeiſter gemacht habe, und der Storch erzählte ihm: ſein Vater ſey hier im Lande auch Schulmeiſter geweſen, und ſein Groß- und Urgroßvater auch; denn da er den Leuten die Kinder bringe, ſo müſſe er ſie ihnen auch unterrichten; denn die Bauern hierherum ſeyen nie zu Haus und immer in der Fremde Korn zu ſchneiden, ſo hüte er einſtweilen das Dorf, das hinter dem Wald liege und führe die Wirthſchaft, Sonntags predige er auch. Dann ließ er ſich von

Mausohr das ABC-Buch expliciren und hatte eine groſze Freude daran. Nun fragte Mausohr ihn noch: „Beſter Herr Schulmeiſter! wie machen Sie es denn, daſz die Kinder Ihnen gehorchen?" — „Ei," — ſagte der Storch, — „dahinten am Bache, da ſteht ein Rohrgarten, welcher mir gehört, den hat mein Urgroſzvater noch gepflanzt, und wenn ich mir von dem Rohr eine Pfeife ſchneide und darauf pfeiſe, müſſen mir alle Kinder nachlaufen, wohin ich will." — „Könnten Sie mir wohl für mein ABC-Buch ſo eine Pfeife ſchenken?" — ſagte Mausohr. — „Mit Vergnügen" — ſagte der Storch und lief fort und brachte ihm bald eine ſehr ſchöne Pfeife, worauf Mausohr ſich ihm empfahl und ihm verſprach, wenn er glücklich von ſeiner Reiſe zurückkehre und ſehe, daſz er die Kinder aus dem ABC-Buch gut unterrichtet habe, wolle er ihm einen warmen Weck mitbringen; worüber der Storch vor Freuden wieder hoch in die Höhe hüpfte und ihn mit groſzem Geklapper verließ.

Mausohr ſteckte ſeine Pfeife ſehr vergnügt in ſeine Mütze; denn er trug eine hohe Mütze von weiſzen Mauſepelzen und ging munter auf Mainz los.

Unterwegs wünſchte er ſeine Pfeife zu probiren, als er auf eine Wieſe kam, wo ein Gänſejunge und ein Gänſemädchen Hirſenbrei mit einander aſzen. Er that aus der Ferne nur einen Pfiff auf ſeiner Pfeife, als ſie ihren Brei verlieſzen und auf ihn zu rannten.

Nun, dachte er, will ich die böſen Mainzer

Kinder, die meinen Vater und meine Mutter ausgepfiffen haben, ſo auspfeifen, daß ſie mir nimmermehr hineinkommen ſollen, und indem er ſo dachte, ſetzte er ein Bein ſo ſchnell vor das andere, daß er die Thürme der Stadt bald vor Augen ſah. Nun konnte er ſich vor Unwille auch gar nicht mehr halten und marſchirte munter in die Stadt hinein.

Wie wunderte er ſich aber, daß er keinen Menſchen auf der Straße fand. Alles war wie ausgeſtorben; da kam er an eine Kirche und hörte gewaltig drin ſingen und Orgelſpielen; er horchte am Schlüſſelloch und ſah alle Weiber drin, und hörte ſie ſingen:

„Dank und Preis!
Fort ſind die Mäus!“

Da ſchob er ganz leiſe den Riegel vor die Kirchenthüre und ging an eine andere Kirchenthüre und horchte wieder, da ſangen alle Männer drin:

„Dank und Preis!
Fort ſind die Mäus!
Der Müller hat im Thurm geſeſſen,
Da haben ihn die Mäus gefreſſen.“

Da ſchob Mausohr wieder den Riegel vor die Thüre und kam endlich an eine noch weit ſchönere Kirche, da klangen Pauken und Trompeten drin, und als er durchs Schlüſſelloch ſah, erblickte er den König und alle Hofherrn darinnen, und es war da ein gewaltiger Spektakel mit Singen und Klingen, und er hörte die Worte ſingen:

„Dank und Preis!
Fort ſind die Mäus!
Der Müller hat im Thurm geſeſſen,
Da haben ihn die Mäus gefreſſen!
Der Rattenkahl
Nebſt Frau Mama,
Juheiſaſa!
Die hängen an dem Galgenpfahl!
Ein ſauber Paar!
Der Herr bewahr
Uns vor ſolchen Bräutigamen!
Amen! Amen!“

Als Mausohr nun dieſes vernommen, war ſein Zorn und Unwille aus der Maßen groß; aber er machte doch keinen Lärm und ſchob den Riegel, wie überall, auch hier vor die Kirchenthüre; ſchrieb aber noch mit einem Stückchen Kohle an die Mauer:

„Wer vor dem Wirth
Die Rechnung macht,
Der hat geirrt,
Wird ausgelacht;
Singt nur im Chor!
Den Riegel vor
Das Kirchenthor
Schiebt Mauſeohr.“

Nun ging er nach dem Schloßplatz hin, und je näher er kam, je ſtärker hörte er ein Geſchrei und Gepfeiſe.

Nun trat er um die Ecke herum: da ſah er den

ganzen Platz voll Kinder mit Pfeifen und Schreien den hohen Galgen umgeben, an dem, wie er glaubte, ſeine Mutter und ſein Bruder hingen, und da fing er heftig an zu weinen.

Als er mit ſeiner hohen Huſarenmütze unter die Kinder trat, welche auch allerlei bunte Sonntags-mützen, aber doch keine ſolche auf hatten, verſammelten ſich viele um ihn und fragten ihn: wo er her käme und wer ſein Vater ſey, und wo er die ſchöne Mütze her habe und warum er weine. Da nahm ſich Mausohr zuſammen und ſprach: „Kennt ihr denn nicht die Petersklauſe?“ — „O ja!“ — ſchrien alle Kinder, — „die liegt gleich da unten im Rhein.“ — „Nun da bin ich her; ich bin des Peters von der Petersau ſein Sohn, und heiße Peterchen und mein Vater iſt König von der Petersau; er macht dieſelben Petermännchen, um die man ſich Aepfel, Nüſſe und Birnen kaufen kann.“

„Ach!“ — ſagten die Kinder, — „da möchten wir auch ſeyn und uns die Taſchen mit Petermännchen füllen; aber wo haſt du denn die ſchöne hohe Pelz-mütze her, macht die dein Vater auch?“ — „Ja wohl!“ — ſagte Mausohr — „da iſt kein Kind bei uns, das nicht eine ſolche Mütze hat und auch viel ſchönere, mit goldnen Quaſten und einem Federbuſch drauf; dies iſt nur meine ordinäre Reiſemütze.“ — „Ei! da biſt du ja ſehr glücklich!“ ſagten die Kinder, — „warum haſt du denn geweint?“ — „Geweint“ — ſagte Maus-

ohr — „hab ich vor Zorn über die Leute, die da am Galgen hängen, die euch ſo vielen Schaden gethan; ei potz tauſend! die haben ſchöne Mäuſepelze an, da könnte mein Vater euch allen Mützen davon machen, wenn er ſie auf der Petersau hätte.“

„Hört einmal ihr Knaben!“ — ſagte da ein Schornſteinfegerjunge, — „wenn uns nur die Mädchen nicht verrathen, die Kerls mit den Pelzen wollte ich bald herunter haben, und dann nimmt ſie Peterchen mit zu ſeinem Vater und läßt uns Mützen daraus machen.“ — „Ei! ihr wollt uns immer als Verräther ausſchreien,“ — ſagte da ein Schulmeiſters Töchterchen, — „und ihr ſeyd es doch, die ihr uns neulich verrathen habt, da wir dem Küſter die Birnen von dem Baume geworfen haben; wir tragen auch gerne Pelzmützen, und wenn ihr uns auch welche machen laſſen wollt, ſo ſoll keine Seele was davon wiſſen.“ — „Ja ja, gewiß nicht!“ — ſchrien alle die andern Mädchen. — „Was ſollen wir aber ſagen,“ — verſetzte der Schornſteinfegerjunge, — „wenn uns die Eltern fragen, woher die Mützen, wohin da die Pelznickel gekommen ſind?“ — „Ei!“ — ſagte das ſchlaue Mägdlein, — „wir ſagen, die Pelznickel ſeyen fort geflogen, und die Mützen wären vom Himmel herab geregnet; wiſſen die Eltern doch auch nicht, wo die Mäuſe hergekommen.“ — „Ja ja!“ — ſchrien da alle, — „ſo geht es an, herunter! herunter mit den Pelznickeln!“ und mit einem Sprung kletterte der Schornſteinfeger-

junge den Galgen hinan und wollte ſie ſchon abſchnei-den und herunter plumpſen laſſen; aber Mausohr ſchrie ihm zu: „Lieber! laß ſie nicht ſo hart fallen, daß der Pelz nicht zerreißt; habt ihr keinen Wagen, auf dem wir ſie nach dem Rhein fahren können, wo ein Kahn ſteht?“ — „Da neben unterm Schloßthor ſteht dem König ſein kleiner goldener Gartenwagen, auf dem er ſich täglich von zwei großen Hunden im Garten herum fahren läßt,“ — ſchrie das Söhnlein des Leibkutſchers, — „den wollen wir holen, er iſt ſehr leicht,“ — und ſomit liefen gleich Einige nach dem Wagen.

In wenigen Augenblicken ſtand er unter dem Gal-gen; der Schornſteinfegerjunge ſchnitt zu, und alle beide Figuren fielen ſo ſchön gerade hinein, daß ſie wie lebendige Menſchen zu ſitzen kamen; ſo oft aber eine herunterfiel, ſchrien alle Kinder Viktoria! und Mausohr drückte die Augen zu; denn er glaubte noch immer es ſey ſeine Mutter und ſein Bruder, und das Fallen könne ihnen weh thun. „Nun fort an den Rhein!“ — ſchrie Mausohr; die Knaben zogen, die Mägdlein drückten, Mausohr ging voran.

Als ſie ans Waſſer kamen, ſtand hinter einem Buſch der hochzeitliche Kahn mit ſchwarzen Wimpeln; er ließ die Strohmänner drauf legen, ſpannte die Segel auf; die Kinder ſtanden in einem langen Kreis am Waſſer hin; da Alles zur Abfahrt fertig war, er-griff Mausohr mit einer Hand das Steuer, mit der

andern nahm er ſeine Pfeife aus der Mütze und ſagte: „Nun ihr Mainzer Knaben und ihr Mainzer Mägdlein! weil ihr denn dieſen Ehrenleuten, die hier im Kahne ruhen, ſo manch Liedchen gepfiffen, will ich euch wieder eins pfeifen; kommt mit! kommt mit! damit mein Vater euch das Maaß zu den Pelzmützen nehmen kann;" und ſomit begann er ein Liedchen auf ſeiner Pfeife, indem er vom Land abfuhr, zu blaſen, ſo wunderbar luſtig und traurig, daß die Kinder erſt alle an zu lachen und zu weinen und endlich zu tanzen begannen, und ſich immer mehr und mehr an das Waſſer drängten und endlich gar hinein ſprangen und drin herum walzten; und immer ferner fuhr Mausohr mit dem Kahn und die Kinder ſprangen immer luſtiger ins Waſſer; anfangs hielten ſie noch die Kleiderchen in die Höhe um ſie nicht naß zu machen, bald ſtand ihnen das Waſſer bis an den Hals und dabei ſangen ſie beſtändig mit dem beweglichſten Ton:

„Ach Gott und Herr im Himmelreich!
Ach liebſter Vater und Mutter mein!
Wir armen Kinder allzugleich,
Wir müſſen ſterben in dem Rhein!
Ach Hilfe! Hilfe! Hilfe!

Ach Peterchen, Herrn Peters Sohn,
Des Königs von der Petersau,
Du nimmſt gar theuren Mützenlohn,
Du nimmſt das Maaß gar zu genau,
Ach Peter! Peter! Peter!

Ach hätten nun und nimmermehr
Die Mützen wir geſehen an;
Du rächeſt dich auch gar zu ſchwer,
Du falſcher, böſer Petermann!
Ach Mütze! Mütze! Mütze!

Die Pfeife bläst du gar zu mild,
Die Pfeife bläst du gar zu wild;
Die Erde weicht, das Waſſer ſchwillt,
Und uns mit Nacht die Augen füllt,
Ach Pfeife! Pfeife! Pfeife!

Mausohr blies aber immer heftiger zu, und ſchon ſah man von den meiſten Kindern nichts mehr, als ihre Hüte und Hauben, und der Geſang ward ſtets ſchwächer, denn es ertranken immer mehrere.

Das große Geſchrei lockte die ſchöne Ameley herbei, welche ſich krank geſtellt hatte, um, während der König und alle andern Leute in der Kirche waren, am Ufer ſpazieren zu gehen, und indem ſie den Rhein hinunter ſah, ihren traurigen Gedanken an den geliebten Müller Radlauf nachzuhängen. O wie erſchrack ſie da, als ſie die vielen Kinder ſah, die wie unſinnig in den Rhein hinein tanzten, und alle waren ſchon drin, außer ein kleines hübſches Mägdlein, Ameleychen genannt, das ſie aus der Taufe gehoben hatte; dies hüpfte noch allein am Ufer herum und ſchürzte ſchon ſein Röckchen und ſtreckte ſein Füßchen gegen das Waſſer, um hinein zu patſchen; da wollte die Prinzeſſin es noch geſchwind an dem Röckchen zurückziehen, aber in

demſelben Augenblick ſtimmte Mausohr ein neues Lied auf der Pfeiſe an, das ſo durchdringend lautete, daß auch die ſchöne Ameley zu tanzen anfing und mit ſammt dem kleinen Mägdlein in dem Rhein verſank. — Lebt wohl ihr armen Kinder! Gott erbarme ſich eurer! ihr habt ſchwer für die Treuloſigkeit des böſen Königs und euren Muthwillen gebüßt.

Mausohr ſteckte nun ſeine Pfeiſe wieder in ſeine Mütze und ließ ſeinen Kahn ruhig den Rhein hinabtreiben; rings um ihn her war der Fluß mit allerlei bunten Hüten und Mützen bedeckt, und mitten drunter ſchwamm die Haube der ſchönen Ameley, die man wohl an den goldenen Krönchen und dem Perlſtrauß, der drauf war, erkennen konnte. Da aber Mausohrs Schiff durch die Segel ſchneller getrieben wurde, verlor er bald die Stadt und die langſamer ſchwimmenden Hüte und Hauben aus den Augen.

Als Mausohr ſich nun auf ſeinem Kahne, wie er glaubte, mit ſeiner Mutter und ſeinem Bruder Rattenkahl allein ſah, vergaß er alle andern Gedanken, und nahte ſich den geliebten Leibern ſeiner Anverwandten, um ſie einmal wieder recht herzlich anzuſehen.

Er trat zu ſeiner Mutter hin und ſprach: „Ach liebſte Frau Mutter! wie iſt euer ſchönes Angeſicht ſo weiß wie Papier geworden, und ihr habt ja einen Schnurrbart von Kienruß!“ — Nun nahm er eine Hand voll Waſſer um ihr die Augen zu waſchen; aber wie erſchrack er nicht, als ihr von dem Waſchen

die Augen ganz ausgingen, und als er endlich entdeckte, daß beide Figuren gar keine Menſchen, ſondern nur Strohpuppen waren, die man mit papierenen Geſichtern in die Sterbkittel eingeſteckt hatte. „Ach! ſo bin ich doch betrogen!“ — ſchrie Mausohr, „und iſt all meine Mühe und Arbeit umſonſt geweſen!“ und ſo kam er unter mancherlei Klagen an jene Inſel bei dem Bingerloch an, wo ſeine rechten Eltern, ohne daß er es wußte, begraben waren.

Da er nun lange nichts gegeſſen und getrunken hatte, wollte er ſich bei den vielen Brombeeren, Himbeeren und Haſelnüſſen erquicken, die da in großer Menge auf der kleinen Inſel wuchſen. Kaum aber hatte er ein paar Schritte durch das Gebüſch gethan, als er ein wunderliches Klappern hörte, und zugleich ſah er einen hohen Kürbiß wie eine Glocke an einem Haſelnußſtrauch hin und her ſchwanken. Da er nun nieder ſah, erblickte er zu ſeiner großen Verwunderung den alten Rattenkönig, der das Glöckchen mit den Vorderpfoten gar emſig zog. Sie ſahen ſich beide zugleich, und mit einem Sprunge ſchwang ſich der Rattenkönig voller Freude an dem geliebten Prinzen Mausohr hinauf, den er ſeit ſeiner Geburtsſtunde gar genau kannte, und der ihn immer zu Trier, als er noch bei der verſtorbenen Königin als Staatsthier lebte, mit Zuckerbrod gefüttert hatte.

„Ei! wie kommſt du hieher?“ — fragten ſie ſich beinahe beide zugleich. Unter vielen verwirrten Freuden-

bezeugungen erzählte Mausohr: wie er, um Mutter und Bruder zu rächen, alle Mainzer Kinder ins Waſſer gepfiffen hätte, und wie er jetzt ſich doch mit den Strohpuppen betrogen ſähe. „Mein theurer Prinz!" — ſagte der Rattenkönig — „ſieh! ich bin hier ein Eremit geworden, dort neben ſteht meine kleine Einſiedelei von Baumrinden gemacht, und eben da du kommſt, läutete ich ein paar Mäuſen und Ratzen, die ich von meinem Volke errettet habe, zuſammen; wir wollten eben am Grabe deiner Mutter und deines Bruders ſingen, da kömmſt du recht zu gelegener Zeit" — und ſomit führte er den verwunderten Mausohr an den Ort, wo Radlauf jene Beiden begraben hatte.

Unter bittern Thränen hob Mauſeohr den Stein in die Höhe, und ſah ſeine Mutter und ſeinen Bruder fein ordentlich mit ihren Kronen daliegen; er pries den frommen Müller tauſendmal ſelig, daß er ſo ehrlich an ſeinen Verwandten gehandelt habe, und dann ſchimpfte er wieder auf den Mainzer König, der an allem dem Elend ſchuld ſey. — „Ja wohl," ſagte die Ratze, „ihm iſt alles Böſe zu gönnen, und wenn nur ſeine Tochter, die ſchöne Ameley, vor ihm gerettet wäre, wollte ich gar nicht mehr an ihn gedenken." —

„Die ſchöne Ameley hat gute Ruh," — ſagte Mausohr — „die war Schuld an Allem, und ſie liegt nun im Rhein mit all den übrigen Kindern, ich habe ſie noch zuletzt hineingepfiffen." — Da die Ratze dies hörte, gerieth ſie in große Traurigkeit und Weh-

klagen wegen dem frommen Müller Radlauf, und ſtellte dem Mausohr die Sache ſo beweglich vor, daß er auch zu weinen begann; da die Sache aber nicht mehr zu ändern ſtand, ſo beſchloſſen ſie endlich, den Leichnam der Königin und Rattenkahls auf dem Schifflein nach Trier zu bringen, an ihrer Statt aber die Strohpuppen in die Grube zu legen und die Grabſchrift zu verändern, damit der Müller, wenn er zurück käme, wiſſe, was vorgefallen ſey.

Nun brachte Mausohr erſt ſeine Mutter und dann ſeinen Bruder auf das Schiff; dann legten ſie an ihrer Statt die Strohpuppen hinein, den Grabſtein aber drehte er um und ſchrieb darauf:

Prinz Mauſeohr von Trier,
Fand Mutter und Bruder hier
Und fuhr ſie auf dem Kahn
Den Rhein hinab, die Moſel an,
Nach Trier, wo ſie jetzt ruhen.
Nun liegen in der Truhen
Zwei Strohpuppen in Mäuſebalgen,
Er holte ſie vom Mainzer Galgen,
Und pfiff die Mainzer Kinderlein
Zur Strafe alle in den Rhein.
Beſchloſſen ward im Himmelsrath,
Was er aus Kindesliebe that;
Ach frommer Radlauf! ihm verzeih,
Weiß Gott die ſchöne Ameley
War auch dabei,
Der Gott genad'
Kömmt Zeit, kömmt Rath!

Nachdem er dieſe Grabſchrift verfaßt hatte, ging er das Schifflein mit allerlei grünen Geſträuchen zu ſchmücken; der Rattenkönig aber läutete nochmals mit ſeiner Kürbisglocke, und da ohngefähr ein zwanzig Ratten und Mäuſe zuſammen gekommen waren, theilte er das Säckchen Mehl, das ihm Radlauf zurückgelaſſen hatte, redlich unter ſie aus, und rief die älteſten unter ihnen hervor, zu denen ſagte er: „Ich übergebe euch nun auf längere Zeit die Regierung meines Reichs, da ich ſchon alt bin und nicht weiß, ob ich von meiner Reiſe wieder zurück komme.“ Sodann rief er alle die Paare hervor, die mit einander haushalten wollten, legte ihnen ihre Pfötchen in einander und ſprach: „Haltet fein Haus zuſammen, und alle eure Kinder haltet dazu an, die ſchreckliche Niederlage, die der König von Mainz unter eurem Geſchlecht angerichtet hat, zu rächen; lebt wohl und haltet euch wie ehrliche Ratten und Mäuſe.“

Nun begab ſich der Rattenkönig mit Mausohr auf den Kahn, und ſie fuhren mit gutem Wind nach Trier.

Man war wegen der plötzlichen Flucht des kleinen Prinzen dort noch in der größten Beſtürzung, als er plötzlich an der Stadt landete.

Mit ungemeiner Freude und Trauer empfing man ihn und die Leichen der verſtorbenen Herrſchaften, denen man ein ſchönes Grab baute und oben drauf ein kleines goldnes Haus für den Rattenkönig, wo er

immer von Mausohr mit Zuckerbrod gefüttert wurde; denn er wollte ſich gar nicht von der alten Königin trennen, ſo ſehr liebte er ſie.

Mausohr ward nun, weil er ſoviel Klugheit und Tapferkeit gezeigt hatte, einſtimmig zum König ausgerufen, und das erſte, was er that, war, daß er alle Zurüſtungen zum Kriege machte, um den König von Mainz noch härter zu ſtrafen.

Wie die Mainzer Bürger ein großes Wehklagen erhoben und vor des Königs Schloß zogen, und wie dieſer eine neue Treuloſigkeit beging.

Nun wollen wir aber einmal wieder nach Mainz ſehen, was alle die Leute und der König und die Königin anfangen, die Mausohr in die Kirchen eingeriegelt hatte. Als der Gottesdienſt aus war, wollten die Leute nach Haus zum Mittageſſen gehen; aber da war die Thüre feſt zu. Man pochte, man probirte alle Schlüſſel; nichts half; ſchon zankten die Leute auf die Kinder, und nahmen ſich vor, wenn ſie erſt heraus wären, die Kinder recht zu ſtrafen, denn niemand anders konnte den Riegel vorgeſchoben haben, als die Kinder, weil alle übrigen Leute mit eingeſchloſſen waren.

Es war ein entſetzliches Lamentiren, die Köchinnen ſchrien alle: „Ach Gott! der Braten wird uns verbrennen!“ — Die Mütter ſchrien: „Unſere Kinder werden verhungern!“ — Die Königin klagte: „Wer wird meine Katze füttern und meinen Papagai?“ Der Prediger aber, der von der Kanzel gerade durchs

Fenſter in ſeine Küche ſehen konnte, und deſſen Köchin Helene auch in der Kirche war, ſah, daß der Entenbraten, der am Spieß ſteckte, ſchon vom Feuer ergriffen wurde, und ſchrie in voller Herzensangſt: „Potz Element! d'Ent' brennt, Helen' wend d'Ent' um! Da meinten die Leute er hätte Latein geredet, und ſagten, er ſolle jetzt nur deutſch reden, wie ſie hinaus kommen könnten. „Ach je," ſchrie die Köchin Helene, „Herr Pfarrer! wenn ich nicht hinaus kann, ſo kann ich die Ente nicht umwenden, und die Ente muß verbrennen."

Endlich hängte ſich einer an das Glockenſeil, kletterte bis ans Kirchenfenſter hinauf, ließ ſich mit dem Seil hinaus, und machte den Riegel draus auf. Nun drängte ſich Alles aus der Kirche hinaus und mit großer Verwunderung las man:

„Den Riegel vor
Das Kirchenthor
Schiebt Mauſeohr."

Nun wußte kein Menſch, wer Mausohr ſey. Die Leute aus den andern Kirchen kamen auch heraus, und wie verwunderten ſich alle, als jeder dem andern erzählte: Ei wir waren auch eingeſperrt, wir auch; dann liefen die Leute nach ihren Kindern auf den Schloßplatz; aber der war leer und die Puppen am Galgen waren verſchwunden; der König ſuchte die Prinzeſſin, die war auch nicht da; die Leute liefen nach Haus und ſuchten nach den Kindern, die waren

nirgends zu finden, und immer und immer ward die Angſt der Menſchen größer, wo die Kinder möchten hingekommen ſeyn. Da fanden ſie endlich die Pfeifen der Kinder in der Rheingaſſe alle an die Erde geworfen, und nun zogen ſie dieſer Spur mit der größten Furcht nach, und als ſie an den Rhein kamen und des Königs Gartenwagen allein am Ufer fanden, und die vielen Hüte und Hauben hin und wieder im Waſſer herum ſchwammen, und in dem Sande die Fußſtapfen der Kinder ganz deutlich ins Waſſer führten: da brach ein allgemeines Wehklagen und Jammern unter den Müttern und Vätern aus, und man hörte nichts anders, als: „Ach mein blondes Trautchen! mein ſüßes Annemariechen! mein ſchwarzes Gretchen! mein braunes Stinchen! ach meine goldne Bärbel! mein Zuckerjüppchen! ach ſie iſt ertrunken! ach mein fromm Charteschen! meine ſchöne Borgel! ach mein flinker Hans! mein runder Tonerl! mein Goldfritzel! mein kluger Franzel! ach mein luſtiger Martin! mein Severin! ach mein Marfritzl! mein weißer Wenzel! mein gutes Karlemännchen! mein dickes Dominikuschen! meine Herzgundel! meine Bettine! mein Atſchekinkel! mein Madlenchen! ach ertrunken! ertrunken! ach das Kind war ſo fromm! ja es konnte ſchon ſo ſchön beten und ſtricken! ach! der Junge konnte ſchon buchſtabiren, er konnte ſchon Meſſe dienen!" und ſo jammerten ſie und rangen die Hände, und weinten und fiſchten die herumſchwimmenden Mützen ihrer

Kinder zuſammen und küßten ſie und erzählten ſich abwechſelnd die Tugenden ihrer verlornen Kinder.

Nachdem ſie mehrere Stunden ſo am Ufer in unſäglichen Leiden vergeblich ihre Schmerzen ausgeſprochen hatten, kehrte ſich ihr Unwille deſto gewaltiger gegen den König, den ſie durch ſeine Treuloſigkeit an Radlauf als den Urheber aller ihrer bisherigen Leiden anſahen, und die einbrechende Nacht konnte ſie nicht bewegen, nach Hauſe zu gehen; denn die guten Leute glaubten, ſie könnten nie wieder von der Stelle, wo ihre Kinder zu Grunde gegangen waren.

Der König hatte indeſſen auch alle Winkel nach der ſchönen Ameley ausſuchen laſſen, und als er endlich durch ſeine Boten das Unglück der ganzen Stadt vernommen hatte, ſchwieg er gleich ganz ſtill; denn er fürchtete den Unwillen der Bürger, und er hatte auch Recht. Endlich ſchickte er einen alten Geiſtlichen, die Leute zu tröſten und zu ermahnen, daß ſie nach Hauſe gingen; aber er wurde nicht ſehr freundlich empfangen, denn alle ſchrien ihn an, wenn er nicht ſo lange gepredigt hätte, würden ſie eher aus der Kirche gekommen ſeyn und hätten ihre Kinder noch erretten können.

Endlich zwang der Hunger die armen Leute doch nach Hauſe zu gehen, denn ſie hatten den ganzen Tag noch nichts gegeſſen; aber wie wurden ſie von neuem betrübt, als ſie nun in ihre Häuſer traten, wo ihnen ſonſt die Kinder entgegen geſprungen waren;

als ſie in die Stuben traten und die kleinen Stühle und Spielſachen einſam herum lagen; als ſie endlich in die Kammer traten um zu Bette zu gehen, und die lieben Kinder ihnen die Hände nicht boten, nicht ihr Abendgebet mitbeteten, als die kleinen Betten und Wiegen leer neben ihnen ſtanden; ach! da ward kein Biſſen ohne Thränen von ihnen genoſſen, kein Schlaf kam über ihre Augen. Bange griffen zu allen Stunden der Nacht die armen Mütter in die leeren Wiegen, um ſich von neuem von ihrem Verluſte zu überzeugen, und als ſie gegen Morgen ermüdet einſchliefen, träumten ſie von ihren Kindern, wie ſie in den Wellen herum geſchleudert würden über Felſen und Steine hin und in die Mühlräder hinein, andere träumten ſie wären noch da, und wenn ſie plötzlich erwachten, ſahen ſie, es war nur ein Traum und erweckten die Nachbarn von neuem mit ihrem Jammergeſchrei.

So begann ein neuer Unglückstag, und viele andere würden eben ſo traurig geweſen ſeyn, wenn nicht eine neue Qual die armen Mainzer überfallen hätte. Alle Donnerſtag war gewöhnlich Kornmarkt in der Stadt, wo Bäcker und Hauswirthe ſich ihr Brodkorn kauften, das die Bauern aus der Gegend zu Markte brachten.

Der Tag war wieder heran gekommen und alle Bäcker und Bürger gingen mit ihren Säcken auf den Platz, um zu kaufen; aber da war kein einziger Bauer mit Korn gekommen.

Sie wußten nicht, was das zu bedeuten habe, bis auf einmal eine Menge Bauern von allen Orten kamen, aber auch mit leeren Säcken, ſie wollten auch Korn kaufen; „denn“, ſagten ſie, „die Mäuſe haben bei uns alle Felder verwüſtet; wir haben keine Ernte gemacht, und wenn wir kein Korn kriegen, können wir nicht wieder ſäen.“ Da ſie aber ſahen, daß hier auch nichts zu kaufen war, ward die Sorge bald heftiger, und alles Volk ſchrie bald laut: „Hungersnoth! Hungersnoth! zum König! zum König! der hat noch alle Speicher voll“ — und ſo zogen nun eine Menge Leute vor's Schloß und riefen: der König ſolle heraus auf die Gallerie kommen.

Als er nun nach langem Rufen heraus kam, rief er ganz unwillig herunter: „Was will das Geſindel? kann ich niemals Ruhe haben? ich glaubte, da ich nun meine unvernünftige Tochter verloren habe, ich könnte endlich einmal ein Glas Wein in Frieden trinken; aber da macht die Bagage ſchon wieder Spektakel.“ — Nun ſchrien ihm die Leute hinauf: ſie wollten Korn haben; durch ihn ſeyen die Mäuſe in das Land gekommen, die auch kein Hälmchen auf dem Felde verſchont hätten, und nun ſolle er ihnen auch Korn zur Ausſaat und zum Brod geben. Der König antwortete: „Warum habt ihr nicht beſſer gewirthſchaftet; das Korn, das ich aufgeſpeichert habe, das iſt für mich und meine Soldaten.“ — Da ſchrien die Leute: „Deine Soldaten ſind unſere Söhne, wegen

ihnen werden doch nicht ihre Eltern verhungern ſollen." — Da ſchrie der König wieder herab: „Wenn ihr den ſechsfachen Preis bezahlen wollt, ſollt ihr jeder einen Sack voll haben" — und damit ſchlug er das Fenſter zu.

Die Leute aber wurden ganz wild und unſinnig und warfen ihm Steine ins Fenſter und ſchrien: „Mache uns Brod draus!" Da ließ der König ihnen ſagen: ſie ſollten ſo viele Bürger in das leere Stadtkornhaus ſenden, als hineingingen, und allen denen wolle er Korn geben; da drängten ſich die Leute faſt zu todt in das Haus, und ſtanden ſie ſo dicht bei und übereinander, daß kein Apfel darin auf den Boden fallen konnte; als ſie nun alle drin waren, ließ der König die Thore des Kornhauſes ſchließen, und die Brücken drum herum aufziehen; denn das Haus war gebaut wie ein feſtes Schloß und rings mit Waſſergräben umgeben, um es gegen Feuergefahr und Diebſtahl zu ſichern. Nun ließ er rings herum noch Soldaten ſtellen, und die halbe Stadt hatte er ſo unbarmherzig zum Hungertode eingeſperrt.

Tag und Nacht jammerten und wimmerten die armen Leute drin, daß es zum Erbarmen war, vor Hunger und Elend, und am zweiten Tag ließ ihnen der König einige Brode hinein werfen, um die ſie ſich aus Hunger einander zu Tode ſchlugen. Und als die übrigen Leute vor dem Schloſſe auf den Knien lagen, und um Erbarmen für die armen Gefangenen

baten, rief der König ihnen vom Fenſter herab: „Hört ihr denn nicht, wie meine Kornmäuſe im Kornhauſe pfeifen! ſoll ich euch auch zu den andern ſperren, weil ihr mir die Ohren ſo voll ſchreit!“ — und ſo gingen die Leute voll Angſt und Verzweiflung wieder nach Haus.

Von der guten Frau Marzibille und ihrem lieben Ameleychen, von dem Weißmäuschen und dem Goldfiſchchen.

Unter den Armen war auch eine gute Frau, die Marzibille hieß; ihr Mann war ein armer Fiſcher, der auch mit im Kornhaus eingeſperrt war, und hatte ſie ein ſehr ſchönes Töchterchen gehabt, das Ameleychen hieß und mit den andern Kindern ertrunken war, gerade daſſelbe Kind, welches Prinzeſſin Ameley ihr aus der Taufe gehoben hatte, und welches dieſelbe am Rhein zurückhalten wollte, als ſie auch verſank.

Die arme Marzibille kam traurig nach Haus, ſteckte ihre Lampe an, kniete an ihren kleinen Hausaltar und flehte unter heftigen Thränen zu Gott um Barmherzigkeit für das Elend der ganzen Stadt und für das ihrige.

Als ſie ſo eine zeitlang geweint und gebetet hatte, hörte ſie etwas neben ſich pfeifen, und da ſie ſich umſah, ſaß ein kleines weißes Mäuschen neben ihr, das ſie gar wohl kannte; es war zahm und ihr kleines Ameleychen, als es noch lebte, hatte immer mit ihm

geſpielt; ſeit dem Tod des Kindes aber hatte ſie in ihrem Schmerz nicht mehr auf das Thierchen geachtet. — Kaum hatte ſie das Mäuschen angeſehen, als auch ein kleines Goldfiſchchen lebhaft in dem Waſſerglaſe ſchnalzte, in welches Ameleychen es geſetzt hatte, dem es von ſelbſt, als es einſt am Rhein ſpielte, in den Schoß geſprungen war. —

„Ach Gott! ach Gott!“ — ſagte Marzibille — „ihr lieben kleinen Spielkameraden meines armen Ameleychens, ihr habt wohl rechten Hunger; ach! mein Kindchen iſt nicht mehr da, das euch immer fütterte, mein Mann ſitzt im Kornhauſe und iſt vielleicht auch ſchon verhungert, und ich ſelbſt habe nichts mehr als dieſe harte Brodrinde; denn das Fiſchen hilft nichts mehr, die Leute wollen keine Fiſche mehr eſſen, ſeit die Kinder alle ertrunken ſind; ich kann es ihnen auch nicht verdenken, denn ich könnte keinen Fiſch mehr eſſen, wenn ich auch verhungern müßte, aus Angſt ich möchte ein Fingerchen in dem Fiſche finden, das er vielleicht meinem armen Kinde abgebiſſen hätte; aber wartet, ich will meine Brodkruſte mit euch theilen; ſo lange ich nicht Hungers ſterbe, ſollt ihr es auch nicht, weil ihr ſo ſchön mit meinem ſeligen Ameleychen geſpielt habt.“ Da ſie aber die harte Brodrinde eben zerbrechen wollte, richtete ſich die kleine Maus ſachte in die Höhe und ſagte: „Frau Marzibille! hör ſie mich an“ — und das Fiſchlein ſteckte den Kopf aus dem Waſſer und ſagte auch: „Frau Marzibille! hör

ſie mich an" — da war die gute Frau ſehr erſchrocken, erholte ſich aber endlich und ſprach: „Weißmäuschen! ſprich du zuerſt, weil du mich zuerſt angepfiffen" — und das Weißmäuschen ſagte:

„Gute Werke, guter Lohn;
Gott im hohen Himmelsthron,
Der den Menſchen ſchuf aus Erden,
Ließ die kleine Maus auch werden.

Wer in allgemeiner Noth
Mit den Thieren theilt ſein Brod,
Wer mitleidig und geduldig,
Dem ſind Dank die Thiere ſchuldig.

Suche nach in meinem Loch,
Vielen Weizen hab ich noch;
Weil ich mir für harte Jahre
Immer reinlich etwas ſpare.

Ameleychen gab mir Brod,
Ameleychen iſt nun todt,
Und du theilſt die harte Rinde,
Weinſt mit mir ob deinem Kinde.

Laſſe Mutter nun mich frei,
Führ ich Glück der Stadt herbei;
Gib mich frei, Frau Marzibille,
Dir zu lohnen iſt mein Wille."

Alſo ſprach die kleine Maus recht ſchön deutlich und ſtammelte nicht einmal, und Frau Marzibille konnte ſich der Thränen nicht enthalten, als das

Mäuschen ſo artig von ihrem lieben ertrunkenen Töchterchen ſprach: „Mein liebes Weißmäuschen!“ — ſprach ſie, „herzlichen Dank für deine Dankbarkeit; ich will deinen Weizen annehmen, und kleine Kuchen daraus backen, und wo die Noth am größten iſt, auch Andern davon geben; deine Freiheit kannſt du nehmen, wenn du willſt; du biſt bei mir ein liebwerther Gaſt geweſen, und wenn du mich wieder beſuchen willſt, und ich lebe noch, ſo will ich dir alles Liebe anthun, was ich kann; aber ich möchte dir noch etwas auf die Reiſe mitgeben, wenn ich nur was hätte!“ Da ſuchte die gute Marzibille überall herum, endlich fand ſie an dem Weihnachtsbaume Ameleychens eine kleine Zuckerbretzel hängen, die gab ſie dem weißen Mäuschen, und aus vier Haſelnußſchalen machte ſie ihm vier kleine Schuhe unter ſeine Pfötchen, und ſo lief die Maus klipper klapper ab.

Nun wendete ſich Frau Marzibille zu dem Goldfiſchchen in dem Glaſe und ſprach: „Was haſt du, kleines Fiſchchen! der armen Marzibille denn zu ſagen? ach! ich weiß es wohl, Ameleychen hat dich ganz beſonders lieb gehabt, weil du ihm einſtens am Rhein freiwillig in den Schooß geſprungen biſt.“ — Da ſprach das Goldfiſchchen alſo:

„Ich bin aus dem Rhein geſprungen
Deinem Kinde in den Schooß,
Als es ſüß ein Lied geſungen,
Ward zu ihm mein Wunſch ſo groß:

Daß ich aus den blauen Wellen
Zu dem blonden Engel ſprang
Und wir wurden Spielgeſellen,
Zeit und Weil ward mir nicht lang.

Aber jetzt die Stunden ſchleichen
Und ich ſehne mich zur Fluth,
Wo dein liebes Ameleychen
Mit den andern Kindern ruht.

Sieh, ihm fehlen dort Bekannte
Und es wird gar blöde ſeyn;
Aber ich hab viel Verwandte
In dem alten grünen Rhein.

Ameleychen will ich lehren,
Wie es ſich verhalten muß;
Laſſe drum mich wiederkehren
Zu dem Kinde in dem Fluß.

Wenn ich Ameleychen finde
Und es iſt geſund und roth,
Komm ich wieder her geſchwinde,
Bringe Troſt dir in der Noth.

Wenn ich es geſtorben finde,
Leg ichs in ein Marmorgrab;
Halt von deinem blonden Kinde
Alle böſen Hechte ab.

Sonntag früh komm du gegangen
Auf die Stelle an den Rhein,
Wo das Kind mich hat gefangen,
Rufe nur dem Goldfiſchlein.

Und ſogleich ich zu dir ſchwimme
Durch die grüne Fluth geſchwind
Und dir ſaget meine Stimme
Von dem blonden lieben Kind."

„Ach Goldfiſchchen! Goldfiſchchen!" ſagte Marzibille, — „du biſt doch gar zu treu und gut; gleich will ich dich in den Rhein tragen; ach! wenn es möglich wäre, daß Ameleychen noch lebte, daß ich es jemals wiederſähe, — aber ich möchte ihm doch etwas mitſchicken: ein weiß Hemdchen, Halstuch und Strümpfe, und ſein Sonntagsröckchen, kannſt du ihm das wohl bringen?" — „O ja," — ſagte der Goldfiſch, — „leg nur einen Stein hinein, wirf es nach mir in den Rhein."

Und nun packte die gute Marzibille ein ſchön Hemd, Strümpfe und das Sonntagsröckchen und ein Paar ſchöne neue rothe Schuhe zuſammen und legte ein Zettelchen dazu, darauf ſtand:

„Lebſt du noch,
So bete fromm;
Biſt du todt,
In Himmel komm;
Bitt die lieben Engelein
Daß auch ich bald komm hinein;
Dieſes iſt der einz'ge Wille
Deiner treuen Marzibille."

Und nun trug ſie ſchnell das Fiſchlein mit dem Glas an den Rhein, warf es mit einem Lebewohl hinein und dann das Bündelchen, und rief ihm noch tauſend Grüße hintennach an das blonde Ameleychen und ging hoffnungsvoll nach Haus.

Von der Geſandtſchaft Weißmäuschens zum Rattenkönig und Prinz Mausohr nach Trier und deren Kriegszug.

Nun aber müſſen wir uns auf den Weg machen, und dem Weißmäuschen nachlaufen, damit wir erfahren, ob es Wort hält und was für Mittel es ergreift, die armen verhungerten Leute in der Stadt zu erretten. Zuerſt lief es bis nach Bingen, wo die Inſel im Rhein liegt, und ließ ſich von einer Waſſerratze über den Fluß nach der Inſel bringen. Da war nun eine große Freude unter den vielen Freunden und Anverwandten, die es da hatte und jeder wollte ihm eine Ehre anthun; denn Weißmäuschen war von hohem Adel, wie die weißen Mäuſe alle ſind.

Da Weißmäuschen hörte, daß der Rattenkönig ſich nicht mehr auf der Inſel aufhalte, ſondern in Trier ſey, nahm es bald von ſeinen Freunden Abſchied und begab ſich ſchleunigſt nach Trier, mit dem Rattenkönig zu ſprechen.

Es war mitten in der Nacht, als es in dieſer wundervollen alten Stadt ankam. Es hatte auf der Inſel erfahren, daß die Königin in einem prächtigen Tempel begraben liege, der drei Kirchen über einander

enthielt, und in der unterſten ſey das Grab, und darauf das Haus des Rattenkönigs. Es lief alſo ſo lange in der Stadt herum, bis es die hohe ſchöne Kirche erblickte. Bald hatte es ein Loch gefunden, wodurch es in die Kirche konnte, und ſogleich lief es die ſchönen marmornen Treppen hinab, die ſo weiß waren, wie es ſelbſt, und befand ſich in einer ſchönen Kapelle, in deren Mitte das ſilberne Grabmal des Prinzen Rattenkahl und ſeiner Mutter bei dem Schein von vier großen alabaſternen Lampen herrlich glänzte.

Als Weißmäuschen rings um das Grabmal herumlief, fand es eine ſilberne Wendeltreppe, durch welche es auf die Höhe des Grabmals kam; hier lag der Prinz Rattenkahl und ſeine Frau Mutter der Länge nach aus Gold gegoſſen, ganz natürlich, als wenn ſie ſchliefen; über ihnen war eine ſilberne Laube mit goldnen Blättern, voller Blumen und Früchten von allerlei bunten Edelſteinen, daß es heller flimmerte, als der volle Sternhimmel; und dieſes war die Wohnung des Rattenkönigs, der auf einem ſchwarzen Sammtkiſſen, das in dem Schooße der goldnen Königin lag, eben ſanft ſchlummerte. Aus der einen Hand der Königin pflegte er zu freſſen, und in ihrer andern Hand hatte ſie einen Becher, aus dem er trank.

Als Weißmäuschen mitten in dieſer Herrlichkeit ſtand, dergleichen es niemals geſehen, ward es von dem Glanze ganz berauſcht, und wußte nicht, auf

welche Art es den ſchlafenden Rattenkönig wecken ſollte. Aber eine goldne Harfe lag zu Füßen der Königin, weil ſie ſehr dies Saitenſpiel zu ihrer Lebzeit geliebt, und da Weißmäuschen dieſe Harfe näher beſehen wollte, und unbehutſam mit ſeinen Schuhen von Haſelnußſchalen über die Saiten lief, klimperte die Harfe; ſogleich entſchloß es ſich nun, ein hübſches Lied zu ſingen und dazu die Harfe ſpielen zu laſſen, damit es den alten Rattenkönig auf eine beſcheidene Weiſe erwecke. Es ſang alſo, indem es hin und her tanzte und die Saiten erklingen machte, wie folgt:

„Wach auf! wach auf mein Herr und König!
Aus deinem Schlaf, aus deinem Traum;
Erheb dein Ehrenhaupt ein wenig
Und gebe meinen Bitten Raum;
Hörſt du, wie die Saiten tönen
Durch der Laube goldnes Schimmern,
Alſo wimmern,
Alſo ſtöhnen
Viele Männer, viele Frauen,
Die zum Sternen-Himmel ſchauen
Ohn Vertrauen
Und auf deine Hülfe bauen.“

Als Weißmäuschen dies geſungen hatte, erwachte der Rattenkönig ein bischen und ſagte halb im Traum: „Ei Frau Königin, Ihro Majeſtät ſingen wie ein Violenengel; o darf ich bitten, noch ein Stückchen“ — und ſomit drehte er ſich auf die andere Seite und entſchlief wieder feſt. Da ſang Weißmäuschen weiter:

„Du träumſt von Ihro Majeſtäten,
Ich ſinge von der Hungersnoth;
Erwache! ſey recht ſchön gebeten,
Verſchaff den armen Leuten Brod;
Aus der Königin goldnen Händen
Ißt und trinkſt du nach Verlangen;
Die Elenden
Schwer gefangen
Müſſen all vor Hunger ſterben,
Hungernd müſſen ihre Erben
Auch verderben,
Laſſe Gnade ſie erwerben!“

Hier erwachte der Rattenkönig wieder ein bischen, und ſagte ſchlaftrunken: „Ich danke recht ſchön; ich nehms für empfangen an; ich habe erſt einige Zuckerbretzeln zu mir genommen; ich habe keinen Appetit mehr“ und drehte ſich wieder herum und legte ſich aufs Ohr und entſchlief von Neuem.

Weißmäuschen wollte ſchier verzweifeln, den verſchlafenen Rattenkönig zu erwecken; als es plötzlich ein Geräuſch in der Kirche hörte, und Fackelſchein aus der obern Kirche herunter fallen ſah. Es irrte ſich auch nicht und verſteckte ſich geſchwind hinter die Krone der Königin, als der junge König Mausohr im Schlafrock von weißem Mauſepelz die Treppe herab kam; er hatte eine Schlafmütze von grauem Mauſepelz auf, und die Krone oben drauf, was recht gut ging; denn ſie war ihm bei ſeiner Jugend noch zu weit, und hing ihm ſonſt gewöhnlich um den Hals

auf die Schultern. Den Scepter hatte er der Quer im Maul; denn er hatte in der einen Hand die Fackel, in der andern die Kirchenſchlüſſel; und da er an das Grabmal kam, zupfte er den Rattenkönig am Schwanze, daß er erwachte und ſich die Augen rieb. — „Mein liebſter Freund!“ — ſagte König Mausohr, nachdem er den Scepter in den Gürtel geſteckt — „wer ſingt denn hier ſo beweglich und ſpielt die Harfe dazu? mir hat es die Schildwache gemeldet, die oben vor der Kirche ſteht, und da ich geſchwind herzugelaufen, habe ich auch noch ein Stückchen vom Lied gehört, das gar betrübt von lauter Hunger und Kummer lautete.“

Nun machte der Rattenkönig, der ſich endlich von ſeinem Schlaf erholt hatte, dem Mausohr tauſend Entſchuldigungen, daß er ihn ſo im Bett fände, daß er ihn vor Schlaf nicht gleich erkannt und ſagte ihm hierauf: es ſey ihm auch, als habe er im Schlafe ſingen und Harfe ſpielen gehört; er habe aber geträumt, die hochſelige Mutter ſpiele ihm ein Lied zur Harfe, und wolle ihn hierauf zum Eſſen nöthigen, da er doch gar keinen Appetit habe; da aber die Schildwache und Mausohr das Singen auch gehört hätten, müſſe es wohl etwas anderes als ein Traum ſeyn, und könne er gar nicht begreifen, was es nur in aller Welt ſeyn möge.“ Mausohr ſagte hierauf laut, daß das Gewölb wiederhallte: „Wer du auch ſeyſt, der mit ſeinem Geſang über das Elend unglücklicher Menſchen klagend,

die Ruhe der Todten nächtlich gefeiert, laß den König Mausohr von Trier deine Klagelieder von Neuem hören, oder zeige dich ihm, er wird dir helfen; denn er hat ein menſchliches Herz und hier bei der Ruheſtätte ſeiner verehrten Mutter und ſeines geliebten Bruders kann er keinen Unglücklichen ungetröſtet von ſich laſſen."

Als Weißmäuschen hörte, daß Mausohr ſo gnädig war, ſchlüpfte es aus der Krone heraus und ſang, indem es auf der Harfe herum tanzte, folgendermaßen:

„Schön Dank! ſchön Dank Herr Mauſeohr!
Weil ihr mir alſo gnädig ſeyd,
Komm ich aus meinem Loch hervor
Und ſing zur Harfe euch mein Leid.
König Hatto legt die armen
Mainzer, wenn ſie Brod verlangen,
Ohn Erbarmen
Feſt gefangen,
Spricht dann, wenn ſie hungernd ſchreien:
Ei! wie mich die Mäuſe freuen.
Herr! ich floh, will ſie befreien,
Gott wird dir auch Troſt verleihen."

Als Mausohr und der Rattenkönig ſich erſt genug über das kleine artige Weißmäuschen verwundert hatten, ließen ſie ſich Alles von ihm erzählen, und es ließ ſich das nicht zweimal ſagen, und ſagte ihnen, was es nur wußte von Ameleychen und der frommen Fiſcherin und von der Noth der armen Mainzer; auch

ſchenkte es dem Rattenkönig das Zuckerbretzelchen, das ihm die Fiſcherin mitgegeben; es hatte es zu dieſem Zwecke aufgehoben. Der Rattenkönig dankte ihm, und hängte es zum ewigen Angedenken an die gute Frau in die goldne Laube, über dem Grabmal, mitten unter die ſchönſten Edelſteine, wo es noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen iſt.

Nun überlegten Mausohr und der Rattenkönig, wie den Mainzern am ſchnellſten zu helfen ſey, und Mausohr ſprach: „Wenn gleich die Mainzer geholfen haben, meine ſelige Frau Mutter und meinen Bruder zu verſpotten: ſo ſind ſie durch den Verluſt ihrer Kinder, die ich im erſten Zorn in den Rhein gepfiffen habe, doch wohl ſchon zu hart beſtraft; ich will mit meinen Soldaten hinmarſchiren und den böſen König abſetzen und die Gefangenen befreien." — Hierauf ſprach der Rattenkönig: „Ich will eine neue Armee von Ratten und Mäuſen hinſchicken, die ſollen den König und die Königin allein anfallen; die Pfeife hat er damals in den Rhein werfen laſſen, und er ſoll ſie deßwegen diesmal nicht von ſich vertreiben können; nun mache dich ſogleich auf und zeige den noch übrigen Mäuſen und Ratten auf der Inſel bei Bingen an, ſie ſollen morgen Abend alle bei Rhenſe auf dem Königsſtuhl ſich verſammeln, ich werde auch dort eintreffen; wir wollen einen Kriegszug thun, der glücklicher ausfallen ſoll, als unſer letzter."

Nachdem das Weißmäuschen dieſen Auftrag er-

halten, küßte es dem Rattenkönig die Pfote und bat ſich die Erlaubniß aus, auch dem König Mausohr die Hand zu küſſen. Dieſer erlaubte es, und ſchenkte ihm eine goldene Schnupftabaksdoſe mit ſeinem Portrait mit Brillanten beſetzt. „Ach!" ſagte Weißmäuschen — „ſie iſt ja gar zu groß; wenn ich einmal Hochzeit halte, will ich drinn ſchlafen, hebt mir ſie auf!" — „Nun das will ich," — ſagte Prinz Mausohr — „aber hier haſt du was, das du gleich mitnehmen kannſt, und nun nahm er einen brillantenen Hemdknopf aus ſeinem Hemdärmel, und band ihn dem Weißmäuschen um den Hals, worüber es eine große Freude hatte, und unter tauſend Dankſagungen, nachdem der Rattenkönig es aus den goldenen Händen der Königin hatte eſſen und trinken laſſen, ſeinen Abſchied nahm, um die Befehle auf die Inſel bei Bingen zu bringen.

Der Rattenkönig begab ſich gleich in die Stadt und pfiff alle Mäuſe und Ratten zuſammen, und ſchickte welche auf's Land, die auch pfeifen mußten, und mit Anbruch des Tages hatte er ſchon über eine halbe Million Mäuſe beiſammen. Damit ſie nun, wo ſie durchmarſchirten, dem Lande nichts ſchaden ſollten, wurden als Proviant eine ungeheure Menge von Kürbiſſen ausgehöhlt und mit Weizen angefüllt, und vor jeden 12 Mäuſe oder 4 Ratten geſpannt. Und ſo ging der Kriegszug in ſchönſter Ordnung fünfzig Mann hoch, immer 2500 in einem Regiment,

mit einer Spitzmaus an der Spitze als General. Dieſen Spitzmäuſen war befohlen, dann und wann zu pfeifen, damit man ſich in der Nacht nicht verirren möchte.

Der Rattenkönig ſelbſt ritt auf einem Iltis und hatte vier Irrwiſche vor ſich hergehen, die ihm leuchteten.

So ging der Zug nach Rhenſe bei Koblenz auf den Königſtuhl, wo die Verſammlung ſeyn ſollte.

Dieſer Königſtuhl iſt eine ſteinerne runde Gallerie mit Bänken rings herum auf acht Säulen ruhend, wohinauf eine Treppe führt. Es kamen vor alten guten Zeiten die Leute da zuſammen, die gerne einen König gehabt hätten und wählten, wie die Kinder im Spiel, mit luſtigen Reimen nach den Sylben unter einander ab, wer König im Reich ſeyn ſolle, und Alles ging dabei unter offenem Himmel ganz deutſch weg. Nachher aber hat man dem Reich den Stuhl vor die Thüre geſetzt, und da man den Wirth nicht zahlen können, ihm den Stuhl auf Abbruch in die Zeche gegeben; der hat ihn dann in ſein Wirthsſchild gemalt. — Gerade wie die ehemals lebendigen Staatsthiere ſpäter in die Wappen gemalt worden ſind.

Um dieſen Königsſtuhl nun verſammelte ſich das Kriegsheer des Rattenkönigs, und er ritt auf ſeinem Iltis mit den vier Irrwiſchen hinauf; er fand das Weißmäuschen und ſeine Leute von der Binger Inſel

ſchon oben auf der Bank herum ſitzen, und nachdem ſie ſich bewillkommt hatten, begannen ſie zu berathſchlagen, wie man dem König von Mainz am ſchnellſten beikommen könnte. Nach langem Hin- und Herüberlegen gab Weißmäuschen folgenden Rath, der auch einſtimmig angenommen wurde. Es ſprach alſo: „So viel ich auf meiner Reiſe gehört habe, ſollen Morgen die Bauern um Mainz herum dem König 6 Dutzend Melonen für ſeinen Hofſtaat und 24 Dutzend Kürbiſſe für ſeine Soldaten nach Mainz in ſein Magazin liefern, und für jede Melone, für jeden Kürbiß, der fehlt, hat er geſchworen einem Bauern den Kopf abſchneiden zu laſſen; denn die Hungersnoth iſt bereits ſo groß, daß er nichts mehr zu eſſen hat, als Melonen und Kürbiſſe, welche hier herum häufig wachſen. Die Pferde, die Hunde und die Katzen, was ſehr gut für uns iſt, ſind bereits alle gegeſſen, und der König iſt uneinig mit der Königin, weil ſie eher als die Staatskatze, die uns allein gefährlich iſt, ein Stück von ſich ſelbſt zum Braten hergeben will. Dieſe Melonen und Kürbiſſe nun liegen hier in der Gegend aufgehäuft, und ich meine es ſollten ſich, noch in dieſer Nacht, in jede Melone ein Dutzend Braver von unſern Leuten hinein beißen, und in jeden Kürbiß drei oder vier Dutzend von unſern freiwilligen Tapfern, ſo würde dadurch Morgen um zwölf Uhr ſchon eine große Armee von uns nach Mainz auf Wagen ankommen; denn dieſe

Früchte werden mit Vorſpann von Menſchen, weil alle Pferde verzehrt ſind, im Trab nach Mainz gefahren. Da der König aber Niemand in ſein Magazin läßt, aus Mißtrauen, es möchte ihm etwas geſtohlen werden, ſo werden wir nach der Ablieferung ganz allein mit ihm ſeyn, und ihn anfallen können."

Dieſer ſcharfſinnige Rath des Weißmäuschens wurde ſogleich mit vielem Beifall angenommen, und man rief die Freiwilligen auf hervorzutreten, die auch in ſolchem Ueberfluß hervortraten, daß man die Hälfte abweiſen mußte; ja die große Armee hatte nicht einen einzigen Feigen, der ſich weigerte für das Wohl der Menſchheit in Melone, Kürbiß oder Gurke zu kriechen.

Nachdem ſich nun immer die beſten Kameraden dutzendweiſe zuſammen gerottet hatten, wurden ſie nach den rings gelegenen Dörfern kommandirt und beordert, ſich vor Tage noch in die aufgehäuften Früchte einzubeißen; welches auch in der beſten Ordnung geſchah, ſo daß die Bauern ſie vor Tag, ohne eine andere Verwunderung, als daß ihnen die Früchte etwas ſchwerer ſchienen als gewöhnlich, auf ihre Karren luden und gegen Mainz fuhren.

Weißmäuschen bat ſich nun Urlaub vom Rattenkönig aus, nach Mainz zur frommen Fiſcherin zu laufen und durch ſie die armen Bürger unterrichten zu laſſen, daß ihnen bald würde geholfen werden; der Rattenkönig entließ es mit tauſend Segens-

wünſchen, und zog ſelbſt mit ſeinem übrigen Heere ruhig gegen Mainz hin. Um den Jakobsberg zogen ſie aber mit einem großen Umweg herum, weil es dort nicht ſicher ſeyn ſollte, denn die Kundſchafter hatten gemeldet, daß von jeher ein Poſtillon dort ermordet worden ſey.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Wie es dem böſen König Hatto und ſeinen Soldaten in dem Mainzer Kornhauſe ſo übel erging und wie er ſich auf die Rheininſel bei Bingen flüchtete und dort mit ſeinen Mainzer Freimaurern den Mäuſethurm erbaute.

Weißmäuschen lief nun ſo geſchwind, daß es um 6 Uhr Morgens ſchon wieder unter der leeren Wiege Ameleychens ſaß. Die Fiſcherin war eben aufgeſtanden und verrichtete unter Thränen und Seufzern ihr Morgengebet auf ihrem Betſtuhl und ſagte unter andern: „Ach gütiger Himmel! nun iſt Weißmäuschen ſchon vier Tage fort, ach Gott! erhalte es und bewahre es vor Unglück und ſende es mir bald mit Troſt und Hülfe zurück.“

Als ſie dieſe Worte ausgeſprochen hatte, ſah ſie daß ſich die Wiege Ameleychens hin und her bewegte, und erſchrack nicht wenig darüber; ſie ſprang hin und glaubte, ihr liebes Kind läge vielleicht wieder drin. Aber die Wiege war noch leer wie zuvor, und ſie ſprach traurig zu der Wiege:

„Schaukle nicht, du leere Wiege!
Als ob ſchlummernd das geliebte
Ameleychen in dir liege,
Das mich niemal nicht betrübte,

Das ich niemals wieder kriege,
Das ich alſo zärtlich liebte,
Schaukle nicht, du leere Wiege!

Wenn du ſchaukelſt, leere Wiege!
Denk ich, daß nun in dem Rheine
Ameleychen ſchaukelnd liege,
Daß die Fluth an harte Steine
Ihm ſein blondes Haupt anſchlüge,
Und ich weine, weine, weine:
Schaukle nicht, du leere Wiege!"

Aber es war Weißmäuschen, das hatte an der Wiegenſchnur gezupft, um die Fiſcherin aufmerkſam zu machen und es ſprach zu der guten Frau:

„Fiſcherin! Fiſcherin! ruhig nur,
Weine nicht, weine nicht, Hülfe naht,
Weißmäuschen zog an der Wiegenſchnur,
Hülfe bringt es und Troſt und Rath."

Nun hüpfte Weißmäuschen unter der Wiege hervor, der frommen Fiſcherin in den Schooß, die ſich vor Freude gar nicht zu faſſen wußte; und nachdem es der guten Frau tauſend Fragen der Freude und des Wiederſehens beantwortet hatte, erzählte es ihr: daß heute einige tauſend Mäuſe gegen den böſen König in ſeinem eigenen Magazin erſcheinen würden, daß auch Morgen früh gewiß der König Mausohr von Trier mit ſeinem Freicorps in der Stadt ſeyn würde, daß er Brod und Fleiſch und Wein der Menge mitbringe. Es komme nun Alles darauf an,

daß man die ganze Stadt heimlich davon unterrichte, damit ſie dem böſen König auf keine Weiſe Hülfe brächte; um zwölf Uhr würden die Bauern mit den Früchten da ſeyn, und nach Tiſch würde der Anfall auf den König losgehen; „und nun" — ſprach es — „kömmt es auf dich an, als auf eine kluge fromme Frau, dieſe Nachricht ſchnell und ſo zu verbreiten, daß ſie hinreichend bekannt, und doch den Soldaten und dem König verborgen bleibt." — „Gleich will ich mich aufmachen," — ſprach die Fiſcherin — „und es in der Frühkirche den Leuten verkünden; es ſoll Alles gut gehen; in einer halben Stunde bin ich wieder hier."

Die Fiſcherin ging nun nach der Kirche, da machte ſo eben ihr Nachbar, der Barbier, Meiſter Schrabberling, ſeinen Laden auf und rief der guten Fiſcherin: „Einen guten Morgen, Frau Nachbarin! hat Sie wohl ein Stückchen Seife? ich armer Mann habe geſtern Abend aus Hunger mein letztes Stückchen Seife gegeſſen, und nun kann ich heute Niemand raſiren!" — „Ich will Euch etwas vertrauen," — ſagte die Fiſcherin — „das wird den Leuten ſanfter thun als Seife, und wenn Ihr es ihnen unter dem Raſiren erzählt, werden ſie vor Freude lachen und weinen, wenn Ihr ſie gleich mit ſtumpfen Meſſern trocken raſirt" — und nun erzählte ſie dem Barbierer, was ihr Weißmäuschen befohlen, und der Barbierer hüpfte vor Freude, ſagte es allen ſeinen Geſellen,

und machte ſich ſogleich mit ihnen auf, es allen Leuten beim Raſiren zu erzählen. Als nun die Fiſcherin ein paar Häuſer weiter ging, machte gerade der Perückenmacher, Meiſter Rupferling, ſeinen Laden auf und grüßte ſie: „Guten Morgen, Frau Fiſcherin! ach! kann Sie mir nicht eine Hand voll Mehl und einen Löffel Butter ſchenken? ich habe geſtern Abend aus Hunger all mein Puder und Pomade aufgegeſſen, und weiß nicht, wie ich heute die Leute friſiren ſoll.“ — Da ſprach die Frau: „Meiſter Rupferling! ich will Euch was erzählen, und ſie werden vor Freude lachen und weinen, wenn Ihr ihnen auch die Haare ausrauft und ihnen die Haarnadeln in das Fleiſch ſtecht“ — und nun erzählte ſie dem Perückenmacher Alles, was Weißmäuschen befohlen, und Meiſter Rupferling hüpfte vor Freude den Laden hinaus durch's Fenſter und rief ſeinen Geſellen und ſagte es ihnen wieder; und nun liefen ſie mit ihren leeren Puderbeuteln die Nachricht zu verbreiten. Noch erzählte ſie es dem Meiſter Kneterling, dem Bäcker, der eben kleine Brode, ſo groß wie Pfeffernüſſe, aus Kleien gebacken an's Fenſter legte, und dann dem Meiſter Hackerling, dem Fleiſcher, welcher einige Würſte heraus hängte, die er aus alten ledernen Hoſen und Schuhen zuſammen gehackt hatte; hierauf kam ſie an den Laden des Schuſters, Meiſter Kneiperling; er kaute an einem Stück von einem alten Schmierſtiefel,

ſo hungrig war er; dann kam ſie zu Meiſter Meckerling, dem Schneider, er hatte gerade das letzte Horn ſeines alten Ziegenbocks, den er aus Hunger bereits aufgegeſſen, mit Waſſer zum Feuer geſetzt, um eine Fleiſchbrühſuppe zu kochen, dem erzählte ſie es auch, und ſo einem nach dem andern.

Da ſie nun in die Kirche kam, worin es ganz dunkel war; denn das Oel in der Lampe und alle Wachslichter waren bereits aus Hunger von dem Pfarrer verzehrt, erzählte ſie es einer Frau neben ihr und dieſe einer andern und immer ſo fort, bis es die ganze Kirche wußte.

Als ſie nun wieder nach Haus ging, war die Geſchichte ſchon ſo in der Stadt verbreitet, daß man es ihr wieder an allen Ecken erzählte; doch that Alles ſehr heimlich, und merkte man es nur an den fröhlichen Geſichtern, mit denen ſich die Leute grüßten, daß Gott den armen Leuten Hülfe bringe.

Endlich kam die Zeit, daß die Bauern mit den Früchten zum Schloſſe einfuhren. Der König zankte und ſchimpfte, daß ſie ſo ſpät gekommen; aber ſie entſchuldigten ſich mit der Schwere ihrer Früchte. Der König freute ſich darüber; denn er glaubte ſie ſeyen ſchwer, weil ſie beſonders gut und reif wären. Ja wohl waren ſie reif und voll lebendiger Kerne! — Nachdem ſie alle richtig abgezählt und in das Magazin aufgehäuft waren, zogen die Bauern wieder nach Haus, und der König verſchloß ſich allein in ſein Magazin,

um Alles nachzuzählen. Da er aber eine Melone eſſen wollte, wunderte er ſich über ihren ſchwarzen Stiel; denn es hing hinten ein Mäuſeſchwanz heraus. Er wollte ihn abreißen, aber ſieh! da zog er die ganze Maus heraus, und die elf übrigen ſtürzten unter lautem Pfeifen nach. Als die andern dies Pfeifen hörten, ſtürzten ſie haufenweiſe aus allen Melonen und Kürbiſſen, und es war recht entſetzlich, wie ſie alle über den König herfielen und ihn zerbiſſen; zu dem kugelten die bewegten Melonen und Kürbiſſe über ihn her und er konnte ſich gar nicht mehr helfen; er ſchrie und ſchlug und rief Hülfe; aber es regte ſich kein Menſch. Endlich konnte er die Thüre erreichen; aber die Mäuſe ſtürzten ihm alle nach, und als er durch den Schloßhof lief, wo ſich die Bürger verſammelt hatten, erſchracken ſie faſt vor ihm, ſo ſchwarz war er mit Mäuſen bedeckt; aber kein Menſch wollte ihm helfen. Er eilte vor das Zimmer der Königin und ſchrie: ſie ſolle ihm um Gotteswillen die Staatskatze ein wenig leihen; dieſe aber hatte ſich eingeſchloſſen und rief zum Schlüſſelloch heraus: „Nein, ich leihe Dir ſie nicht, Du willſt ſie wie den Staatsvogel auffreſſen.“ — Da kroch er aus Verzweiflung in einen großen leeren Adlerkäfig.

Der Adler, welcher der Staatsvogel eines Landes geweſen, das er dem ſeinigen einverleibt hatte und der hier das Gnadenbrod aß — denn hier hatte er einige Ruhe — den hatte er geſtern bereits zum großen

Unwillen der Königin aufgezehrt, welche mehr auf Herkommen hielt. Das Gitter war ſehr eng, und mußten ſich erſt die kleinſten Mäuſe ausſuchen, welche durch die Oeffnung des Drahtes konnten. Da dieſer Kaſten an einem offnen Fenſter des Schloſſes ſtand, konnten ihn alle Leute ſehen; aber ſie lachten ihn aus und gönnten ihm die Strafe ſeiner Grauſamkeit. Er ſchrie laut nach ſeinen Soldaten, die um das Kornhaus herumſtanden, wo die armen Bürger drin waren; ſie kamen anmarſchirt, aber hinter ihnen drein kamen auch ſchon die Gefangenen, die aus dem Kornhaus gebrochen waren, als es die Soldaten verließen. Die ganze Stadt war in Bewegung; ein Hagel von Steinen bedeckte die Soldaten von allen Seiten, und man ließ ihnen keinen andern Weg offen, als in das Kornhaus zurück, wo ſie nun anſtatt der armen Leute eingeſperrt wurden, die jetzt von den übrigen umarmt und mit den Lebensmitteln erquickt wurden, die man in Menge aus dem offnen Kornhaus holte.

Der König aber kam von Neuem in Noth; denn nun waren die kleinſten Mäuſe zuſammengetreten und drangen in den Käfig ein, und als er ſeine Unterthanen um Hülfe anflehte, riefen ſie ihm zu: „Gedenke, wenn wir hungernd im Kornhauſe wimmerten, da ſagteſt du, ei wie meine Kornmäuſe pfeifen; jetzt verſuche auch wie die hungrigen Kornmäuſe beißen.“ — Als aber der König ſo im Käfig ſich gegen die kleinen Mäuſe wehrte und um ſich ſchlug, fiel der Käfig vom

Fenſter in die Stube zurück, und er fing an ſich in dem Käfig herumzurollen, wodurch er ziemlich frei von ſeinen Feinden wurde, weil ſie Gefahr liefen erdrückt zu werden; er rollte ſich bis vor den Saal der Königin, und flehte von Neuem ſo wehmüthig um die Staatskatze, daß ſie ſich endlich erbarmte und zur Thüre heraus trat. Als ſie ihren Gemahl von Mäuſen umringt in dem Käfig liegen ſah, ſprach ſie: „Ihro Majeſtät haben ſich dies Elend durch dero Treuloſigkeit, Geiz und Grauſamkeit ſelbſt zugezogen; ich kann Ihnen aber mit der Staatskatze nicht dienen; es iſt gegen alle Schicklichkeit dieſes Familienthier nach ſeinem Naturſtande zu gebrauchen.“ — Der König bat ſie um Gotteswillen ihre Weisheit auf ein andermal zu ſparen und ihm nur jetzt zu helfen; er begehrte von ihr, ſie möchte ihn aufs Waſſer bringen und mit ihm auf die Inſel nach Bingen fahren, wo er, vom Rhein umgeben, gewiß von ſeinen Verfolgern frei ſeyn würde. Sie rollte nun den Käfig in ihre Stube, in welche die Mäuſe wegen der Staatskatze ſich nicht hinein getrauten, und fragte aus dem Fenſter das Volk, ob ſie ihr und ihrem Gemahl freien Abzug nach der Binger Rheininſel geſtatten wollten, ſo wollte er ihnen Freiheit und Ruhe und ſo viele Conſtitutionen zugeſtehen, als ſie Luſt hätten zu verbrauchen. Aber es müßten einige Maurer mitfahren und ihm dort einen Thurm bauen.

Das Volk, welches froh war, ihn los zu werden, geſtand ihm Alles zu, und ließ ihn hundert von den

eingeſperrten Freiſchützen als Maurer mitnehmen. Und daraus ſind die Freimaurer geworden.

Sie rüſteten ſogleich ein Schiff aus, füllten es mit Lebensmitteln, und die Königin wälzte ihren Gemahl, während ſie die Staatskatze trug, in dem Käfig die breiten ſteinernen Schloßtreppen herunter, daß der böſe Schelm ach! und weh! ſchrie; und ſo wälzte ſie ihn mit dem Fuße ſtoßend durch die ganze Stadt, mitten durch das Volk, welches ihm zurief: „Dieſe Bewegung iſt dir gut zur Verdauung, denn du haſt Alles ſelbſt gegeſſen und uns hungern laſſen.“ — Endlich kollerte er auf dem Landungsbrette zum Schiffe hinauf, und von da plumps noch einen böſen Fall ins Schiff hinunter, welches unter den Verwünſchungen der ganzen Stadt mit ihm und ſeinen Freimaurern den Rhein hinunter ſegelte.

Nun vertheilten die Mainzer die gefundenen Vorräthe unter einander, und jedes führte ſeinen armen gefangen geweſenen Gatten, Vater oder Bruder nach Haus, um ihn zu bewirthen und zu pflegen; und da es Abend und dunkel wurde, zogen ſich die Mäuſe wieder zur Stadt hinaus, dem Rattenkönig entgegen, um ihm zu berichten, wie übel zugerichtet der böſe König Hatto nach der Binger Rheininſel geſchifft ſey.

Der Rattenkönig erhob nun die Mäuſe, die ſich bei dieſer Gelegenheit mit Ruhm bedeckt hatten, eine nach der andern, in Adelſtand, und gab der einen freie Erlaubniß ſich die Parmeſanmaus zu nennen,

und künftig die Parmeſankäſe eines gewiſſen Krämers zu benagen; einer andern gab er den Namen Edamermaus, einer andern Limburger=, einer dritten Schweizermaus, Bisquitmaus, Marzipanmaus u. ſ. w.; jeder auch die Anweiſung auf irgend einen Ort, wo ſie ſich an den Speiſen ihres Namens ſatt freſſen könnte; und nun entließ er ſie für diesmal, weil ſie ihren Theil gethan hatten.

Mit der übrigen Armee zog er nach Bingen auf den Rochusberg, um zu überlegen, wie man dem König auf der Inſel beikommen ſollte, weil man gegen die Staatskatze gewiſſe völker= und naturrechtliche Rückſichten zu ſchonen hatte. Er ſah die Freiſchützen des Königs die ganze Nacht ſchon beſchäftigt, bei dem Schein der Fackeln Steine an dem Rüdesheimer Felſen zu brechen und zu ſammeln, um den Thurm für den König zu bauen, und dies ergrimmte ihn um ſo mehr, weil dort ehedem ſeine Wohnung geweſen; aber er wollte doch gegen die Staatskatze die Schicklichkeit nicht verletzen, damit ſie allein den Vorwurf trage, einen falſchen Schritt oder vielmehr Sprung in das Hochzeitſchiff gegen ihn gethan zu haben, was gegen alle herkömmliche Unverletzbarkeit geweſen, und ſo ſah er denn ruhig zu, wie man den Thurm gründete und baute.

Wie es dem Prinzen Mausohr in dem Feldzug mit ſeinen tapfern Soldaten erging.

Als die Mainzer die erſte Nacht geruht hatten, zogen ſie den frühen Morgen dem Prinz Mausohr entgegen und Weißmäuschen eilte ihnen voraus.

Der gute General, welchem Prinz Mausohr vor ſeiner erſten Reiſe nach Mainz einen Wink vom Krieg fallen laſſen, hatte dieſen nicht hinter den Spiegel geſteckt, ſondern dieſen Wink vielmehr an die große Sturmglocke und an die Kriegsfahne gehängt. Rattenkahl und ſeine Mutter! war Parole und Zapfenſtreich geworden. Da die Vaterlandsliebe damals in ihren beſten Jahren war, ließ ſich kein Landeskind, ohne an Heimweh zu ſterben, außer Landes gebrauchen, und man hatte deßwegen ein großes Freicorps von Ueberläufern angeworben, erſtens weil ſie von ſelbſt kämen, und zweitens weil man durch ihr Ueberlaufen gewiß war, daß ſie von der Stelle zu bringen ſeyen. Dieſe Helden beſtanden meiſtens aus Lalenburger und Schildaer Freiwilligen, und einem Reſt Kochemer Landſturm; auch aus Gaskonien waren viele Meſſerträger dabei, berühmt und gefährlich wegen ihrem Aufſchneiden. Man

hatte dieſe alle in Ketten gelegt, um ſie wilder zu machen. Wenn nun die Wildeſten aus den Ketten heraus brachen, legte man dieſe in ſtärkere Bande, und da brachen die Stärkſten wieder heraus, die man wieder anſchmiedete, und die welche dann zum drittenmal heraus brachen, das waren die rechten Leute und wurden mit Ehren überhäuft.

So hatte man einen Extrakt des Heldenmuths in wenigen Leuten und ſie brauchten ſo keine breiten Wege und machten nicht ſo vielen Staub als die vielen Leute; es war dieſes eine ſchöne Erfindung, iſt aber, wie vieles Alte, wieder abgekommen.

Dieſe Kerntruppe wurde auch erſtaunlich gelehrt, Tag und Nacht ſtand der Oberprofoß, wovon nachher das Wort Profeſſor gekommen, bei ihnen im Kerker; lehrte ſie die verſchiedenen Sprachen von Trier bis Mainz ſprechen, und die verſchiedenen Weine durch Beſchreibung, der Nüchternheit halber, kennen; der Tambourmajor lehrte ſie heldenmäßige fürchterliche Stellungen, nach alten Heidenfiguren, die noch an allen Ecken ſtanden; auch die Kunſt, ſelbſt im Schlaf mit geſtreckten Beinen und martialiſchem Schnarchen einen gewaltigen Eindruck zu machen, erlernten ſie, was gegen nächtliche Ueberfälle eine unfehlbare Waffe iſt; dann lehrte ſie abwechſelnd mit der Kunſt reſolut zu ſterben der Feldprediger den Umgang mit Menſchen und Vieh, und der Staatstrompeter gab Unterricht, ſich mit Aufblaſen

ein Anſehen zu geben, in der Eile die ſchönſten Proklamationen ſelbſt zu machen und in Chören abzuſingen. Der General ſelbſt gab Unterricht in der Weltgeſchichte aus dem gehörnten Siegfried, der ſchönen Magelona, der Genovefa, den vier Haimonskindern u. ſ. w., und da ſie nun ausmarſchirten, las man ihnen auf dem Marſche die Schwabenſtreiche, das Lalenbuch und die Schildbürger vor, und Komma und Punktum wurde mit Trommel und Pfeiſe dazwiſchen bemerkt.

In ſolcher tiefſinnigen Gelehrſamkeit marſchirten ſie, einer hinter dem andern, um kein Aufſehen zu machen, auf den kleinen Fußpfaden, ohne weiteren Unfall als daß der Trommelſchläger einigemal semicolon ſtatt duo puncta und einmal Fragezeichen ſtatt Ausrufungszeichen trommelte, wodurch große Unordnung in den Marſch kam, weil ſie das linke Bein mit dem rechten verwechſelten.

In einem ſolchen zerſtreuten Augenblick kamen ſie in die Gegend, wo eben der Storch Langebein ſeine Schuljungen zuſammen klapperte; da glaubten ſie der Tambour ſchlage et cetera, was das Zeichen zum allgemeinen Davonlaufen war. Mit ungemeiner Genauigkeit wurde dieſes Manöver ausgeführt.

Meiſter Langebein mußte, um nicht über den Haufen gerannt zu werden, in die Lüfte fliegen, und da ſie ſeinen rothen Schnabel für einen feurigen Kriegskometen hielten, ſo liefen ſie in forcirten

Märſchen. Nun ſchlug zwar der Prinz Mausohr ſelbſt Parenthesis und Claudatur; aber vergebens; er ſtand allein auf der Wieſe, und Meiſter Langebein kam vor ihm nieder geflogen.

Obſchon nun der Storch Langebein ſich aus den Lüften herabließ, ſo gab ihm doch Prinz Mausohr an Herablaſſung nichts nach; denn er drückte ihn Allerhöchſt zärtlich an ſein Herz, wobei der Storch den Schnabel auf den Rücken legte, und mit zugedrückten Augen einen reſpektvollſten Klapperlispel ergehen ließ. Es war dieſes eine Gruppe von der größten Anmuth und Wirkung und iſt nachher von den Bildhauern, Tänzern, Kunſtbäckern und Hundepantomimen oft mit Beifall wiederholt worden. Langebein legte aber früh genug ſeinen Schnabel wieder in die erſte Poſition, um nicht ein Opfer dieſes ſchönen Augenblicks zu werden; denn Mausohr drückte ſtark, und die vielen blanken Knöpfe, Schnallen und Zierrathen auf ſeiner Bruſt machten einen etwas ſtarken Eindruck auf Langebeins hagere Bruſt, ſo daß ihm das Uebermaß ſeiner Empfindung nächſt gefährlich ward. Es wäre zwar ein beneidenswerther Tod geweſen, aber der Titel als Commerzienrath war auch nicht zu verachten; denn dieſen gab ihm Mausohr ſogleich, da er ihn aus ſeinen Armen entließ; jedoch unter der Bedingung, ihm wieder eine ſolche Verſammlungspfeife, wie das erſtemal, zu bringen. Der Herr Commerzienrath war

gleich auf den Beinen, und Mausohr ſetzte ſich an die Trommel, welche der Tambourmajor bei dem allgemeinen Fluchtmanöver weggeworfen hatte. Dieſe Situation im Feldzug Mausohrs beſchreibt eine ſchöne Stelle in dem Heldenbuch mit folgenden Worten:

Der Held auf ſeiner Trommel ſitzt
Im ſchickſalvollen Wieſengrund,
Die Mütze ſinnt, das Knopfloch blitzt,
Zum Pfeifen ſpitzet ſich der Mund.

Durch wenig Interpunktion,
Durch plötzliches et cetera
Und große Subordination
Kam ſeinem Heer die Flucht zu nah.

Commerzienrath! Commerzienrath!
Die Sammelpfeife bring heran,
Und zeige dich mit ſchneller That
Als Favorit und Unterthan.

Es ſpricht der Held, es läuft der Storch,
Die Pfeife lockt vom Heldenmund,
So ſüß, ſo milden Klang, horch! horch!
O ſchickſalsvoller Wieſengrund.

Rings um den Moor, rings um den Sumpf
Zieht kühn heran die Heldenſchaar
Und ſtellet ſich mit ſchwarzem Strumpf
Schön uniform von Unten dar.

Die Pfeiſe lockt ſie in den Bach
Und gleich ſtehn alle unbewegt,
Weil ſchnell des Storches Trommelſchlag
Parenthesis Claudatur ſchlägt.

Dieſes Lied ſagt Alles. Die Kriegskunſt Mausohrs übertraf ſich ſelbſt, er pfiff einen Generalpardon und eine Proklamation und eine Höchſte Zufriedenheit in ſchöner Abwechslung durcheinander und ſchloß mit einem Triller von Gehaltzulage, als ſie in dem Bache ſtanden mit allgemeinem Beifall. Dieſes Finale war um ſo kühner, weil ſogleich die ganze Heldenſchaar mit vorgehaltenen Mützen aus dem Bache heraus wollte, um die erhöhte Gage zu faſſen.

Aber hier zeigte ſich das Talent des Commerzienraths Langebein, den Augenblick zu benützen, im höchſten Glanz. Er hatte ſich während dem Pfeifen Mausohrs die Trommel auf den Rücken gehängt, beugte ſeinen Schnabel darauf hin, und trommelte mit ſolcher Kraft Parenthesis und Claudatur, daß das Heer, wie in Klammern feſtgebannt, im Bache ſtehen blieb; ſo machte er ſein früheres unglückliches et cetera wieder gut. — Mausohr degradirte nun den Tambourmajor wegen falſcher Interpunktion, und ſtellte dem Corps den Commerzienrath als Reichstambour vor. Langebein hatte während dieſer neuen Standeserhöhung ſo ſeine eigenen Gedanken und Nahrungsſorgen, und ſchaute etwas links in's Gras, fuhr auch mit dem Schnabel nach einem kleinen

Thierchen, das er in die Luft ſchleuderte, um es bequemer im Niederfallen aufzuſchnappen; aber Mausohr, für Mäuſeſtimmen ungemein reizbar, hörte früh genug den Schrei des Weißmäuschens: Hilf! Hilf! Mausohr! — Er warf ſogleich ſeine Pelzmütze in die Luft, welche dem Meiſter Langebein ſich durch den Schnabel ſpießend über den Kopf fiel und ihn ungefährlich machte. Während nun Weißmäuschen, das zu den Füßen Mausohrs gefallen war, ſich ein wenig von ſeinem Schrecken erholte, und dann dem Prinzen auf die rührendſte Weiſe für ſeine Rettung dankte, bemühte ſich der Storch umſonſt die Pudelmütze vom Kopf zu kriegen, denn der Schnabel war ihm durchgeſpießt, und konnte er weder klappern noch ſehen, und lief wie toll auf der Wieſe herum und ſtolperte und ſchüttelte mit dem Kopf. Endlich kamen die Kinder und machten ihrem Herrn Schulmeiſter, nachdem ſie ſich lange über ſeine ſchöne Perücke erfreut hatten, die Pudelmütze wieder los.

Weißmäuschen erzählte dem Prinzen den ganzen Sieg der Mäuſe in Mainz, und daß ihm nichts mehr zu thun übrig ſey, als in die Stadt zu ziehen, deren Bürger ihm ſchon mit den Schlüſſeln entgegen kämen, um ſie als König in Beſitz zu nehmen. Auch ſagte Weißmäuschen, er würde gut thun, ſeine Soldaten hier im Lande zurück zu laſſen, da wenig zu eſſen in Mainz ſey und an keinen Widerſtand zu denken; doch möge er ſogleich mit ihm gehen, denn

die Mainzer Abgeſandten ſeyen kaum eine halbe Stunde weit mehr von hier, und ſey zu fürchten, die Freude würde getrübt werden, wenn die armen Leute hier die Kinder ſähen; denn da ſie durch ihn ihre Kinder verloren, würde der Anblick dieſer Kleinen eine traurige Erinnerung in ihnen erwecken.

Mausohr wollte eben den Vorſchlägen Weißmäuschens ſeinen Beifall geben, als der Salvo Titulo Storch, der eine Zeitlang verdrießlich im Hintergrunde geſtanden, vor ihn trat und bitter klagte, daß er durch den Wurf mit der königlichen Pelzkappe um alle Reputation und Reſpekt vor ſeiner Schuljugend gekommen. Mausohr aber ſagte:

„Ritterthum gibt Königshand,
Königskappe gibt Verſtand;
Setz die Kappe auf das Ohr,
Kommandir mein Heldenchor.“

und ſetzte ihm die Mütze feierlich vor der Armee auf mit dem Befehl, in ihrer Poſition ruhig bis auf weitere Ordre zu verweilen und in ſtiller Haltung durch die darin befindlichen Blutigel ihr Blut für das Vaterland fließen zu laſſen, was ihnen verſprochen ſey; zugleich aber dadurch ihren allzugroßen Muth für den Frieden abzukühlen, und als brauchbare Staatsdiener zurück zu kehren. Dem neuen Commandant ſollten als Proviant für den Mann täglich ein Froſch und eine Handvoll Brunnenkreſſe vergütet werden. Leider war ſpäter die falſche Beſchuldigung im Umlaufe, ſie

hätten über den andern Tag mit einer Heuſchrecke vorlieb nehmen müſſen. Aber der Herr Commerzienrath fanden es unter ihrer Würde auf ſolche niedrige Verleumdungen zu antworten. Als Studium ward der Feſtungsdienſt in Waſſerpoſitionen angeordnet, und auch die Preisfrage aufgeworfen, mit einem halben Sold als Belohnung, den eigentlichen Ort auszumitteln, wo jeder Schwabenſtreich zuerſt geſchehen iſt. Als Mausohrs Willen mit großem Beifall angehört worden, ſchlich er ſich, unter bitterlichen Abſchiedsſeufzern ſeiner Helden, mit Weißmäuschen, wie eine Katze vom Taubenſchlag davon, herzlich froh, ſeine tapfern Soldaten, die ihm auf dem kurzen Marſch ſo viele Arbeit gemacht, nicht nöthig zu haben.

Die Wagen mit Lebensmitteln waren der Armee ſchon vorausgegangen, und er fand ſie zwei Stunden vor Mainz, wo er gerade noch ſo viel Zeit hatte, ſich auf einen Wagen voll Sauerkraut zu ſetzen, als ſchon die Mainzer Abgeſandten ihm entgegen kamen. Um ſich aber doch, da er ſo ganz allein und ohne Armee kam, einiges Anſehen zu geben, ließ er den ganzen Zug der Viktualien ſich folgendermaßen ordnen: er ſelbſt ſaß auf einem ungemein großen Schinken, der auf einem Wagen voll Sauerkraut lag, und dieſer Wagen war mit Guirlanden von allerlei Würſten und Schinken umgeben, und von acht der ſchönſten Maſtochſen gezogen. Auf beiden Seiten ſtanden zwei Wagen voll Erbſenmuß, und weiter zwanzig Karren voll

Brod, und dann noch unzählig viele Kälber, Kühe, Schweine u. ſ. w.

Dem angenehmen Geruch dieſer Delikateſſen zogen die armen hungernden Abgeſandten entgegen. Sie beſtanden aber: zuerſt aus dem Fiſcher und ſeiner frommen Marzibille, aus dem Barbier Schrabberling, dem Friſeur Rupferling, dem Schuſter Kneiperling, dem Fleiſcher Hackerling und dem Schneider Meckerling. Ach! welche Gefühle von Ehrfurcht und Liebe hatten ſie bei dem Anblick des Sauerkrauts und der Würſte und des Prinzen. Sie übergaben ihm die Schlüſſel der Stadt, und nachdem ſie ſich etwas an ſeiner Pracht ſattgegeſſen, folgten ſie ſeinem Zug nach Mainz, dort ſpannten ihm ſogleich die Einwohner ſeine Ochſen aus, die ſie ſchlachten ließen, und zogen ihn ſelbſt in die Stadt.

Alle Lebensmittel wurden vertheilt, die Soldaten auf ihr Ehrenwort aus dem Gefängniſſe entlaſſen, und da ſie es ſelbſt begehrten, alle in Ruhe geſetzt, worauf allgemeines Schmauſen und Geſundheittrinken begann. Nachdem dieſe Feierlichkeiten vorüber, machte Mausohr den Bürgern bekannt: da all ihr Unglück aus der Treuloſigkeit des Königs gegen ſeine nun entſchlafenen Anverwandten und gegen den Müller Radlauf herrühre, ſo wolle er damit anfangen dieſes gut zu machen. Er begehre alſo, daß vor dem Schloß, wo der Galgen geſtanden, eine Pyramide aufgerichtet werde; auf der einen Seite ſollte ſeiner Eltern, auf

der andern des Müllers, auf der dritten der Ameley und der Kinder Untergang, auf der vierten der Erretttung der Stadt durch die Mäuſe, gedacht werden. Er ſelbſt nahm die Stadt nur in Beſitz, bis der Müller Radlauf, der verſchwunden ſey, wieder erſcheine, der ſolle ſodann ihr König ſeyn.

Die Bürger waren ſehr erfreut darüber und ſchrien: Vivat! Den folgenden Tag legte Mausohr den Grundſtein zur Pyramide, theilte den Bauern Saatkorn aus und zog ſodann wieder von den Bürgern begleitet zum Storch und zu ſeiner Armee, wo ihn die Bürger unter tauſend Segenswünſchen verließen.

Vierzehn Tage war er weggeweſen, und wie war er von der Kriegszucht ſeiner Armee gerührt, da er ſie alle miteinander noch auf derſelben Stelle im Fußbad begriffen fand, wo er ſie gelaſſen. Das Blutbad hatte ungemein gewirkt, und war ihre Tapferkeit ſo gemäßigt, daß ſie ordentlich miteinander ſprachen und gegen einander über die ſchwere feuchte Poſition fluchten, daß es eine Art hatte. Der Prinz kommandirte ſie nun ſelbſt aus dem Waſſer heraus; aber ſie antworteten durch einen Trompeter, daß ſie ſich nicht eher ergeben würden, bis ihnen das Schnupftuch in der Taſche brennte, ſie hätten während der vierzehn Tage ſolche Fortſchritte in der Subordination gemacht, daß dieſe Feſtung, die ganz unter Waſſer ſey, und wo ihre Füße bis an die Waden eingegraben ſeyen, nicht eher übergeben werden könne, bis alle Laufgräben zum

laufen eröffnet und ein Loch geſchoſſen ſey, durch das man entwiſchen könne.

Der Prinz hatte nun nebſt dem P. T. Storch von Neuem ſeine Noth; er konnte ſie auf keine Art aus ihrer eingebildeten Feſtung herausbringen; endlich ließ der ehemalige Schulmeiſter durch die Kinder das Bächlein oben abdämmen, und ſie ſtanden bald im Trocknen; dann ging der Prinz und ſteckte mit ſeiner Tabakspfeife einem nach dem andern das Schnupftuch in der Taſche an, und ſodann zogen ſie auf eine ehrenvolle Capitulation hin, wo ſie Luſt hatten, um die aufgegebene Preisfrage ruhig auszuarbeiten. Der Prinz dankte Gott, daß er ſeine braven und großen Helden los ward, und zog auch nach Trier zurück. Von dieſen ausgezeichneten Helden ſind nachher alle die vielen Burgen und Thürme am Rhein und an der Moſel erbaut worden, denn ſie hatten Abſcheu gegen das Waſſer erhalten.

Nun wollen wir aber ſehen, wie weit der König Hatto mit ſeinem Thurme gekommen. Aber der iſt bereits fertig, und ſteht mitten auf der Inſel; der König und die Königin ſitzen in ihrer Kammer und lachen den Rattenkönig aus, der ſie auf dem Rochusberg ruhig beobachtet. Dann und wann zeigt die Königin dem Rattenkönig die Staatskatze zum Fenſter hinaus, und ladet ihn höhniſch zum Beſuch. Aber der Rattenkönig rümpft die Naſe und bleibt in ſeiner Haltung.

So ſtehen die Sachen als Hatto ſagt: „Nun muß unſer Thurm einen Namen haben; ich will er ſoll Mäuſethurm heißen, weil er mich von den Mäuſen gerettet.“ — „Nein,“ ſagte die Königin, „der Name würde der Staatskatze, welche die Mäuſe haßt, verdrießlich ſeyn, laſſe das „s“ weg und nenne ihn Mauthurm, weil die Katze durch ihr Mauen die Mäuſe abhält.“ — Das wollte der König nicht, ſie zankten ſich, und als er ſagte, die Katze ſey ſolcher Ehren gar nicht werth, ſeit ſie durch ihren Sprung ins Hochzeitſchiff ein großes Unglück veranlaßt habe, ſchwieg die Königin, und begab ſich, da es Nacht war, hinab, ſetzte ſich auf das Schiff und fuhr den Rhein weiter hinab, und baute ſich ein Schloß bei St. Goar, das ſie die Katze nannte und worauf ſie ruhig fortlebte.

Als der Rattenkönig durch ſeine Schildwachen erfuhr, daß die Königin mit der Staatskatze fort ſey, ließ er ſogleich ſeine ganze Armee in der Nacht von den Waſſerratten nach der Inſel überſetzen, und nun rächte er den Spott des Königs Hatto, der umſonſt nach ſeiner Gemahlin und der Staatskatze rief, bitter. Er ſtürmte von allen Seiten den Thurm, und ehe es noch Abend geworden war, hatte er den König ſammt allen ſeinen Leuten aufgefreſſen. Nun ließ er die Mäuſe, die von der Inſel waren, drauf zurück und begab ſich mit den übrigen wieder nach Trier, wo er ſie entließ, und ſeine Wohnung auf dem Grab der alten Königin wieder einnahm. Um der Königin von

Mainz aber auf ihrem Schloſſe die Spitze zu bieten, ließ er auf der andern Seite, dem Schloſſe Katz gegenüber, ein Schloß bauen, dem er den Namen Maus gab, und das er mit Mäuſen und einigen von des Königs Mausohr da herumſtreifenden Kriegsſtudenten beſetzte. Beide Schlöſſer ſind noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen.

Wie das Goldfiſchlein wieder zum Vorſchein kam und was es von dem alten Vater Rhein und den Kindern erzählte.

Als die Mainzer Bürger ſich durch Eſſen und Trinken ein wenig herausgefüttert hatten und mit der Pyramide fertig waren, wurden ſie durch die Inſchrift derſelben wieder gar ſehr an den traurigen Verluſt ihrer Kinder erinnert, und waren wieder gar ſehr betrübt. In ſolchen traurigen Gedanken lag auch an einem Sonntagmorgen Marzibille und der Fiſcher im Bett, und ſprachen von ihrem Ameleychen. „Ach!“ ſagte der Fiſcher, „was die Sonne ſo ſchön über dem Rhein aufgeht, gehen wir hinaus und rufen dem Goldfiſchchen, vielleicht bringt es heute Nachricht.“ Sogleich machten ſich beide auf, füllten das Glas des Fiſchchens mit friſchem Waſſer, und ſtreuten Broſamen hinein und nun gingen ſie, da die ganze Stadt noch ſchlief, an den Fluß und ſetzten ſich an die Stelle, wo das Fiſchchen vor einem Jahr dem Ameleychen in den Schooß geſprungen war, und nun rief Marzibille:

„Sonnenſchein
Ueberm Rhein,

Goldfiſchlein
Im Wellenſchein
Sag geſchwind
Wie der Wind,
Ob mein Kind
Wolle oder Seide ſpinnt?“

Siehe, da machte das Waſſer einige Ringe, und hopp! ſprang das Goldfiſchlein der Fiſcherin in das Glas, das ſie auf dem Schooß hatte und ſprach:

„Seide, Seide, Seide
Spinnt dein Kind voll Freude;
In dem Sonntagskleide
Sitzt es auf dem Waſſerſchloß
In des alten Rheines Schooß;
Spielt ihm in dem grünen Bart
Mit den kleinen Händen zart;
All die andern Kinder ſitzen
Rings und thun die Ohren ſpitzen,
Weil der alte Waſſermann
Märchen ſchön erzählen kann;
Und die fromme Prinzeſſin
Sitzt im Kreiſe mitten drin;
Ameleychen läßt euch grüßen
Recht von Kopf bis zu den Füßen,
Danket euch für Rock und Schuh,
Für das Hemdlein auch dazu!“

Als der Fiſcher und die Fiſcherin dieſe Worte des Goldfiſchchens gehört hatten, waren ſie ganz außer ſich vor Freude; ſie liefen geſchwind mit dem Goldfiſchlein

nach Hauſe, deckten ihr Tiſchchen mit einem weißen Tuch, ſtellten das Fiſchlein drauf und ſetzten ſich beide dazu, und nun ſprach Marzibille: „Erzähle Fiſchchen, erzähle;“ aber da kam Weißmäuschen auch unter der Wiege hervor und ſprang voller Freuden herum, daß das Goldfiſchchen wieder da war, und ſie ließen das Weißmäuschen auf den Tiſch ſpringen, und da ſaß es ganz aufmerkſam, und ſie hörten alle drei zu, was das Goldfiſchchen erzählte.

Als ihr mich in den Rhein warft, Frau Marzibille, und das Bündelchen Kleider hinter mir drein, kamen gleich ein paar große Hechte heran geſchwommen und glaubten die rothen Schuhe wären was zu freſſen; ich ſchlüpfte aber in den einen Schuh, und hörte wie ſie ſagten:

„Das iſt wieder nur ein Klumpen
Bunter Lumpen,
Mag den Kindern wohl gehören,
Die wir täglich lachen hören,
Die wir gar zu gerne fräßen,
Wenn ſie nicht im Schloſſe ſäßen.“

Und nun ſchwammen ſie fort; ich war voller Freude, daß ich gehört hatte, die Kinder ſäßen in einem Schloſſe und lachten; doch blieb ich in meinem Schuhe ſitzen und lauerte weiter. Sieh, da kamen ein paar dicke Rheinkarpfen anſpaziert, ein paar alte Leutchen, ſie hatten graues Moos vor Alter auf dem Kopfe wachſen, da ſagte die Karpfin zum Karpfen:

„Alterchen! das wär ſo was,
Zieh das Röckchen an zum Spaß,
Ich will in das Hemdchen ſchleichen,
Daß wir ſo den Menſchen gleichen,
Und dann ſchwimmen wir zum Schloß,
Machen tolle Sprünge groß,
Und die Kinder werden meinen,
Daß wir ſeyen, was wir ſcheinen:
Ich ein Mädchen, du ein Bübchen;
Und ſie werden dann, mein Liebchen!
Zu uns vor die Thüre kommen,
Daß wir werden aufgenommen;
Dann paß auf, wie ich dann ſchnappe,
Einen Jungen mir ertappe,
Du ein Mägdlein magſt erwiſchen,
Jeder ſoll ſich eines fiſchen.“

Der alte Karpfen war ganz bereit zu der Maskerade, die ihm ſein närriſches junges Weib vorſchlug, ſie half ihm in das Jäckchen und ſchlüpfte ſelbſt in das Hemd und ſchwammen ſie lachend, von vielen andern Fiſchen verfolgt, den Rhein hinunter. Nun wäre mir das eine ſchöne Gelegenheit geweſen, mit ihnen nach dem Waſſerſchloß zu kommen; aber ich wollte die ſchönen rothen Schuhe nicht zurücklaſſen, und auch ängſtlich war es mir, daß ſie mit Ameleychens Kleidern auf und davon gingen.

Als ich kaum einige Minuten nachgedacht hatte, was ich anfangen ſollte, ſiehe! da ging der Mond auf und ergoß ſein erquickendes Licht von den Rebenhügeln hinab bis auf den Grund des Rheines, und die Fluth

ſchimmerte unter und ober mir wie ein fließender Smaragd, meine goldenen Floßfedern ſchimmerten, und die rothen Schuhe, in denen ich ſteckte, glänzten wie eine Koralle; es war mir durch und durch wohl und ſelig; da rauſchte etwas mit den gelben Wellen des Mainſtromes an mich heran und bald erkannte ich eine heitere Schaar von Nymphen. Es zogen voraus zwei ſchöne muthige Jünglinge, der weiße Main und der rothe Main, die kräftigen Söhne des Fichtelberges; ſie ſchwammen mit verſchlungenen Armen und ſangen ein Doppellied, um ſie her gaukelten viele ſchöne Nymphen, ihre Geſpielinnen, Geliebte und Bräute; die freudige Urdach, die freundliche Itſch, die luſtige Baunach, Lautenbach und Ellern, dann die edle Nordgauerin, die Redniz, mit ihren Geſpielen, der kunſtreichen Pegniz, der Wieſent und Aiſch, weiter die kluge Saale, und die ſinnreiche Sinna, dann die ſpielende Lohr, und die berauſchte Tauber, und zuletzt die liebliche Nidda; alle dieſe rauſchten mit Weinlaub, Früchten, bunten Wimpeln, Harfen und Hörnern geſchmückt, um die beiden Jünglinge ſingend und klingend, mit lautem Jubel in den mondglänzenden Rhein. Als ſie über mir waren, ſangen ſie alle miteinander:

„Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Luſt gewunden
Spiegelt ſich die fromme Nacht.

Welch entzückend laues Wehen!
Blumenathem! Traubenduft!
Wie die Felſen ernſthaft ſehen
In des Wiederhalles Kluft!

Rhein, du breites Hochzeitbette!
Himmelhohes Luſtgerüſt!
Wo ſich ſpielend um die Wette,
Stern und Mond und Welle küßt.“

Und nun ſangen die Brüder, der weiße und rothe Main:

„„Aus dem alten Fichtelberge
Rauſcht zu dir das Brüderpaar,
Im Geſtein die klugen Zwerge
Machten uns manch Märlein klar.

Mit uns ziehen zu dir nieder
Viele Nymphen ſchön und klug
Und wir bringen alte Lieder,
Alte Märchen dir genug.

Rhein, du haſt uns eingeladen
In dein grünes Waſſerſchloß
Zwiſchen jauchzenden Geſtaden,
In den kühlen Felſenſchooß.

Und wir wollen jenen Kindern,
Die du drin gefangen haſt,
Märchen ſingend, bald vermindern
Ihres Heimwehs bittre Laſt.““

Und nun ſangen die Nymphen eine nach der andern:

„„Freundlich bin ich, Rodach heiß ich,
Rother Röslein manchen Strauß
Von gebückten Büſchen reiß ich,
Theil ſie frommen Kindern aus.

Ich bin heimlich, heiße Itſche,
Wenn, wo Dorn und Schlehe blüht,
Still ich durch die Felſen witſche,
Lauſche ich der Hirtin Lied.

Baunach, Leutenbach und Ellern
Sind wir, bringen Kieſel rund,
Die wir in den Felſenkellern
Ausgeſucht hübſch glatt und bunt.

Ich bin edel, heiße Regnitz,
Stamme aus dem Nordgau her,
Ayſch und Wieſent und die Pegnitz
Tragen meine Gaben ſchwer.

Ayſch bringt rothe Pfaffenhütlein,
Wieſenblümlein Wieſent bringt,
Und manch Märlein und manch Liedlein
Wiſſen wir, das lieblich klingt.

Ich die Pegnitz ſinnreich heiter,
Bring den Kindern Spielerei:
Trommeln, Pfeifen, Puppen, Reiter
Führ aus Nürnberg ich herbei.

Arche Noäh, Gänſeſpiele,
Pfefferkuchen, buntes Wachs,
Bilderbücher, ei wie viele!
Und manch Liedlein von Hans Sachs.

Ei! die Kindlein werden lachen
Ueber all den lieben Tand,
Breit ich erſt die ſchönen Sachen
Ihnen aus im klaren Sand.

Heiſa! luſtig! Rockenſtube,
Jahrmarkt, Niklas, heil'ger Chriſt,
Freu dich Mägdlein, freu dich Bube!
Alles hier beiſammen iſt.

Ich die kluge Saale heiße,
Bin ein Nixchen wunderbar,
Stell verwandelt mancherweiſe
Bald als Kind, als Greis mich dar.

Sinnreich bin ich, Sinna heiß ich,
Wandle durch den Erlenwald,
Und vom Erlenkönig weiß ich
Auch manch Lied, das rührend ſchallt.

Rauſchend durch die Mühlen ſpring ich,
Spiele gern und heiße Lohr,
Von dem Müllerburſchen ſing ich,
Der ſein treues Lieb verlor.

Tauber heiß ich, Reben ſchwing ich
Trunken in dem Taubergrund,
Und den Kindern Tauben bring ich
Um die Hälſe golden bunt.

Und ich heiße Nidda, Nidda,
Im Gebüſch verſteck ich mich,
Rufe immer: Nit da, nit da,
Mit den Kindern neck ich mich.""

Und nun ſangen ſie wieder alle zuſammen:

„„Seyd gegrüßt ihr Rebenhügel!
Seyd gegrüßt ihr Felſenſtein'!
Die ihr unter Gottes Flügel
Alſo ſüß geſchlummert ein.

Felder, Korn und Blumen tragend,
Hirtenflöten einſam klagend,
Hohe Thürme Glocken ſchlagend,
Kirchlein, Schloß am Felſen ragend.

All ihr hochgeherzten Helden,
Die zu Bacchus Hochaltar
Sich zum blauen Spiegel ſtellten,
Seyd gegrüßt von unſrer Schaar!""

Und nun wollten ſie eben ſelig den Rhein, der unter dem blauen Sternhimmel, wie eine herrliche Gruft voll Edelſteinen hinaus ſchimmerte, hinabziehen, als die beiden Brüder weiß Main und roth Main die rothen Schuhe, in denen ich lauſchte, bemerkten und niedertauchend alſo ſangen:

„„Aber ſieh da! auf dem Grunde,
Wie das ſchimmert, ſieh doch zu!
Ei potz tauſend! ein paar bunte,
Neue, rothe Kinderſchuh!

Ei! die nehm ich mit geſchwinde,
Ehre leg ich damit ein,
Schenke ſie dem frömmſten Kinde,
Das ich finde bei dem Rhein.""

Da nahmen ſie die rothen Schuhe mit, und ich verſteckte mich ganz vorn in der Spitze des Schuhes, damit ſie mich nicht etwa herausjagen ſollten, und ſo rauſchte ich mit ihnen den Strom hinab, noch immer beſorgt, wo der alte Karpfen und ſeine Frau mit dem Jäckchen und dem Hemde möchten hingekommen ſeyn. Als wir an dem Bingerloch ankamen, wo der Rhein einen tiefen Strudel macht, tauchten die Nymphen unter und wir ſahen einen hellen grünlichen Schein, und je tiefer wir kamen, je heller ward es, und endlich erkannten wir ſchon einige Lichter, und nun ſtanden wir vor einem durchſichtigen gläſernen Haus; rings war es von unzähligen Fiſchen umgeben, die dem Lichte nachgezogen, und mit den Naſen an den glatten gläſernen Wänden herumſchnupperten, und nicht hinein konnten; da pochten nun die Jünglinge weiß Main und roth Main leiſe an, und es fragte ein alter Waſſermann drin:

""Ei wer klopfet? wer iſt draus?
Wer klopft an dies ſtille Haus?
Wo die Kindlein alle ſchlafen,
Träumen von den Wolkenſchafen,
Seyd ihr es, ihr tollen Fiſche?
Wart! wenn einen ich erwiſche!""

Aber nun antwortete der Main:

„„Thu' auf! thu' auf die grüne Thür!
Der roth' und weiße Main iſt hier
Mit vielen holden Waſſerfrauen,
Sie wollen nach dem Rheine ſchauen,
Sie bringen ſeinen Kinderlein
Manch Lied und ſchöne Spielerei'n.““

Nun kam der alte graue Waſſermann heraus, der da Thorwächter war und ſprach:

„Wie viel ſeyd ihr, daß ich zähle,
Daß kein Fiſch herein ſich ſtehle.“

Nun ſprachen die zwei Brüder:

„„Wir zwei Brüder, vierzehn Frauen,
Sechzehn ſind wir, du darfſt trauen.““

Nun ſprach der Waſſermann, indem er einen nach dem andern herein ließ und mit einem Ruder die Fiſche, die ſich herzudrängten, zurückſtieß:

„„Leiſe! leiſe! plätſchert nicht,
Wecket mir die Kinder nicht,
Die da rings in gläſern' Wiegen
In dem ſüßen Schlummer liegen.
Wenn ihr alle ſeyd herein,
Räume ich euch Betten ein.
Ihr kommt wohl zur rechten Zeit,
Von hier ſind gereiſet heut
Erſt der Neckar und die Lahn,
Ich weiſ' euch die Betten an,

Wo ſie lagen ausgeſtrecket,
Sie ſind alle friſch gedecket.
Leiſe! leiſe! plätſchert nicht,
Weckt den Vater Rhein mir nicht;
Er in der Mitte lieget
Und nachdem er eingewieget
Ameleychen hold ein Kind,
Selbſt jetzt ſtille Träume ſpinnt;
Folget mir in einer Kette,
Stoßet nicht an jenes Bette
Auf korallenrothen Füßen,
Goldſand füllt die blauen Kiſſen,
Ameley die Prinzeſſin
Schlummert drin.“"

Und nun ſchlüpften die Jünglinge und Nymphen, eines nach dem andern, bei dem Waſſermann zur Thüre hinein, und er zählte ſie alle. Sieh! da kam auch ein Siebzehnter und ein Achtzehnter; aber der wachſame Waſſermann erwiſchte die beiden bei den Aermeln, und da blieb ihm das Jäckchen und Hemdchen in den Händen, und der alte Karpfe mit ſeiner liſtigen Frau kriegten eine ſolche Ohrfeige mit dem Ruder, daß ſie ſich auf den Rücken legten, was bei uns Fiſchen ein Zeichen des Todes iſt.

Nun könnt ihr euch gar nicht denken, welche Herrlichkeiten da zu ſehen waren, die Nymphen machten einen halben Kreis, und gaben uns mit Winken ihr Entzücken zu verſtehen. Wir waren unter einem gläſernen Gewölbe, und über uns ſahen wir das Gewäſſer mit Millionen bunter Fiſche, die ſich

mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegten und mit ihren Goldaugen hereinſahen, ſo daß die ganze Decke wie tauſend Regenbogen durcheinander ſchimmerte; wo ſich die Fiſche wegbewegten, ſah man wieder zwiſchen wunderbaren Felſen die Sterne und den Mond durch die dunkle Fluth leuchten, es war nicht zu beſchreiben wie ſchön. Ja wenn aller blaue Himmel eine Wieſe wäre, und alle Sterne bunte Blumen, und alle Wölkchen Lämmer, und der Mond ein Schäfer, und die Sonne ein goldener Brunnen, und die Morgenröthe eine erwachende Hirtin, und die Abendröthe ein ermüdeter Jäger, und die Liebe zöge wie ein Lüftchen durch die Blumen und bewegte ſie, und die bunten Bänder der Hirtin ſpielten in ihr, und die Locken des Jägers wehten in ihr, und der goldene Brunnen ſpränge und ergöße ſich durch die Wieſen, und die Lämmer tränken aus ihm, und der Schäfer ſtellte einen bunten Stab in den Brunnen vor die Augen der Lämmer, und Alles wäre ſelig, und ihr läget unſchuldig wie euer Ameleychen in der Wiege, ſo wäre es doch noch nicht halb ſo ſchön, als was ich da ſah."

„Nun, nun" — ſagte der Fiſcher — „du machſt es auch gar zu ſchön, Fiſche bleiben doch Fiſche, und Waſſer Waſſer." — „Ach!" ſagte Marzibille, „es iſt mir nur lieb, daß es ſchön iſt; ich wollte es wäre noch tauſendmal ſchöner, wegen Ameleychen, das nun

einmal dort iſt; aber erzähle fort Goldfiſchchen! ich vergehe vor Ungeduld, von meinem lieben Kinde zu hören.“

„So ſah es aus, wenn man über ſich ſah“ — fuhr Goldfiſchchen fort — „ein ſolcher Himmel lag über Ameleychen und den übrigen Kindern. Aber als ich hinab ſah, da ging mir das Herz erſt auf, und wäre ich ſchier vor Freuden aus dem rothen Schuh geſprungen! Rund herum ging eine breite Stufe nach der andern hinab, und auf allen ſtanden im Kreis herum eine Wiege, ein Bettchen am andern, und wir ſahen in einen Himmel von tauſend ſchlummernden Kindergeſichtern; auf der einen Seite des Kreiſes ſchlummerten alle Mägdlein, auf der andern alle Knaben. Tief unten aber ſtand auf der einen Seite ein ſchönes Bett von lauter Korallen, darauf ſchlummerte die Prinzeſſin Ameley; auf der andern Seite ſtand ein Bett von Felſenſtein mit Goldſand gefüllt, darauf ſchlief der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und ſtarker Greis, ſein langer grüner Schilfbart hing von ſeinem Lager herab über eine artige gläſerne Wiege, und, ach Frau Marzibille! wer ſchlummerte in dieſer Wiege?“ — „Ach mein blondes Ameleychen,“ ſchrie die Fiſcherin, und weinte vor Freude.

„Ja Ameleychen ſchlummerte da,“ — ſagte Goldfiſchchen, — „und lächelte im Traume, und hatte rothe Bäckchen, wie hier, und hatte ſeine Händchen gefalten,

wie hier, und ſeine Kleiderchen lagen ordentlich und reinlich zuſammengelegt auf dem kleinen Schemel, der bei ſeinem Bette ſtand, wie hier.“

„Ja es war immer ein gutes und frommes Kind,“ ſagte jetzt der Fiſcher und weinte auch.

Was das Goldfiſchchen weiter von den Wundern erzählt, die es bei dem alten Vater Rhein geſehen.

„Nun aber,“ — fuhr Goldfiſchchen fort, — „muß ich euch auch noch ſagen, woher das Licht kam, welches das ganze Gewölbe angenehm erleuchtete: rechts von dem Bette des Vaters Rhein und gerade in der Mitte des Bodens, war eine große und runde Oeffnung mit einem goldenen Gitter umgeben; es führten Stufen hinab, und unten ſah man rings eine Menge Bogengänge nach allen Seiten hinlaufen, aus deren jedem ein anderer Glanz heraus ſchimmerte: grün, roth, blau, gelb, violett, kurz alle möglichen Farben, und als die Nymphen den alten Waſſermann fragten, woher dieſer wunderbare Schimmer komme, ſagte er:

„„An dieſem wunderbaren Ort,
Da ruht der Nibelungen Hort;
Um ihn geſchah wohl mancher Mord;
Hier liegen Schilde, Helm und Ringe,
Manch goldnes Heft, manch gute Klinge,
Kleinode und viel andre Dinge,
Der Frauen Zier, der Helden Wehr
Ruht da viel tauſend Centner ſchwer,
Und ſtreut das bunte Licht umher.““

Da fragte der weiße Main:

„„Was heißt das: Nibelungen Hort,
Um den geſchah ſo mancher Mord?
Erklär' mir Waſſermann dies Wort.““

Da ſagte der Waſſermann:

„„Es iſt ein Schatz, der hier verſenket,
Der Rhein des ſelbſt nicht mehr gedenket,
Wer ihm denſelben Schatz geſchenket;

Doch leben noch vier alte Greiſe,
Macht ihr zu ihnen eine Reiſe,
So werdet ihr hierin gar weiſe.

Der erſt, ediret an der Spree,
Er ſagt der Schatz kam über See,
Er heißt der Doktor Hagene.

Der zweit' notiret an der Iſer,
Wer iſt weitläufiger als dieſer?
Und Docen vom Dociren hieß er.

Der dritt' und viert' ſitzt an der Fuld,
Grimm hießen ſie, doch voll Geduld
Studiren ſie an einem Pult.

Willſt einen um den Schatz du fragen,
So werden alle vier dir ſagen,
Daß ſie ihn nicht in Rhein getragen.

Und werden drei von ihnen ſterben,
So wird der viert' die Weisheit erben,
Den ganzen Schatz und alle Scherben.““

Da ſagte der rothe Main:

„„Sag beſſer uns, wohin die Gänge
Gewölbet auf der Säulenmenge
Zuletzt noch führen in der Länge?““

„„Die ſieben Bogengänge führen
Zu ſieben reinen goldnen Thüren,
Die ſieben Treppen dann berühren.

Und dieſe Treppen auf ſich winden,
Bis ſie in einem Saal verſchwinden,
Dem ſieben Kammern ſich verbinden.

Im Saal auf ſiebenfachen Thronen
Sitzt Lureley mit ſieben Kronen,
Rings ihre ſieben Töchter wohnen.

Frau Lureley die Zauberinne,
Iſt ſchönes Leibs und kluger Sinne,
Hoch hebt ſich ihres Schloſſes Zinne.

Von innen aus der Maßen fein,
Von außen ſchroff ein Felſenſtein,
Umbrauſet von dem wilden Rhein.

Sie iſt die Hüterin vom Hort,
Sie lauſcht und horchet immerfort
Und höret ſie ein lautes Wort,
Singt, thut ein Schiffer einen Schrei,
So ruft die Töchter ſie herbei
Und ſiebenfach ſchallt das Geſchrei
Zum Zeichen, daß ſie wachſam ſey.““

„„Das iſt recht wunderbar,““ — ſagte der weiße Main, — „„ich will dich aber nicht fragen, wer die

Frau Lureley eigentlich iſt, und warum ſie Alles ſiebenfach hat, und wie ſie zu dem Wächteramt gekommen, du möchteſt mich wieder zu deinen vier weiſen Meiſtern ſchicken.““ — „„Ach!““ ſagte der Waſſermann, — „„die wiſſen auch gar nichts von ihr; Frau Lureley iſt viel älter als dieſe Herren, obſchon jeder von ihnen ein paar hundert Jahre älter iſt als der andere. Frau Lureley iſt eine Tochter der Phantaſie, welches eine berühmte Eigenſchaft iſt, die bei Erſchaffung der Welt mitarbeitete und das Allerbeſte dabei that; als ſie unter der Arbeit ein ſchönes Lied ſang, hörte ſie es immer wiederholen und fand endlich den Wiederhall, einen ſchönen Jüngling, in einem Felſen ſitzen, mit dem ſie ſich verheirathete und mit ihm die Frau Lureley zeugte; ſie hatten auch noch viele andere Kinder, zum Beiſpiel: die Echo, den Akkord, den Reim, deren Nachkommen ſich noch auf der Welt herumtreiben. Doch das wird euch Frau Lureley ſelbſt erzählen, und zwar ſiebenmal, wenn ihr ſie darum fragt. Jetzt aber iſt Schlafenszeit, hier oben ſeht eure Kammer, morgen früh um fünf Uhr müßt ihr aufſtehen, und dem alten Rhein ein Morgenlied ſingen.““

„„Ja““ — ſagte der rothe Main — „„aber laſſe uns zuerſt unſere Geſchenke zu den Füßen des alten Rheins und auf die Betten der Kinder herum legen, damit ſie morgen beim Erwachen ſich recht freuen.““

Nun ſpazierten die Nymphen in einer Linie rings an den Kreiſen der ſchlummernden Kinder herum und

legten ihnen allerlei Blumen, bunte Steine, Muſcheln, Kränze, Sträußer, und die Pegnitz ihnen tauſenderlei ſchöne Spielereien auf die Betten. Je tiefer wir kamen, je näher kamen wir zu Ameleychen, je heftiger pochte mir das Herz, und endlich waren wir an der Wiege; der Waſſermann ſagte leiſe: dies iſt das frömmſte liebſte Kind hier, und legte die den Karpfen abgenommenen Kleider auf den Schemel, der an der Wiege ſtand; der Main ſtellte die rothen Schuhe, worin ich ſaß, auch dazu, die Pegnitz legte ihm die ſchönſte Puppe in die Arme, und jede Nymphe gab ihm das beſte, was ſie hatte; und dann zogen ſie alle miteinander in die Höhe, und ſchwammen in die Grotten, die ihnen angewieſen waren. Der alte Waſſermann ſagte jeder gute Nacht, und machte die Thüre zu; dann riegelte er auch nochmals die obere Thüre des ganzen Schloſſes zu, drehte ſich um und ſegnete das ganze Haus, und ſchlüpfte auch in ein Felſengewölb, wo er ſchlief."

„Ei! Ei!" — ſagte der Fiſcher, „mein lieber Goldfiſch, du machſt einem das Leben recht ſauer, und hältſt einen lange hin, bis du auf den Punkt kömmſt, ob wir unſer Ameleychen auch je wieder zu ſehen kriegen; ſonſt ſagt das Sprüchwort, ſtumm, wie ein Fiſch; bei dir könnte man ſagen, geſchwätzig wie ein Fiſch."

„Ach lieber Petrus!" — ſo hieß der Fiſcher, ſagte Marzibille — „laß ihn nur ruhig fortreden, ich höre

ihn gar gern, ich gehe jeden Tritt und Schritt mit ihm, und denke mir, daß Ameleychen das alles erlebt hat, und ich hoffe, wenn die Kinder ſo heil und geſund und in ſo guter Pflege ſind, Gott wird ſie uns noch einmal wieder ſchenken; erzähle Goldfiſchchen, erzähle!"

„Ja, Gott wird ſie euch wieder ſchenken" — ſagte Goldfiſchchen — „darüber ſeyd ruhig und verzeiht mir, daß ich das Herz ſo voll habe, daß ich euch dies gleich zu ſagen vergeſſen, und laßt ihr mich nun ohne Unterbrechen fortreden, ſo ſollt ihr bald hören, wie eure Kinder zu retten ſind. — Als nun der Waſſermann zur Ruhe gegangen war, war ich es allein, der wachte; das Kryſtallwaſſer, welches das Schloß anfüllte, ward immer ruhiger, die ganze Herrlichkeit ober mir war klarer zu ſehen; ich hörte rings die Herzen all der Kinder pochen, und ſah wie das Waſſer leiſe über ihrer Bruſt davon zitterte; ach! ihr könnt nicht denken, wie mir freudig und ſelig zu Muthe war, als ich Ameleychens Herz pochen hörte und das Waſſer über ſeiner Bruſt zittern ſah; ich konnte mich nicht mehr halten und ſchlüpfte aus meinem Schuh heraus, und ſchwamm in das bewegte Waſſer über Ameleychens Herz, und ruhte ſo lange in der von ihrem Leben bewegten Fluth mit unendlicher Liebe. Als ich ſo ſtille ſtand, und das liebe Geſichtchen betrachtete, bewegte Ameleychen ſeine Lippen, und ſprach im Traume: Ach liebe Mutter! ich bin recht erſchrocken,

ich bin ins Waſſer gefallen; aber es iſt recht ſchön hier; ich bin bei frommen Leuten, meine Pathe, die gnädige Prinzeſſin iſt auch hier; Mutter komm doch auch.""

Als die Fiſcherin dieſes hörte, fing ſie heftig zu weinen an, und ſchrie: „Ja, ja, ich will kommen, drum hat es mich immer ſo hinuntergezogen, wenn ich am Rhein ging, du haſt mir gerufen" — und nun wollte ſie zu der Thüre hinaus laufen, und ſich ins Waſſer werfen, aber Petrus hielt ſie beim Rock zurück und ſagte: „Bleib ſitzen, Marzibille! und laß den Fiſch ausreden, hernach, wenns nöthig iſt, ſpringe ich mit in den Rhein." Marzibille umarmte den guten Petrus, da er dies geſagt, und ſie ſaßen mit verſchlungenen Armen bis zum Ende der Erzählung.

„Mich rührte dieſe Rede, wie euch" — ſagte Goldfiſchchen — „und als über ein Weilchen das Kind wieder ſagte: „„Goldfiſchchen! Goldfiſchchen! wenn du hier wäreſt, das wäre ein herrlich Leben für dich und für mich"" — da war ich ſo über die Rede erfreut, daß ich näher zu ihm ſchwamm und mich zwiſchen es und die Puppe an ſein treues Herzchen legte.

„Hat es denn von mir gar nicht geſprochen?" — fragte Weißmäuschen traurig.

„Warte nur noch ein bischen" — ſagte der Fiſch — „gleich kömmt auch die Reihe an dich." Ich ſchlummerte an einer ſo lieben Stelle, und erwachte nicht eher, als durch den Druck von Ameleychens Hand.

Die Sonne ließ eben ihre erſten Strahlen in den Rhein niederſinken, der wie ein fließendes Gold zitterte; man ſah die Felſen oben und die Städte und die Berge und die Menſchen und die Schiffe; man ſah an der Felswand das ganze Haus der Frau Lureley hinauf bis an den blauen Himmel, wo die Vögel hin und her ſchwebten; man ſah den Reiher niederſtürzen und einen vorwitzigen Fiſch holen; ein Schifflein zog oben und darauf fuhren zwei Knaben, der eine freudig mit braunen Haaren, der andere traurig mit ſchwarzen Haaren, als ſie an dem Fels waren, riefen ſie:

„„Lureley! Lureley!
Es fahren zwei Freunde vorbei.““

Und nun ſang der Schwarze:

„„Am Rheine fahr ich hin und her
Und ſuch den Frühling auf;
Mein Sinn ſo leicht, mein Herz ſo ſchwer,
Wer wiegt ſie beide auf?
Der Mond gehet unter,
Die Liebe geh't unter,
Das Schiff zieht hinunter,
Wer hält ſie auf?““

Und Frau Lureley rief ſiebenmal

„„Wer hält ſie auf?““

Und dann ſang der Braune:

„„Die Sonne geht auf,
Wonne, Wonne ſtill in Schauern
Dich umfangen friſche friſche Luft;
Sinnend auf die Strahlen lauern
Spielend in dem Morgenduft;
Lieben und geliebt zu werden
Iſt das Einzige auf Erden,
Was ich könnte, was ich dächte, was ich möchte,
Daß es mir nur könnte werden,
Lieben und geliebt zu werden.““

Und nun ſprach Frau Lureley ihm ſiebenmal zurück:

„„Lieben und geliebt zu werden!““

und ſie ſchwammen hinab. — Darüber nun war Ameleychen aufgewacht, und hatte mich bemerkt und nahm mich voller Freude in die Hand, wodurch ſie auch mich erweckte. Ihr könnt gar nicht denken, wie das Kind mich herzte und drückte, und es fragte gleich nach der Mutter und dem Vater, und auch nach dir, Weißmäuschen, und ich erzählte alles, was ich wußte, und kaum hatten wir eine halbe Stunde geſprochen, ſo rauſchte der rothe und weiße Main und die übrigen Nymphen aus ihren Grotten und begannen ein Morgenlied, worauf der alte Vater Rhein und die Kinder ſich alle regten und die Augen wiſchten. „„Geſchwind,““ ſagte Ameleychen zu mir, „„verſtecke dich in meine gläſerne Wiege, wo du Alles hören und ſehen kannſt; denn es dürfen keine Fiſche hier herein; auf die Nacht, wenn Alles ſchläft, rede ich wieder mit dir““ — und

nun ſteckte ſie mich in die Wiege, an eine bequeme Stelle, wo ich Alles belauern konnte. Als die Kinder rings erwachten, und ihre Spielſachen fanden, entſtand ein allgemeiner Jubel. Alle ſchrien: das Chriſtkindchen war da, der heil. Niklas war da. Alle Knaben zogen auf Steckenpferden mit Trommeln und Pfeifen am Bette des alten Rheins vorüber. Alle Mädchen kamen mit ihren Puppen und Blumen an das Bett der Prinzeſſin Ameley; dazwiſchen ſangen die Nymphen das Morgenlied, und man hörte den Geſang der Lerchen, die über dem Waſſer die Sonne begrüßten, die durch den ganzen Himmel voll Unſchuld und Freude niederſtrahlte. Da aber Ameleychen dem Vater Rhein ſeine Spielſachen zeigte, und dabei in neuen hübſchen Kleidern und in den rothen Schuhen hübſch geputzt daſtand, fragte er: „„Ei Ameleychen, wo haſt du denn die Kleider und die rothen Schuhe her?““ Da ſagte das liebe Kind: „„Die waren ſchon lange mein, die Mutter hat ſie immer in unſerem großen Schranke aufgehoben, ſie hat ſie mir gewiß herabgeſchickt;““ und nun kamen die Nymphen und die beiden Brüder Main herab, und nachdem ſie der alte Vater Rhein begrüßt hatte, ſpielten die Nymphen mit den Kindern; aber der alte Rhein, der rothe und weiße Main, die Prinzeſſin und Ameleychen blieben beiſammen. Der Main erzählte, wie er die Schuhe gefunden, und wie der Waſſermann dem Karpfen die Kleider abgenommen; ſiehe! da fand Ameleychen einen Zettel in der Taſche

ihres Rockes, den ihr Frau Marzibille hineingelegt, und gab ihn der Prinzeſſin zu leſen:

„„Lebſt du noch, ſo bete fromm,
Biſt du todt, in Himmel komm;
Bitt die lieben Engelein,
Daß auch ich bald komm' hinein.
Dieſes iſt der einz'ge Wille
Deiner treuen Marzibille.““

Als Ameleychen dies hörte, fing ſie heftig an zu weinen, und rief immer: ich will ſterben, ich will in den Himmel zu meiner Mutter; auch die Prinzeſſin weinte ſehr, und der alte Rhein war ſehr gerührt über eure Mutterliebe, Frau Marzibille! und die beiden Brüder Main lobten euch ſehr. „„Ach““ — ſagte die gute Prinzeſſin, „„wenn wir nur die gute Frau könnten wiſſen laſſen, daß Ameleychen noch lebt.““ — „„Ich weiß nicht, wie es anzuſtellen iſt,““ — ſagte der alte Rhein — „„ja wenn Radlauf, der Müller, wieder käme, ich kann mit den andern Leuten nicht ſprechen.““ — Als die Prinzeſſin den Namen Radlaufs ihres Bräutigams hörte, weinte ſie von neuem ſehr heftig, und der alte Rhein tröſtete ſie und ſprach: „„Schöne Ameley! ich bin es, der euch zuerſt in ſeine Arme geführt, ich werde euch wieder mit ihm vereinigen; und wenn es auf Erden nicht ſeyn kann, ſo werde ich ihn zu euch herab bringen, wenn er wieder kömmt, ſeyd ruhig; aber wie fangen wir es denn an, der guten Frau Marzibille Nachricht zu geben? die großen

Fiſche ſind zu grob und zu dumm, die kleinen würden leicht unterwegs von den großen gefreſſen und überdies, weil Frau Marzibille eine Fiſcherin iſt, werden die Fiſche nichts mit ihr zu thun haben wollen.““

„„Ach!““ — ſagte Ameleychen — „„ich weiß wohl ein Fiſchlein, das gehört mir; es iſt mir ſelbſt in den Schooß geſprungen, es ſteht auf unſerem Blumenbrettchen in einem Glaſe zu Hauſe bei meiner Wiege, wenn das hier wäre, es iſt gar klug und fromm, und würde gewiß die Botſchaft ausrichten.““ — „„Närriſches Ameleychen!““ ſagte der Rhein, „„wenn es hier wäre, ſo wäre uns freilich geholfen; aber wie ſolls herkommen?““ — „„Freilich,““ ſagte Ameleychen „„es kann nicht kommen, es dürfen ja gar keine Fiſche herein.““ — Da ſagte der Rhein: „„Wenn es hier wäre, es ſollte mir lieb ſeyn, weil es fromm iſt und dir gehört, und uns dienen könnte.““ — „„Nun, da iſt es!““ ſagte Ameleychen, und hob ſeine Decke auf und legte mich dem alten Rhein in den Schooß. Er fragte mich freundlich, wie ich hergekommen, und die Brüder Main lachten, als ſie hörten, daß ſie mich in den rothen Schuhen hergetragen, und nun mußte ich Alles erzählen, was ich von Mainz wußte. Als ich von der Hungersnoth und der Verzweiflung der Eltern um ihre Kinder erzählte, weinten die Prinzeſſin und Ameleychen, und bald ſtimmten alle Kinder mit in die Trauer ein, der alte Rhein und die Nymphen wurden auch ſehr betrübt, und da die Prinzeſſin ihn ſehr bat,

er ſollte den armen Eltern doch die Kinder wieder geben, ſprach er: „„Alles zu ſeiner Zeit, was ſollen ſie mit den Kindern, da ſie ſelbſt kaum Brod für ſich haben. Wenn der Müller Radlauf wiederkömmt und König von Mainz iſt, und wenn ich kein einziges Märchen mehr weiß, um es den Kindern zu erzählen, dann ſoll er mir eins erzählen und dafür will ich ihm auch ſeine liebe Braut wiedergeben, und dann ſoll mir einen Tag um den andern eine gute Mutter aus Mainz ein Märchen erzählen, und dafür will ich ihr immer ihr Kind wiedergeben, bis ſie alle droben ſind; und du, Fiſchchen! ſchwimme zurück und grüße die Frau Marzibille, und ſage ihr, was du gehört zum Troſt.““ Alle dankten nun dem alten Vater Rhein für ſein Verſprechen; ich aber bat mir die Erlaubniß aus, ſo lange da zu bleiben, bis die Brüder Main wieder nach Hauſe zögen, damit ich in ihrem Schutz vor den Raubfiſchen ſicher hierher käme, und das wurde mir zu meiner und Ameleychens großer Freude erlaubt. Nun erzählten während der vierzehn Tage, die ich dort war, die Flüſſe die artigſten Märchen, die ſie wußten, und die Nymphen ſangen allerlei ſchöne Lieder dazu, wobei alle Kinder ſehr vergnügt zuhörten. Da ſie aber alle nichts mehr wußten, nahmen ſie Abſchied, und brachten mich wieder her, und ſchwammen nach Franken zurück. Das iſt alles, was ich weiß, Ameleychen läßt euch viel tauſendmal grüßen.“

Der Fiſcher und die Fiſcherin ſagten dem Gold-

fiſchchen viel tauſend Dank für die freudige Botſchaft, und thaten ihm alles Liebe an, und da ſie ihm ſagten, wenn es wieder in den Rhein wolle, ſo wollten ſie es hin tragen; ſagte das Goldfiſchchen: „ich will jetzt bei euch bleiben, bis der Radlauf kömmt, dann will ich geſchwind zurück und Ameleychen die nahe Hilfe anzeigen" — womit auch die beiden guten Leute ganz zufrieden waren.

Nun dachten ſie daran, wie ſie auf alle Weiſe die Nachricht des Goldfiſchchens den andern Bürgern zum Troſt bekannt machen wollten, und gingen gleich in die Kirche und beteten, und nach der Kirche ſetzten ſie ſich in den Kirchhof in den Sonnenſchein, und luden die andern Bürger und Bürgerfrauen zu ſich ein, und erzählten ihnen Alles. Da ward die Freude und der Jubel allgemein in der ganzen Stadt, und Abends war Illumination und Freitheater und Ball und aller möglicher Spektakel.

Wie Radlauf von ſeiner Reiſe zurückkehrt und König von Mainz wird.

Nun aber wollen wir uns wieder einmal an den Müller Radlauf erinnern, der mit dem Teſtament des Herrn von Staarenberg in den Schwarzwald zu dem Grubenhanſel gezogen war; was ihm aber da begegnet iſt, wird er hernach ſelbſt erzählen; ich darf jetzt nichts anders ſagen, als daß er gerade wieder in der Nacht zu Hauſe ankam, ehe Goldfiſchchen zur Frau Marzibille zurückkehrte.

Es war Abends um ſechs Uhr, als Radlauf mit den zwölf Rittern, die ihn zurückbegleiteten, auf dem Berg aus dem Wald herausritt; er ſah den Rhein zu ſeinen Füßen und die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen; er drehte ſich zu den Rittern um und ſprach: „Meine lieben Getreuen! wenn ich gleich jetzt euer Fürſt bin, ſo kann ich doch nicht anders; ich muß wieder Müller werden, wenn ich den herrlichen Rhein ſehe und die Mühle klappern höre, wo ich meine ſchöne Ameley zuerſt geſehen. Lieben Ritter! ſchlaget euch hier im Walde ein Lager, indeß ich

allein hinabgehe, meine Heimath begrüße und dem alten Rhein wieder ein Willkommen ſinge; morgen früh ſehe ich euch wieder.“ Da antworteten die Ritter: „Herr! wir thun nach eurem Befehl,“ und ſie ſtiegen ab und ſchlugen ſich ein Lager.

Radlauf aber legte ſeinen Helm und Panzer ab und zog ſeine Müllerkleider an und nahm einige ſchöne Kränze mit, die er unterwegs geflochten hatte, und ſo ſtieg er ruhig den Berg hinab; er war ſehr gerührt, wieder in ſeiner Heimath zu ſeyn, und je näher er ſeiner Mühle kam, deſto lauter pochte ſein Herz; aber wie wunderte er ſich, da er den bekannten Fußweg ging und ſeine Mühle nicht fand; denn er wußte nicht, daß ſie König Hatto hatte abbrechen und in den Thurm verbauen laſſen. Das Rad lag umgeſtürzt an der Erde, und was ihm bei demſelben begegnete, wird er ſpäter ſelber erzählen.

Wie er fortging, trat er plötzlich ins Waſſer, das die Ruinen ſeines Hauſes umſpielte; mit Mühe zog er ſich heraus und kletterte auf den Mühldamm, und ſo traurig er über den Verluſt ſeiner Mühle war, ſo erquickte ihn doch der Anblick des herrlichen Stromes und er ſang:

„Wie klinget die Welle!
Wie wehet ein Wind!
O ſelige Schwelle!
Wo wir geboren ſind.

Du himmliſche Bläue!
Du irdiſches Grün!
Voll Lieb und voll Treue,
Wie wird mein Herz ſo kühn!

Wie Reben ſich ranken
Mit innigem Trieb,
So meine Gedanken
Habt hier Alles lieb.

Da hebt ſich kein Wehen,
Da regt ſich kein Blatt,
Ich kann draus verſtehen,
Wie lieb man mich hat.

Ihr himmliſchen Fernen!
Wie ſeyd ihr mir nah;
Ich griff nach den Sternen
Hier aus der Wiege ja.

Treib nieder und nieder
Du herrlicher Rhein!
Du kömmſt mir ja wieder,
Läßt nie mich allein.

Meine Mühle iſt brochen,
Und klappert nicht mehr,
Mein Herz hör' ich pochen
Als wenn's die Mühle wär'.

O Vater! wie bange
War mir es nach dir,
Horch meinem Geſange,
Dein Sohn iſt wieder hier.

Du ſpiegelſt und gleiteſt
Im mondlichen Glanz,
Die Arme du breiteſt,
Empfange meinen Kranz.“

Kaum hatte er ausgeſungen, ſo entſchlief er, und im Traume erſchien ihm der alte Rhein und ſagte ihm nichts, als: „Willkommen König von Mainz! ziehe in die Stadt, du wirſt Segen über ſie bringen, kehre heut Abend bei dem Fiſcher Petrus ein, und er wird dir ſagen, was du ſollſt.“

Als nun Radlauf erwachte, ſah er, daß die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand; er blickte nach ſeiner Mühle, die war nicht mehr da; er blickte nach der Binger Inſel, da ſtand ein hoher Thurm darauf; er erkannte ſeine Heimath kaum wieder, und da er über die Wieſe ging, ſtand ſie voller Ritterſporn und Kaiſerkronen und Königskerzen. Betrübt ſah er in den Schutt ſeines Hauſes, und indem er einen Stein aufhob, warf er ihn in den Boden und ſprach:

„Ein Müller war ich,
Ein Fürſt bin ich;
Ich werfe den Stein,
Hier wohne der treuſte Mann am ganzen Rhein.“

Und ſomit ging er zu ſeinen Rittern, legte ſeine Rüſtung wieder an und zog mit ihnen gen Mainz; und als ſie Abends um zehn Uhr durch das Thor ritten, war es gerade, da man die Stadt illuminirt hatte.

Alles jubelte und ſchrie: Vivat der König Radlauf! und keiner wußte es, daß er es war. Da er durch das Rheingäßchen ritt, kam er vor ein kleines Haus, da war über der Thür ein Bild illuminirt, darauf ſtand ein Mühlrad, worauf zwei Kronen lagen und viele Kinder ſtanden drum herum, über den Kronen aber war geſchrieben:

„Ich harr' und hoff'
Auf dich, Radlof!
Kommt er herbei,
Wird Ameley,
Die in dem Rhein,
Frau Königin ſeyn,
Und Ameleychen
Der Fluth entſteigen
Ich harr' und hoff'
Auf dich, Radlof!"

Als Radlauf dies las, pochte er an, und da ein Mann ihm aufmachte, fragte ihn dieſer: „Was wollt ihr vom Fiſcher Petrus?" — „Bei ihm wohnen," ſagte Radlauf, und trat ein und gab ſich zu erkennen, und Alles war im Hauſe voll Jubel. Die Ritter banden ihre Pferde vors Haus, und die kleine Stube war ſo voll, daß man ſich nicht regen konnte. Nun erzählte Frau Marzibille dem Radlauf Alles; aber er fragte das Goldfiſchchen ſelber aus, und weinte vor Freude, als er hörte, daß Ameleychen noch lebe.

Da nun die zwölf Pferde die ganze Straße verſperrten,

ſo ſammelten ſich die Menſchen immer mehr, und endlich ward der Lärmen ſo groß, daß Gezänk entſtand, und die Leute auf den Fiſcher ſchimpften; da trat Radlauf heraus und ſprach: „Seyd ruhig, ihr Leute! der König Radlauf iſt hier.“ Kaum hatte er dieſes geſagt, als Alles Vivat ſchrie, und alle Menſchen drängten ſich herbei, und Radlauf ſtieg zu Pferd, und die Ritter auch, und ſie ritten durch die ganze Stadt und das Volk huldigte ihm.

Am andern Morgen ward er gekrönt, und hielt eine ſchöne Rede, und ſagte unter anderm: „Nun lieben Bürger! wollen wir vor Allem daran denken, die Prinzeſſin Ameley und die übrigen Kinder bei dem alten Vater Rhein auszulöſen, wer ſoll ihm das erſte Märchen erzählen?“ Da ſchrien ein paar alte Judenweiber: „Ich, ich, mein Nathan iſt ein wahrer Daniel, meine Rachel iſt ein Wunderkind!“ Die andern Leute ſchrien alle: „Der König Radlauf!“

Nun ſagte Radlauf: „Ich danke euch; ihr zwei Judenweiber ſollt wegen eurer Naſenweisheit die letzten ſeyn, und ich ſchlage vor, daß jeder ſeinen Nachfolger in der Erzählung nennen ſoll, und nenne ich dann nach mir den Fiſcher Petrus, der euch viel Gutes erwieſen.“

Alles war damit zufrieden, außer den zwei Judenweibern.

Nun ſagte Radlauf: „Jetzt gehet hin und beſinne ſich jeder auf eine Geſchichte; ich will mich auch

beſinnen. Das Wappen dieſes Landes ſey von nun an ein Rad, weil ich ein Müller war. Morgen früh bei Sonnenaufgang kommt an den Rhein, da will ich mein Märchen erzählen, und ihr könnt gleich eure Königin empfangen, denn wir ſehen ſie gewiß ſogleich wieder; der Rhein hält Wort, gut' Nacht!"

Alles legte ſich ſchlafen, außer den Zimmerleuten; die ſchlugen einen Thron am Rhein auf, und ſchmückten ihn mit Blumen und Bändern; und eigentlich ſchlief Niemand viel, denn alle beſannen ſich auf Märchen. So ging die Nacht hin.

Kaum graute der Morgen, ſo verſammelte ſich das Volk; aber die erſten ſchon, welche Petrus und Marzibille waren, fanden den Platz nicht leer, denn Radlauf hatte die ganze Nacht, von ſeinen zwölf Rittern umgeben, auf dem Thron geſeſſen und mit Sehnſucht des Tags erwartet. Als Alles verſammelt war, erzählte Radlauf folgende Geſchichte.

Das

Märchen von dem Hauſe Staarenberg

und den

Ahnen des Müllers Radlauf.

Radlauf erzählt, wie er den Kohlenjockel, den Kautzenveitel und den Grubenhanſel fand, auch von der alten Mühle und den zwölf Mühlknappen und wie er mit dem Leichenzug des ſchwarzen Hans vom Waſſer verſchlungen wurde.

Lieben Männer und Frauen von Mainz, vor Allem muß ich euch erzählen, wo ich ſo lange geweſen bin, nun hört alſo:

Schon ſeit mehreren Jahren hatte ich einen ſchönen ſchwarzen Staarmatz in einem Käfich auf meiner Mühle; er war mir von freien Stücken zugeflogen und war gleich ſo vertraut mit mir geweſen, als kennten wir uns von Kindesbeinen auf; wenn ich in meiner Mühle herum ging, hüpfte er mir von einem Sack zum andern nach; wenn ich aß, ſaß er auf meinem Tiſch. Nie beſchmutzte er etwas; wenn ich ihm Abends den Käfich nicht verſchloſſen, fand ich ihn Morgens oft dicht neben meinem Kopfe auf meinem Bett ſitzen. Kurz er war voll Freundſchaft zu mir, und ſo zu ſagen verſtändig wie ein Menſch; nur eine Eigenſchaft aller übrigen Staaren vermißte ich an ihm, die Luſt zu ſchwätzen; nie ließ er einen Laut von ſich hören, ich mochte ihm vorplaudern, vorpfeifen,

ſein Schnabel blieb verſchloſſen. Wenn ich manchmal gar zu ſehr in ihn drang, ſich doch vernehmen zu laſſen, oder wenn ich ihn gar einen recht dummen ſtummen Vogel nannte: glaubte ich ihn traurig ſeufzen zu hören, und ſah ihn den Kopf ſchütteln. So hatte ich mich ganz an ſein Weſen gewöhnt, und wir verſtanden uns vollkommen.

An dem Tag aber, da ich meine geliebte Braut Ameley aus dem Waſſer zog und in meine Mühle führte, war mein ſchwarzer Hans auch ganz ungewöhnlich traurig; er hing die Flügel und den Kopf als ſollte er ſterben. Die Prinzeſſin machte in der Stube und ich in der Kammer den Küchenzettel; wie erſchrack ich nicht, als mein Vogel plötzlich anfing zu ſprechen; er ſagte mir, daß er der Fürſt von Staarenberg [1] ſey, und daß er die Prinzeſſin Ameley noch einmal ſehen wolle und dann ſterben; dabei ſah er ſo vornehm aus, und hatte eine ſo adelige melancholiſche Miene, daß ich ihm meinen Reſpekt nicht genug bezeigen konnte; ich öffnete ihm die Thüre, er ging zu der Prinzeſſin Ameley, ſagte ihr abermal, er ſey der junge Fürſt von Staarenberg und wolle nun ſterben; dabei zog er vor ihren Augen eine goldne

[1] Der Dichter ſchreibt abwechſelnd den Namen des Schloſſes und des Geſchlechtes bald Stahremberg, Stahrenberg, bald Staarenberg, je nachdem er eben an ſeine Ableitung von den Staaren oder an den bekannten hiſtoriſchen Namen dachte.

Anmerk. des Herausgebers.

Nadel, die er unter dem Flügel trug, hervor und ſtach ſie ſich durchs Herz, daß ſie vor Schrecken ohnmächtig niederſank. Wir rupften und brieten und aßen den liebenswürdigen Selbſtmörder unter bittern Thränen, und ich habe ihn nie vergeſſen können.

Als ich nun glücklich hier aus dem böſen Königskerker entkommen war, fand ich auf meiner Mühle einen Mehlſack, worauf mir des ſeligen Herrn von Staarenberg Hochwohlgeborne Gnaden ihren letzten Willen geſchrieben; ich ſollte mit dieſem Sack und dem Siegelring, den ich im Käfich fand, nach dem Schwarzwald gehen, und mich bei dem Grubenhanſel als ſeinen Erben melden; und dahin machte ich mich nun auf den Weg, und daher komm ich nun zurück. Nun hört aber zu.

Nach vielen Tagereiſen ſah ich endlich ein dunkles waldiges Gebirge wie eine Gewitterwolke vor mir aufſteigen; je näher ich kam, je höher ward es; nun kamen mir eine Menge Bauernwägen mit Holz entgegen; ich fragte Einen nach dem Andern, ob dies der Schwarzwald ſey? Ja, ſagten ſie; — „Wo wohnt denn der Grubenhanſel?“ fragte ich; das wußte aber keiner.

Ich ging nun Berg an; da krochen arme Weiber und Kinder unter den Bäumen herum, und ſuchten ſich Reiſerholz zuſammen; „Ihr guten Leute, wo wohnt der Grubenhanſel?“ Sie wußten es nicht. Ich ging in einer wilden Waldſchlucht an einem Bächlein hinauf; da graſten Ziegen und Kinder ſaßen dabei und

ſchnitzten Kienſpäne; „Ihr Kinder, wo wohnt der Grubenhanſel?“ — Aber kaum daß ich dieſe Worte geſagt, flohen ſie mit großem Geſchrei vor mir in die Gebüſche.

Ich zog immer weiter in den Wald; es ward immer dichter und wilder und ſtiller. Da hörte ich eine Weiberſtimme ſingen; ich ging auf ſie los; ſie ſuchte Arzneikräuter und grub Wurzeln, und war eine Frau von etwa fünfzig Jahren; ich fragte ſie freundlich: wo der Grubenhanſel wohne? Sie lachte mir ins Geſicht und ſprach: „Das weißt du gewiß ſo gut als ich, du willſt meiner nur ſpotten,“ — und ſo oft ich ihr auch verſicherte, daß ich es nicht wiſſe, ſprach ſie immer wieder: „Du willſt mich zum Narren halten, wer wird das nicht wiſſen.“

Unwillig über ſie ging ich tiefer in den Wald; da kam ich auf einen offnen Platz, wo Kohlen gebrannt wurden; ich ſuchte rings herum nach dem Köhler, konnte ihn aber nicht finden; endlich hörte ich etwas ſchluchzen und weinen; die Stimme kam aus dem hohlen Baum. Als ich nahe hinzu trat, fand ich einen alten greiſen Mann, wohl 70 Jahre alt, in dem Baume ſtecken; er drehte das Geſicht weg, ſo daß er mich nicht ſah und ſchrie immer: „Kautzenveitel! ſchlag den Kohlenjockel nicht mehr.“

Mit vieler Mühe überzeugte ich ihn, daß ich der Kautzenveitel nicht ſey und ihn auch nicht ſchlagen wolle; und da der alte wunderliche Mann endlich aus

dem Baum herausgekrochen war, ſperrte er vor Erſtaunen über mich das Maul auf.

Ich fragte ihn, warum er weine: „Ach!“ ſagte er, „mein Vater hat mir Schläge gegeben.“ — „Wer iſt denn euer Vater?“ ſagte ich. „Ich bin der Kohlenjockel,“ erwiederte er, „mein Vater iſt der Kautzenveitel.“ Hierauf fragte ich ihn, wo der Grubenhanſel wohne. „Eine Stunde von hier,“ ſagte er. „Führe mich doch zu ihm,“ ſprach ich. — „Behüte Gott!“ erwiederte er, „wenn mich mein Vater erwiſchte, daß ich ſpazieren ging, er ſchlüge mir Arm und Bein entzwei.“ Nach dieſen Worten lief er an ſeinen Kohlenhaufen und arbeitete ängſtlich.

Höchſt verwundert über dieſes alte Kind ging ich tiefer in den Wald; ſelten erblickte ich ein wenig blauen Himmel über mir; die Eiche deckte mit ihren breiten Armen Alles zu, aber die Vögel ſangen und ſchrien laut durcheinander und es gellte ihr grelles Pfeifen von den Felſen ringsum zurück.

Nun bemerkte ich hie und da Sprenkel und Dohnen und ſonſt allerlei Schlingen geſtellt, in denen ſich verſchiedene Vögel gefangen hatten; dann kam ich an einen Vogelherd; dann an eine Krähenhütte; zuletzt aber an einen ziemlich hohen blätterloſen Baum, auf welchem ein ſo entſetzlich großer Eulenkautz ſaß, daß ich ihn vor Schrecken kaum anſehen konnte.

Die Vögel groß und klein: Auerhahnen, Birkhähne, Kraniche, Trappen, Faſanen, Tauben und alle Arten

von Singvögel flogen um das Ungeheuer herum und ſchrien es an; wenn ſie ſich aber auf den Baum ſetz-ten, der mit Vogelleim beſtrichen und mit vielerlei Schlingen behängt war, waren ſie gefangen; und wie erſchrack ich nicht, als der große Eulenkönig einen Arm mit ordentlichen Fingern unter dem Flügel hervorſtreckte und nach den gefangenen Vögeln griff.

Ich that vor Schrecken einen lauten Schrei, wor-auf der Kautz mich bemerkte, und zuſammenfahrend mir entgegen rief: „Nun, nun Bengel! erſchreck die Leute nicht ſo, du jagſt mir ja alle Vögel hinweg.“ Nach dieſen Worten kam das Unthier den Baum herab geklettert; meine Angſt war nicht klein, und ich wollte eben entfliehen; aber die Frau, die ich früher Kräuter ſuchen ſah trat mir in den Weg: „Ha, ha, Landsmann! biſt du auf dem Weg,“ ſagte ſie mir und ſomit wen-dete ſie ſich gegen den großen Kautz, den ich nun in der Nähe als ein ſteinaltes Männchen erkannte, das aus einem Kittel von Eulenfedern heraus guckte.

Sie küßte ihm die Hand und ſprach, indem ſie ihm einen Bündel Wurzeln und Kräuter gab: „Guten Abend, lieber Großpapa, Kautzenveitel! der Papa Kohlenjockel läßt ſeinen unterthänigen Reſpekt vermel-den, und ſchickt Ihnen hier die verlangten Kräuter, herbas und die Wurzel radix; er läßt euch nochmals recht ſehr um Verzeihung bitten, daß er dem lieben Großpapa ungehorſam war, und die Kräuter erſt heut geſchickt; ach! er hat den ganzen Nachmittag geweint,

weil ihn der liebe Groſspapa geſchlagen; ach! ich bitte recht ſehr für ihn um Verzeihung“ — und dabei ſchmiegte ſich das Weib an den Alten, wie ein ſchmeichelndes Kind und ſtrich ihm den Bart.

Er ſagte nun zu ihr: „Ja, ja, ich weiß ſchon, wenn er etwas angeſtellt hat ſchickt er dich immer Abbitte zu thun, du Schmeichelkatze! weil er weiß, daß ich dir, du närriſche Wurzelgrethe! nichts abſchlagen kann; nu geh nur hin und ſage dem Vater, es ſolle Alles gut ſeyn; da bring ihm den Braten mit“ — und ſomit gab er ihr einen Trappen und einen Kuß; ſie nahm den Vogel wie eine Puppe auf den Arm, küßte dem lieben Groſspapa die Hand und ging ſingend ab.

Ich war ganz ſtumm vor Verwunderung über dieſe Leute, und ſtand dem Kautzenveitel gegenüber, der ganz ruhig die Kräuter betrachtete und dazu ſang: „Was man doch mit ſeinen Kindern für tauſenderlei Sorg und Plage hat“ — dabei ſchlug er einen langen Triller wie eine Nachtigall, und als er fertig war, ſagte er: „Was willſt du?“ — „Ach Gott!“ ſagte ich, „ich möchte gern zum Grubenhanſel, können mir der Herr Kautzenveitel nicht ſagen, wo er wohnt?“ — „Tölpel,“ erwiederte er, „ich werde doch wiſſen, wo mein Papa wohnt; übrigens iſt es gut, daß ihr dahin wollt, ſo könnt ihr ihm die Kräuter mitnehmen, und ich brauche nicht ſelbſt hinzulaufen; der gute Mann fängt an und kömmt in die Jahre, und hat immer etwas zu predigen; ſolchen Leuten kann man nichts

recht machen; er hat mich geſtern erſt geſchlagen, und drum hab ich den Kohlenjockel heut früh recht ausgeklopft; denn Kinderzucht muß ſeyn in dieſer argen Welt; geht nur immer dem Pfad nach, hier habt ihr die Kräuter, vermeldet ihm meinen gehorſamen Reſpekt.“ — Als er dies geſagt, wendete er ſich von mir, und kletterte wie eine wilde Katze, in ein paar Sprüngen den Baum hinauf, wozu er ſang: „Ich bin erſt hundert Jahre alt, unſchuldig und nichts weiter.“ Ich ging mit meinen Kräutern ſchnell fort, denn der Kautzenveitel machte mir angſt und bang.

Als ich eine halbe Stunde durch die bewachſenen Felſen durchgezogen war, rauſchte mir ein kleiner Fluß entgegen, an dem ſich der Weg verlor; ich wußte nun nicht mehr wohin, auch getraute ich mich nicht durchzuwaten, weil das Waſſer reißend und tief war; die Sonne war bereits untergegangen, nur an den höchſten Baumgipfeln hing noch ein wenig Glanz, und es wurde ſehr ſchaurig im Wald; ich ſetzte mich nieder und holte ein Stück Brod aus der Taſche und gedachte ſchon mein Nachtlager hier in der Wildniß zu halten. Das Rauſchen des wilden Fluſſes zu meinen Füßen, die Ruhe und Einſamkeit erinnerten mich an den Rhein und an Ameley und ich ſang mir ein Abendlied.

Weit bin ich einher gezogen
Ueber Berg und über Thal,
Der treue Himmelsbogen
Er umgibt mich überall.

Unter Eichen, unter Buchen,
An dem wilden Waſſerfall
Muß ich nun die Herberg ſuchen
Bei der lieb' Frau Nachtigall.

Die im brünſt'gen Abendliede
Ihre Gäſte wohl bedenkt,
Bis ſich Schlaf und Traum und Friede
Auf die müde Seele ſenkt.

Und ich hör dieſelben Klagen
Und ich hör dieſelbe Luſt
Und ich fühl das Herz mir ſchlagen
Hier wie dort in meiner Bruſt.

Aus dem Fluß, der mir zu Füßen
Spielt mit freudigem Gebraus,
Mich dieſelben Sterne grüßen
Und ſo bin ich hier zu Haus.

Echo nimm dir recht zu Herzen
Und erlern die Melodie
Meiner Freuden, meiner Schmerzen:
Ameleya! Ameley!
Blühet ſtolz ihr Königskerzen,
Ameleya! Ameley!

Als mir das Echo vom jenſeitigen Ufer dieſe Worte immer entgegen rief, fand ich ein ſolches Vergnügen an der Wiederholung dieſes Namens, daß ich ihn wohl eine halbe Stunde lang in ſüßer Träumerei bald leiſer aus tiefſter Seele, bald laut aus voller Seele durch die Stille der Einſamkeit ertönen ließ, und mein

Herz wuchs mir dabei in der Bruſt, als wolle es ſie zerſprengen.

Nun ſtieg der volle Mond über den Bäumen herauf, und es war mir, als ſey es das Antlitz meiner lieben Ameleya, und meine Wirthin die liebe Frau Nachtigall begann von Neuem ſüßer als je zu locken; und feſt entſchloſſen dem Mond ſo lang ins Auge zu ſchauen, bis ich entſchlief, und morgens erwachend ihn in die Sonne verwandelt ſähe, ſang ich, um zwiſchen Mond und Sonne, dieſen zwei leuchtenden Bergen, in die wundervolle Gruft der Träume niederzuſteigen, folgende Strophen:

„Wunderinſeln, ſel'ge Augen,
Die ein liebes Antlitz ſehn,
In dem Monde untertauchen,
In der Sonne auferſtehn.

Sonn und Mond, ihr lichten Hügel,
Schließet ein die ird'ſche Kluft
Und das Leben ſenkt den Flügel
In des Traumes Zaubergruft.

Wo die Tiefe ſich entſiegelt,
Und die Liebe frank und frei
In der ganzen Seele ſpiegelt
Ameleya! Ameley!"

Hierauf gab das Echo eine wunderliche Antwort, es ſang nämlich:

„Heiapopeia, Heiapopei
Ei ja, Ei ja, Ei! Ei! Ei!
Welch ein einerlei Geſchrei!“

Hierüber verwundert ſprang ich auf, und ſah auf dem jenſeitigen Ufer einen langen alten Mann mit einem großen weißen Bart ſtehen, der ihm wie ein Waſſerfall über die Bruſt herabwallte; er hatte einen Stock, oder vielmehr einen ziemlichen jungen Baumſtamm in der Hand, und da er mich erblickte, ſagte er: „Liebſter Freund und Gönner, du verführſt ja einen gewaltigen Lärm mit deinem Wiegenliede; es kann ja weder Menſch noch Vieh vor deinem ewigen Heiapopeia ſchlafen; das währt ja ſchon eine geſchlagene Stunde; ich glaube, wenn man mir vor hundert und zwanzig Jahren, da ich noch ein Kind war, dergleichen vorgeſungen hätte, ich wäre noch nicht aufgewacht. Wer biſt du aber, und was ſuchſt du hier?“ — Da ſagte ich ihm, daß ich zum Grubenhanſel wollte, und nicht über den Fluß könnte.

Auf dieſe Worte ging der Alte ſchnurſtracks durch das Waſſer auf mich zu, nahm mich wie ein leichtes Bündel unter ſeinen Arm und trug mich nicht nur durch das Waſſer zurück, ſondern auch ein gut Stück weiter bis vor ſeine Hütte, wo er mich mit den Worten niederſetzte: „Nun biſt du bei dem Grubenhanſel, nun richte deinen Auftrag aus.“ — Er führte mich bei der Hand in ſeine Wohnung, die in einem Felſenkeller beſtand, deſſen Wände mit den wunderbarſten

Kryſtallen, Edelſteinen, Gold- und Silbererzſtufen ausgelegt waren, welche von der Beleuchtung einer Lampe ſo herrlich durcheinander ſchimmerten, daß einem das Herz lachte.

Ich gab ihm die Kräuter des Kautzenveitels, wobei er ſehr auf dieſen zankte, und ihn einen naſeweiſen, faulen Jungen nannte; ſodann gab ich ihm meinen Mühlknappenbrief und den Sack, worauf der ſchwarze Hans ſein Teſtament geſchrieben, und kaum hatte er dies geleſen, als er mich ſcharf anblickte und mich dann mit großem Ungeſtüme umarmte: „Ach, Gott ſey Dank!“ ſagte er, „ſo ſehe ich doch endlich ein Kind meines lieben unglücklichen Ur-Ur-Ur-Urenkels bei menſchlichem Leibe; nun kann ich doch endlich hoffen, des langweiligen Lebens los zu werden und einmal zu ſterben.“ Dabei lachte und weinte er und trocknete ſich die Thränen immer mit ſeinem Barte ab. „Ach, Gott!“ ſagte ich, „Ihr wäret alſo mein Ur-Ur-Großältervater? „Ja,“ erwiederte er, „und Morgen ſollſt du meinen Vater ſehen; das iſt erſt ein reſpektabler Mann, gegen den bin ich nur ein junger Aufſchößling zu nennen.“

„Liebes Ahnherrchen!“ ſprach ich mit inniger Angſt, „wann hat es denn ein Ende? Wird der mir denn auch einen Vater zu zeigen haben?“ — „Ach!“ erwiederte der Alte, „das kann er nicht, er iſt eine arme Waiſe ſeit ſeiner früheſten Jugend; aber jetzt mußt du ſchlafen gehen, und zwar in deiner Mühle, in

deines Vaters Mühle, in meiner Mühle. Morgen früh hole ich dich; komme mit, es iſt kaum hundert Schritte von hier; ich war erſt vor ſechzig Jahren drin, und es wird noch Alles in Ordnung ſey; doch muß ich dich bitten, Alles ſo zu machen, wie es einem rechtſchaffenen Mühlburſchen zukömmt."

Ich war ſo erſtaunt, daß ich, ohne ein Wort zu reden, mitging. Er führte mich einen ſteilen Weg hinab, und neben uns brauste der Strom. Da führte er mich durch einen Garten, in dem die ungeheuerſten Eichen ſtanden, in eine Mühle, die meines Vaters Mühle am Rhein wie zwei Tropfen Waſſer glich, und hier ſagte er mir gute Nacht und verließ mich.

Da ſtand ich nun allein in einem wildfremden Hauſe; kein Licht hatte ich, und ſollte doch zu Bette gehen. Nachdem ich ein paar Minuten ſtille geſtanden, wurde mir es, als ſey ich zu Hauſe am Rhein; ich ging links an den kleinen Schrank, wo dort das Feuerzeug ſtand, und ſiehe da! ich fand den Schrank, ich fand das Feuerzeug; ſchnell ſchlug ich Licht und ging mit dem brennenden Schwefel nach der Stelle, wo am Rhein die Lampe an einem Pfeiler hing; ich fand den Pfeiler und die Lampe; aber es war kein Oel drinnen, ich ſteckte daher einen Kienſpan an, und wie das Licht um mich herleuchtete, ſah ich Alles, Alles rings um mich: Treppen, Räder, Mühlbeutel, Thüren und Hausrath wie zu Hauſe; ja der Mondſchein fiel durch einen Spalt der Stubenthüre auf den Hausflur wie

zu Haus; ich eilte in die Stube ſelbſt: da ſtand der Tiſch, der Stuhl, das Bett wie zu Haus. Ich war wie in einem Traum und eilte nun noch hinaus auf den Mühldamm, um zu ſehen, ob denn auch der Rochusberg mir gegenüberſtehe und ob ich denn wirklich am Rhein ſey. Alle kleinen Gänge und Stufen bis zu dem Damm waren dieſelben. Gegen mir über war ein Berg mit einem hochgethürmten Schloß; es war aber nicht die Rochuskapelle, und vor mir breitete ſich der weite Spiegel eines Sees aus, und es war der Rhein nicht; doch machte die Gegend mir einen ähnlichen Eindruck, nur ſtiller, einſamer, weiter und ernſthafter. Lang ſaß ich und ſah in die grünen Wellen des Sees, den Mond und die Sterne an; aber die Augen ſanken mir, ich vergaß ganz, wo ich war und ging in meine Stube zurück und legte mich aufs Bett.

Ich hatte die Gewohnheit zu Hauſe, indem ich mich niederlegte, an der Klingel zu ziehen, um meine Mühlburſche zu erwecken, und ſo griff ich denn auch hier im Dunkeln nach der bekannten Schelle, fand ſie, klingelte und legte mich nieder.

Kaum aber hatte ich wenige Minuten gelegen, ſo hörte ich ein verwirrtes Plaudern und Lärmen in der Mühle, das mich nicht wenig ängſtigte: „Kunz, ſteh auf!“ ſchrie einer, „die Reihe iſt an dir; fülle den Trichter auf!“ — „Ei, Dietz!“ ſchrie der Andere, „du haſt's verſchlafen, du biſt dran.“ — „Martin! Martin!

daſs iſt ein dummer Spaß," rief ein Anderer zornig, „das haſt du gethan, mich ſo in Haare einzuwickeln." — Endlich ſchrie ein Anderer: „Was iſt das? Die Mühle ſteht ja ſtill! Wartet, ihr Schelme, wenn das Meiſter Radlauf merkt!" — Und ſo ward das Geſpräch immer heftiger, und bald ward es ein lautes Getös und Schimpfen.

Ich gerieth darüber in eine wunderliche Unruhe, weil ich geglaubt, die Mühle ſey ganz unbewohnt; da ich nun endlich meinen Namen Meiſter Radlauf hörte, ermannte ich mich, trat mit dem Licht an die Thüre und rief heraus: „Nur die Räder ſollen in der Mühle lärmen, die Knappen aber fein ehrbar und züchtig ſeyn; tretet Alle herein und ſagt mir euern Streit, damit ich Gerechtigkeit handhabe." — Kaum hatte ich dies geſprochen, als zwölf wunderbar alte Männer zu mir hereintraten, ich erſtaunte aber kaum ſo ſehr über dieſelben, als ſie ſelbſt über einander und über mich; ja ſie waren vor Schrecken über die langen grauen Bärte, die ſie hatten, und über ihre alten Geſichtszüge ganz außer ſich, und geriethen endlich in eine ſolche Angſt, daß ſie wie die Kinder weinten. Mit Mühe brachte ich es dahin, daß einer von ihnen für alle die Andern folgendermaßen ſprach:

„Liebſter Meiſter! wir müſſen wohl erſchrocken ſeyn, und wundert es mich, daß ihr ſelbſt nicht beſtürzter erſcheint; ſeht uns an, wir ſind durch Hexerei grau und alt geworden; geſtern tanzten wir auf der Kirch-

weihe alle andern Burſche nieder; wir waren die Letzten auf dem Platz und alle Mägdlein gaben uns den Preis und banden uns die Bänder von ihren Mützen um die Hüte; ach Gott! noch höre ich das Hackbrett zimpern und den Dudelſack ſummen; noch iſt mir, als wenn der Tanzboden ſich mit mir umdrehte, und nun da wir durch eure Klingel erweckt wurden, finden wir uns alt, müd, verdorrt und verrunzelt und in unſere langen grauen Bärte verwickelt, und ſeht den Jammer nur an! Seht hier den Kirmskuchen, den wir geſtern friſch mit nach Hauſe brachten, er iſt ſo hart als unſere Mühlſteine; da jeder erwachend nach ſeinem Kuchen griff, biſſen ſich mehrere die alten Zähne aus und ſchlugen dem Andern ein Loch mit dem Kuchen in den Kopf, weil jeder glaubte, der Andere habe ihm einen Schabernack angethan. Ach! und ihr ſelbſt, Meiſter! ſeyd ſo ganz ruhig, als ſey nichts geſchehen; ſeht euch doch einmal näher an; ihr habt ja eine ganz wunderliche Tracht auf dem Leibe, und habt die Haare zugeſtutzt, wie ich mein Tage nichts geſehen."

Ich ſagte ihm, daß dies bei mir zu Lande am Rhein die gewöhnliche Kleidung der Müller ſey, daß ſie im Gegentheil Jacken an hätten wie mein ſeliger Vater, als er vor vierzig Jahren an den Rhein gezogen. — „Das iſt wieder wunderbar geſprochen, euer Vater iſt ja friſch und geſund und hat geſtern auf der Kirmes mitgetanzt; er war ſein Lebtag nicht am Rhein; er iſt noch nie von ſeiner Köhlerhütte wegge-

kommen.“ — Nun ward mir endlich der Wirrwarr zu groß und ich ſagte, um ſie los zu werden: „Schweigt und thut eure Pflicht, bringt die Mühle in Gang, der Tag wird Alles erklären.“ Aber lange ward ich ſie nicht los, ſie ſtürzten ſchnell wieder herein und verſicherten mich, der Teufel müſſe ſein Spiel mit der Mühle gehabt haben, denn es ſeyen ganz dicke Bäume quer durch das Mühlrad von der entgegengeſetzten Felſenwand durchgewachſen und das Rad ſey halb verfault. Unter ſolchen Klagen und Verwirrungen brach der Tag an, die Schwalbe begann in dem Neſt zu ſchwätzen, und ein friſcher kühler Wind ſtrich über den See und kräuſelte ſeine Wellen, und wie es heller ward, begrüßten die alten Mühlknappen Alles um ſich herum mit neuem Erſtaunen. Der Eine ſah das Korn aus dem Mühltrichter heraus gewachſen, der Andere ſah ein Loch im Dach, die Säcke waren vermodert und geplatzt; der Wind, der durch die verfallene Mühle geſtrichen war, hatte die Körner durch die ganze Gegend geweht, und rings um die Mühle ſtanden dichte Aehrenfelder; vor Allem aber ward ihr Schrecken groß, als ſie ſtatt der beiden wachſamen Hunde vor der Mühle zwei glänzende, von Regen und Sonne weißgebleichte Gerippe in den Hütten an Ketten liegen ſahen. Da fühlten ſie zuerſt tiefer, daß es ſeit geſtern wohl lange her ſeyn müſſe, und als ſie in den Stall kamen und die ſechs Eſel des Müllers auch nichts mehr waren als Gerippe,

durch deren Rippen Diſtelſtöcke, die ſie ſonſt gefreſſen, frei durchwuchſen, brachen ſie in ein lautes Jammern aus. Als ich ſo ihren ſeltſamen Klagen zuhörte, ſah ich den Grubenhanſel herankommen, und hoffte, daß er dieſe närriſchen alten Knappen zur Ruhe bringen würde.

Als ſie ihn erblickten, ſchrien ſie Alle: „Ach, Urgroßväterchen, was ſeyd ihr gealtert ſeit geſtern!“ — Er aber hieß ſie ſchweigen, grüßte mich freundlich und bezeugte eine große Freude, daß ich meinem Vater ſo ähnlich ſey; hierauf wollte er gleich mit mir fort, um mich zu ſeinem Vater zu bringen; die Knappen aber wollten ihn nicht loslaſſen und drangen darauf, er müſſe ihnen ſagen, wie ſie zu den Bärten gekommen und wie ſie ſo alt geworden.

„Meine lieben Kinder!“ ſagte er, „ſeit vierzig Jahren iſt keine Seele in der Mühle geweſen, und ihr habt einen guten Schlaf gehabt; der Jüngling, der hier vor euch ſteht, iſt euer Meiſter Radlauf nicht; es iſt deſſen Sohn, den er am Rhein erzeugte und der ſeit geſtern dieſe Mühle erſt betreten. Vor vierzig Jahren iſt Meiſter Radlauf hier von der Mühle verſchwunden, und ihr habt wegen naſeweiſer Reden, die ihr auf der Kirchweihe geführt, bis heut geſchlafen.“

„Was wir geredet, muß der Wirth noch wiſſen,“ ſprach der Eine, „wir waren alle bei Verſtand, da wir es ſagten; wir haben nichts geſagt, was wir nicht verantworten könnten, nichts, worüber man einen vierzig

Jahre lang um das liebe Leben beſtiehlt.“ — „Was haben wir geſagt, das nicht recht wäre?“ ſchrie ein Anderer, „um das, was wir geſagt, laß ich mir kein graues Haar wachſen, viel weniger einen grauen Bart, wie wir ihn Alle haben.“ — „Ja wohl!“ ſchrien ſie Alle durcheinander und machten ein ungeſchicktes Geſchrei, und ſagten, ſie wollten hin und dem Wirth, der ſie gewiß verſchwätzt habe, die Fenſter einſchlagen. — „Geht hin,“ ſprach der Grubenhanſel, „ihr werdet euch verwundern; doch wenn ihr unterwegs die ſchöne Bäuerin wieder begegnet, die vor vierzig Jahren oder geſtern, wie ihr meint, die Erdbeeren in dem Walde ſuchte, und eurem Meiſter in die Mühle trug, ſo ſeyd gewarnt, nicht wieder ſchlechte Reden zu führen.“ — „Aha, die iſt es alſo, die uns eingewiegt,“ ſprach einer der Keckſten unter ihnen, „ſo war ſie doch eine Hexe und hat den Herrn ins Unglück gebracht; als wir ſie ſahen, ſaß ſie in einem Bache, es war am Sonnabend; ich hörte in dem Schilf was rauſchen; ich dachte, da es Abend war, vielleicht ein wildes Entenneſt da auszuheben und ſchlich heran: da merkte ich im Mondenſchein zwiſchen dem grünen Schilf die hübſche Jungfer ſich im Bad erkühlen, und von der Bruſt herab war ſie eine —“ Kaum hatte er ſo weit geſprochen, als die Sonne ſich verfinſterte, eine Wolke von ſchwarzen Staaren ſenkte ſich über die Knappen nieder, und die ſchrien und hackten dermaßen auf ſie ein, daß ſie ſich gar nicht erwehren konnten und mit

großem Angſtgeſchrei in die Mühle flohen und die Thüre zumachten; aber die Staare ſtürzten von allen Seiten durch die Oeffnungen der zerfallenen Mühle ihnen nach und quälten ſie ſo, daß ihr Lamentiren mich rührte, und ich den Grubenhanſel bat, ihnen zu helfen. „Ei,“ ſagte dieſer, „ich kann den Staaren nicht gebieten; aber du ſelbſt kannſt ſie wohl zur Ruhe bringen, haſt du doch den Käſich, worin der ſchwarze Hans gelebt, und ſeine Gebeine bei dir; fordere ſie laut auf zum Leichenbegängniß.“ Da trat ich auf einen Mühlſtein und rief mit lauter Stimme:

„Ihr ſchwarzen tapfern Kriegsgeſellen,
Ich bitt den Kampf jetzt einzuſtellen;
Du ſchwarz gefiedertes Gewitter
Hör' an den rheiniſchen Leichenbitter;
Ich komme, um euch einzuladen
Zur Todtenfeier Ihro Gnaden,
Des Staarenberger ſchwarzen Hans,
Der mit dem Muthe eines Manns
Aus treuer Lieb, vor wenig Wochen,
Das Herz am Rhein ſich abgeſtochen;
Im Käſich, den ich bei mir trage,
Durchlebt er ſeine letzten Tage;
Seht hier in dieſem Schächtelein,
Trag ich ſein edeles Gebein;
Laßt ab vom Kampf, es iſt genug
Und folgt mit mir dem Leichenzug!“

Kaum hatte ich dieſe Worte laut und vernehmlich ausgeſprochen, als unter den Staaren ein wehklagendes

Geſchrei entſtand, als ob ſie ſich untereinander den betrübten Todesfall erzählten; und ſodann ſammelte ſich der ganze Schwarm, hob ſich in die Höhe, ſchwenkte einmal mit dem Klagegeſchrei durch die umliegende Gegend, und kam wohl noch einmal ſo groß zurück, und ſo eben wollte er über meinem Haupte niederſinken, was mir bei aller ihrer guten Meinung doch bange machte. Aber der alte Kautzenveitel und der Kohlenjockel kamen den Berg herunter zu uns und die Staare blieben vor dem Kautzenveitel in einer ehrerbietigen Entfernung; der Grubenhanſel zankte ſeinen Sohn, den Kautzenveitel, daß er ſo ſpät gekommen ſey, und dieſer zankte wieder ſeinen Sohn, den Kohlenjockel, daß er ihn ſo lange habe warten laſſen. Hierauf ſtellte mich der Grubenhanſel dem Veitel als Urenkel, dem Jockel als Enkel vor, und erzählte ihnen, warum ich hier ſey, bat ſie auch beide dem Leichenbegängniſſe des ſchwarzen Hans zu folgen.

„Wer iſt denn dieſer ſchwarze Hans geweſen?" ſagte Kautzenveitel, „daß ſo viel Lärmen um ihn iſt." — „Ein Staar," ſagte der Grubenhanſel mit ſolchem Nachdruck, daß der naſenweiſe Kautzenveitel ſich nicht weiter zu fragen getraute.

Hierauf ordnete der Grubenhanſel den Leichenzug an. Die zwölf alten Mühlknappen mußten herauskommen und thaten es mit großer Angſt vor den Staaren. Der Grubenhanſel aber beruhigte ſie und gab ihnen Befehl ſogleich das Boot, welches bei der

Mühle lag, mit dunklen Tannenzweigen zu ſchmücken, und ſich ſelbſt zwölf junge Stämme als Ruder abzuhauen. Sie griffen raſch zu und während der halben Stunde, die ſie damit zubrachten, ſuchten wir das ganze Leichenbegängniß zu ordnen. Zuerſt zog ein Schwarm Staare, jeder mit einem Tannenzweiglein im Schnabel; hierauf folgte ich mit einer jungen Tanne, woran der Mehlſack mit dem Teſtament des Hanſen als eine Fahne befeſtigt war; hierauf folgte wieder ein Schwarm Staare, jeder mit einer reifen Kornähre im Schnabel; und hierauf folgte der Grubenhanſel, der auf ſeinem langen Bart, den er wie ein ſilbernes Kiſſen zuſammengelegt hatte, das Schächtelein mit den Gebeinen des Verewigten trug, und auf ſeinen Schultern ſaßen zwei Staare, von welchen einer ein Myrten-, der andere ein Lorbeerzweiglein im Schnabel hatte; hinter ihm kam wieder ein Schwarm Staare, welche Thimian und Rosmarin und allerlei Würzkräuter trugen; dann folgte der Kautzenveitel mit dem Käfich, der offen ſtand und in welchem ein Staar, den Kopf unter den Flügel ſteckend, als ein Bild des Todes ſaß; hierauf folgte wieder ein Schwarm Staare, jeder mit einem Wachholderäſtchen; und nun kam der Kohlenjockel, er trug das Freßtröglein des Hanſen, ein alter Staar ſaß darauf und hatte den Siegelring im Schnabel; den ganzen Zug aber beſchloßen die noch übrigen Staare, die überhaupt in ſo ungeheurer Menge den Zug umgaben, daß dadurch Alles ſchwarz und trauernd ausſah.

Anfangs wollten die Staare alle zu Fuß gehen; es ging aber zu langſam von der Stelle; ſie mußten alſo an ihrer beſtimmten Stelle fliegen. Da nun die alten Knappen den Kahn bereitet hatten, begaben wir uns hinein; die leidtragenden Vögel umgaben uns theils, theils ſaßen ſie auf der Tannenlaube des Schif= fes; und wer das Schiff vom Lande geſehen, mußte es wohl für einen lebendigen Trauerwagen halten, ſo war er in die Trauerfarbe gehüllt; auch machten die Staare mit ihrem Flügelſchlag einen ſolchen Wind, daß das Schiff mit vollen Segeln den breiten See durchſchnitt.

Als wir in der Mitte des Sees waren, ſtieg eine dunkle Wolke über dem entgegengeſetzten Schloßberge auf, welche ſich donnernd über den Himmel verbreitete; zugleich begann ſich der See zu bewegen und immer heftigere Wellen zu ſchlagen; umſonſt bemühten ſich die zwölf alten Knappen mit angeſtrengtem Rudern das Boot noch hinüber zu führen; der Gegenwind hielt uns immer zurück. Da es zu regnen begann, ſo ſteckte ich das Schächtelein mit den Gebeinen des ſchwar= zen Hans und ſeinen Käfich und Siegelring in den Teſtamentſack, und dachte in der drohenden Todes= gefahr ununterbrochen an die liebe Ameley, und meine Trauer war, daß wenn ich ertrinken ſollte, es nicht am Rhein ſey, daß ich nicht in ihrer Nähe umkommen ſollte.

Während dem ſchwankte unſer Schiff immer hef=

tiger, und die Staare, das Wetter ſcheuend, ſtiegen mit lautem Geſchrei in die Höhe und ſtürzten durch die noch ſchwärzere Luft nach dem Ufer; wir waren in dieſem Augenblicke einigen Felſen ſehr nah, zwiſchen welchen der See einen heftigen Wirbel bildet, und indem die rudernden Knappen von denſelben mit Gewalt ablenken wollten, ſchrien ſie laut auf: „Ei ſieh da! da iſt die ſchöne Hexe wieder, die uns ſo lang ſchlafen gemacht.“ — Ich wendete meine Augen nach dem Fels, da ſah ich eine wunderſchöne junge Frau ſitzen; ganz ſchwarz ihr Röcklein, weiß ihr Schleier, blond ihre Haare, und in tiefſter Trauer; ſie weinte heftig, und kämmte ihre langen Haare. Die Knappen aber hörten nicht auf, ſie zu verhöhnen; da ward der Sturm immer heftiger; das Schiff ward mitten in den Strudel geworfen, und begann ſich wie eine Spindel zu drehen.

Der Hanſel, der Veitel und der Jockel waren bis jetzt ganz ruhig geweſen; nun aber, da ſich das Schiff ſo drehte, wurden ſie ausdermaßen vergnügt und ſangen folgenden Reim:

„Luſtig, luſtig, rundum herum
Geht das Schifflein quer und krumm,
Donner! lieber Donner! brumm,
Sonſt war Alles ſtumm und dumm.

Lange haben wir gegeſſen,
Kraut und Wurzeln viel gefreſſen,
Neue Jahre ausgemeſſen,
Alte Jahre viel vergeſſen.

Frühling, Sommer, Herbſt und Winter,
Kindes=Kindes=Kindes=Kinder
Kamen alle Jahr geſchwinder,
Wurden dennoch niemals minder.

Luſtig, luſtig, rundum herum,
Donner! lieber Donner! brumm,
Welle wirf das Schifflein um,
Daß uns geht die Zeit herum.“

Auf einmal that es einen Schlag, ich hielt meinen Sack mit beiden Händen feſt, und das ganze Boot wurde von dem Strudel hinab geſchlungen.

Wie Frau Lureley mit ihren ſieben Töchterlein ihn zu ſeinem Urvater, dem Mondenſchäfer Damon, führt, und wie dieſer nebſt den andern Altvätern begraben wird; wie er ſeine Mutter findet und die Rückreiſe antritt.

Als ich hinab geſunken, ſtand ich in einer grünen Laube von Waſſerbinſen geflochten; die vier Pfähle, worauf ſie ruhte, waren vier Korallenbäume; rings herum ſtanden ſieben Waſſerlilien und auf jeder ſaß eine ſehr traurige Jungfrau; in der Mitte aber ſaß daſſelbe holdſelige Weib, das ich auf dem Felſen geſehen hatte, als unſer Boot unterging. Ich war in ihren Anblick ganz verloren, ſie aber ſchien mich nicht zu bemerken und ſang alſo —

Frau Lureley.

Es fahren die Lebenden über den See,
Sie bringen den Todten nach Haus;
Es hebt ſich ein Wetter am Berg in die Höh,
Der Wind macht die Wellen ſo kraus:
Töchterlein, Töchterlein Herzeleid!
Was haſt du geſponnen ſo lange Zeit?

Herzeleid.

Ich habe geſponnen manch Kiſſen reich
Von Gold und Seide und Sammt,
Drauf liegt des Helden Haupt gar weich,
Dem dieſes Haus entſtammt —

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebesleid!
Was haſt du geſponnen ſo lange Zeit?

Liebesleid.

Ich hab geſponnen drei Särge breit,
Drei Särge von Elfenbein,
Sie ſtehen und harren ſchon lange Zeit —
Drei Greiſe ſteigen hinein.

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebeseid!
Was haſt du geſponnen ſo lange Zeit?

Liebeseid.

Ich habe geſponnen von Gold ſo roth
Ein Herz im dunklen Haus,
Der treu geſtorben den Liebestod
Deß Beinlein füllen es aus.

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebesneid!
Was haſt du geſponnen ſo lange Zeit?

Liebesneid.

Ich habe geſponnen zwölf Mühlſtein rund —
Zwölf Mühlſtein im dunklen Haus,

Die wider die Liebe geſchworen den Bund
Zwölf Knaben füllen ſie aus —

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebesfreud!
Was haſt du geſponnen ſo lange Zeit?

Liebesfreud.

Ich habe geſponnen den Perlenkranz;
Geſponnen den Perlenſtrauß,
Der ſchmücket die holde Braut zum Tanz,
Der ſchmücket die Liebſte zu Haus.

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Reu und Leid!
Was haſt du geſponnen ſo lange Zeit?

Reu und Leid.

Ich habe geſponnen die goldne Kron,
Die Krone im dunklen Haus,
Die reichet dem Vater zu Dank der Sohn,
Und ziehet den Pelzrock ihm aus —

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Mildigkeit!
Was haſt du geſponnen ſo lange Zeit?

Mildigkeit.

Ich habe geſponnen drei Krönelein,
Drei Krönelein im dunklen Haus,
Zu ſchmücken die artigen Söhnelein,
Goldfiſchlein und weiße Maus —

Als ſie ſo geſungen hatten, ſtand die ſchöne, blonde Frau auf, und ſprach zu mir: „Nun lieber Radlauf, komm!“ — und da nahm ſie mich mit einer überaus holdſeligen Miene an der Hand, und führte mich durch die Wellen, die wie zwei Mauern von Kryſtall feſt neben uns hinliefen; vor uns aber ging erſt Herzeleid mit ihrem ſchöngeſtickten Sammtkiſſen, dann Liebesleid, neben der die drei Elfenbeinſärge herſchwammen, ihr folgte Liebeseid mit einer goldnen herzförmigen Kapſel, Reu und Leid mit einer goldnen Krone, Mildigkeit mit drei kleinen Kronen, Liebesfreud mit Perlenkranz und Perlenſtrauß. Dann ging ich an der Hand des lieben blonden Waſſerfräuleins, und hinter uns ging Liebesneid mit einer Ruthe und trieb die zwölf Mühlſteine wie eine Heerde Schafe vor ſich her. Bald kamen wir an einen Felſen, der ſich aufthat und nun ſtiegen wir viele Treppen hinan, bis wir in einem gewölbten Saale ankamen; da ſtand ein großer Tiſch von gewachſenem Erz und oben an dem Tiſch ſaß ein uralter Mann; er ſtützte ſein bleiches Angeſicht auf ſeine zwei Hände, ſeine Ellenbogen ruhten auf dem Tiſch, ſein ſilberweißer Bart war durch den Tiſch durchgewachſen und glänzte wie Asbeſt, ſeine Augenbrauen waren auch ſehr lang, und ſeine Augen ſahen unter ihnen durch eine große blitzende Brille wie zwei traurige Gefangene hervor; er hatte einen Schäferrock an von dem zarteſten Lammfell, einen breiten goldgelben Schäferhut auf, auf dem die

Fürſtenkrone befeſtigt war und um ſeinen Nacken hing ein Lamm, deſſen Beine über ſeine Bruſt zuſammengebunden waren; in ſeinem Arm lehnte ein hoher weißer Schäferſtab; an ſeiner Seite hing ein Dudelſack von einem ſchwarzen Bocksfell; neben ihm ſaß ein zottiger Schäferhund mit einer Laterne im Maul. — Er war ganz ſtill und ſchien mit offnen Augen zu ſchlafen; zu ſeiner Rechten ſaß der Grubenhanſel in ſeinem Knappenhabit, dann ſaß der Kautzenveitel in ſeinem Eulenwammes, und dann der Kohlenjockel in ſeiner Kohlenjacke; alle in derſelben Stellung, alle ganz ſtill; die zwölf Knappen aber ſaßen ringsum auf der Erde mit dem Rücken an die Wand gelehnt.

Erſtaunt über dieſen Anblick wollte ich fragen, ob dieſer alte wunderbare Schäfer mein älteſter Ahnherr ſey, und ob alle meine andern Urväter hier todt ſeyen oder nur ſchliefen. Aber die liebe blonde Frau Lureley hielt mir den Mund zu und winkte mir mit dem Finger zu ſchweigen; hierauf begann ſie mit einer hellen Silberſtimme zu ſingen:

„Heil dem, der die Zeit erfüllet,
Der die ew'gen Maaße mißt
Und die Pein mit Schlaf umhüllet,
Wenn die Schuld verſühnet iſt.

Damon, der den Fluch gewecket,
Blicke auf und ſchlafe ein,
Auf die Kiſſen ausgeſtrecket
Bettet dich Frau Mondenſchein.

Hans, der treulos auch mißtrauet,
Blicke auf und ſchlafe ein,
Dir ward auch ein Sarg gebauet,
Dich begräbt Frau Edelſtein.

Veit, dein Trug kam an die Sonne,
Blicke auf und ſchlafe ein,
Dir ward auch ein Sarg geſponnen,
Dich begräbt Frau Federſchein.

Jockel, der nicht Wort gehalten,
Blicke auf und ſchlafe ein,
Dich legt wie die andern Alten
In den Sarg Frau Feuerſchein.“

Während dieſem Liede ging Frau Lureley an dem Tiſche umher und ſtieß die vier Alten an: da erwachten ſie, ſahen ſich einander und die Frau Lureley und mich gar innerlich freudenſelig an und lächelten und weinten und nickten mir freundlich und küßten mich der Reihe nach auf die Stirne; und auch ich mußte heftig weinen; dann aber ſang Frau Lureley wieder und alle ſangen mit:

„Heil dem, der die Zeit erfüllet,
Der die ew'gen Maaße mißt
Und die Pein mit Schlaf umhüllet,
Wenn die Schuld verſühnet iſt.“

Und unter dieſem Geſang ſchliefen die vier wunderbaren Greiſe einer nach dem andern wieder ein, und ſanken mit ihren Häuptern auf den Tiſch. Nun

thaт ſich hinter ihren Seſſeln die Felſenwand in vier Thüren auf und vier ſchöne wunderbare Frauen, jede mit einem Gefolge von ſeltſamen Jungfrauen kamen herein. Hinter dem Stuhle des Urgroßvaters Damon trat eine ſchlanke Frau mit ſchneeblonden Haaren auf; ſie hatte einen ſchneeweißen Schleier an, der ſie ganz bedeckte bis auf ihre ſilbernen Schuhe, ihr Angeſicht glänzte wie der Mond, und um die Stirne hatte ſie einen Kranz von weißen Nachtviolen mit einer Menge von Johanniskäfern beſetzt; ſie ging auf meine Führerin zu, und ſie grüßten einander folgendermaßen:

Frau Mondenſchein.

Grüß dich Gott, Frau Lureley fein!
Mit deinen ſieben Töchterlein;
Ich möcht' gern wiſſen,
Ob fertig die ſammtenen Kiſſen?

Ihr antwortete

Frau Lureley.

Schön Dank, ſchön Dank, Frau Mondenſchein!
Mit deinen ſieben Jungfräulein:
Mit Palmenkätzchen und Spinnenſeil,
Mit Blumenfädchen und Schneckenpfeil,
Mit Mottenflügel, Johannislicht,
Altweiberſommer vergeß ich nicht,
Die Sammetkiſſen ſind bereit,
Von meinem Töchterlein Herzeleid.

Hierauf nahm Frau Mondenſchein nebſt ihren Mägdelein die ſammtnen Kiſſen; ſie ſchnitt dem alten Mondſchäfer den Bart mit einer ſilbernen Scheere vom Tiſche ab, und ſie legten dann den alten Herrn auf die Kiſſen und trugen ihn ſtille zu ihrer Thüre hinaus. Nun nahte ſich die Frau, die hinter dem Grubenhanſel ſtand, meiner Führerin; ſie war auch ſehr ſchön, aber doch eines ernſthafteren Anblickes als Frau Mondenſchein; ihre Haut war ſchneeweiß, ihre Haare ſchön goldfarb; ihre Augen ſchillerten ins Grüne; Mund und Wangen waren lichtroth; groß war ſie nicht, aber ungemein rüſtig und feſt in ihren Bewegungen; auch trug ſie eine Schürze von Goldſtoff und einen Bruſtharniſch von geſchlagenem Gold mit Edelſteinen beſetzt; ihr Kopf aber ſchimmerte von tauſendfarbigen Edelſteinen; ſie nahte ſich mit ihren ſieben Begleiterinnen und ſprach:

Frau Edelſtein.

Grüß dich Gott, Frau Lureley fein,
Mit deinen ſieben Töchterlein,
Ich möchte gern berichtet ſeyn,
Ob fertig der Sarg von Elfenbein?

Da antwortete ihr

Frau Lureley.

Schön Dank, ſchön Dank, Frau Edelſtein!
Mit deinen ſieben Erdfräulein:

Zinnober, Naphtha und Asbeſt,
Queckſilber, die keine Ruhe läßt,
Spiesglanz und auch Marienglas,
Kobold, die lacht ohn' Unterlaß,
Nimm' hin den Sarg, er ſteht bereit,
Bei meiner Tochter Liebesleid.

Nun nahm Frau Edelſtein einen von den drei Särgen, die bei der Jungfrau Liebesleid ſtanden und legte dann mit Hilfe ihrer ſieben Mägdelein den Grubenhanſel hinein, worauf ſie mit demſelben durch die Thüre hinwegzogen.

Die Frau, welche hinter dem Kautzenveitel ſtand, hatte ſchöne braune Locken und blaue luſtige Augen; ihr ganzes Weſen war fröhlich und leicht und ſanft und heftig zugleich; ſie hatte einen Mantel von lauter Pfauenfedern an, und in jedem Ohre einen Kolibri hängen; auf dem Kopfe trug ſie einen rothen Kranz von Vogelbeeren, der mit glänzenden Federn umſteckt, eine Krone bildete. Sie ſprach zu Frau Lureley:

Frau Phönix Federſchein.

Grüß dich Gott, Frau Lureley fein!
Mit deinen ſieben Töchterlein,
Ich hätte gern von dir Beſcheid,
Ob mir auch ward ein Sarg bereit?

Da antwortete ihr

Frau Lureley.

Schön Dank, ſchön Dank, Frau Federſchein!
Mit deinen ſieben Luftfräulein:
Mit Pfauenauges Farbenblitz,
Mit Reiherbuſch und Schwalbenwitz,
Mit Turtel, Flämmchen, Nachtigall
Und Schwanenliedes Trauerſchall.
Nimm dir den Sarg, er ſteht bereit
Bei meiner Tochter Liebesleid.

Frau Phönix Federſchein empfing nun den zweiten elfenbeinernen Sarg von Jungfer Liebesleid, legte mit ihren Luftfräulein den alten Kautzenveitel hinein und zog mit ihm zu ihrer Thüre hinaus.

Nun war nur noch die Frau hinter Kohlenjockels Sitz übrig; aber ſie füllte mit ihrem Gefolge doch die ganze Stube aus; denn ſie waren meiſtens von einer lebendigen Art und konnten mit Geräuſch und Hin- und Herzucken gar nicht zur Ruhe kommen. Sie hatte hochrothe Locken, die ihr wie Flammen um das bewegliche Köpfchen ſpielten; ihr Antlitz glänzte wie eine Sonne und blaue Adern ſchoſſen wie Schlangen unter ihrer weißen Haut hin und her und war ſie ſo haſtig und lebendig, daß man ihr das Herz unter ihrem Röcklein von Asbeſt hüpfen ſah. Sie ſtürzte auf Frau Lureley zu und ſprach:

Frau Feuerſchein.

Grüß dich Gott, Frau Lureley fein!
Mit deinen ſieben Töchterlein,

Nun ſag mir gleich, ſag mir geſchwind,
Wo ich den Sarg bereitet find'?

Da antwortete ihr

Frau Lureley.

Schön Dank, ſchön Dank, Frau Feuerſchein!
Mit deinen ſieben Glutfräulein:
Mit Flämmlein und mit Fünklein klein,
Mit Lichterloh und Aſcherlein,
Mit Hitzenblitz und Rußerauch,
Und Fräulein Kohlenſchwärzel auch,
Der dritte Sarg ſteht dir bereit
Bei meiner Tochter Liebesleid.

Da fuhr Frau Feuerſchein mit ihrem Gefolge ſchnell auf den Sarg los; ſie faßten den alten Kohlenjockel und legten ihn hinein und eilten mit ihm ihre Thüre hinaus.

„Dieſe alten Herren haben nun alle ihre Ruhe," ſagte Frau Lureley, „und nun muß ich den zwölf frechen Mühlknappen, die mich ſo oft verhöhnt und verrathen haben, auch ihren Lohn geben;" da befahl ſie ihrem Töchterlein Liebesneid, welche die zwölf Mühlſteine bereitet, ſie ſollte vor jeden dieſer Knappen einen der Steine hinwälzen. Liebesneid trieb die Steine vor ſich her, und vor jedem Knappen blieb einer ſtehen. Da ſprach Frau Lureley:

„So viel Narren, ſo viel Kappen;
Auf, ihr alten frechen Knappen!

Fahret durch die breiten Kragen,
Die ihr ſollt wie Rathsherrn tragen,
Setzt euch um den Tiſch herum,
Sinnt und denkt und bleibet ſtumm.“

Nach dieſen Worten fuhren die zwölf Knappen mit ihren Köpfen durch die Löcher der Mühlſteine durch und ſetzten ſich wie zwölf Rathsherren mit breiten Kragen um den Tiſch ganz ſtockſtill herum, als hätten ſie eine große Sorgenlaſt auf den Schultern. Nun zog Frau Lureley mit mir und ihren ſieben Töchterlein durch die Thüre hinweg, durch welche Frau Mondenſchein gegangen war. Wir traten in eine ſchöne Kirche von wunderbar künſtlicher Bauart; ſie beſtand aus fünf Kapellen, die in der Geſtalt eines Kreuzes aneinander gebaut waren. Die mittelſte war höher und aus ihr überſchaute man die vier andern. Die Kapelle in der Mitte war ganz dunkelblau und mit einem Schimmer von Mondenſchein durchgoſſen; denn die Kuppel von blauem Glas war von einem vollen Monde und vielen Sternen erleuchtet; ihr Boden war mit lebendigen Blumen beſät und ſchien ein zarter Raſen zu ſeyn. Lämmer von Alabaſter lagen um einen marmornen Sprudelquell, der zu den Füßen eines künſtlichen Felſens von Blumen umwachſen murmelte; in dieſem Felſen aber lag der Leib des Mondenſchäfers auf den Sammtkiſſen, die mit Thimian und Würzkräutern ausgefüllt waren, und man konnte den

alten Herrn ſehr wohl durch einige Kryſtallſcheiben, die vor der Höhle angebracht waren, betrachten; auf dem Felſen aber ruhte ein Schäfer von Marmor; er hatte eine Flöte und einen Hund neben ſich und ſchien über dem Gemurmel der Quelle in angenehmen Träumen entſchlummert; über dem Eingange dieſer Kapelle aber ſtanden folgende Worte:

„Hier ruht Damon, der gute Hirt, der
erſte Fürſt von Staarenberg, er verlangt
nichts mehr zu wiſſen.“

Die Kapelle gegen Mitternacht war ganz finſter und Wände und Kuppel waren mit unzähligen Erzſtufen, Edelſteinen und Mineralien bedeckt, und der goldne Sarg, worin der Grubenhanſel lag, ſtand unter einem Gebäude von Kryſtall, auf dem ein Bergknappe ſaß von gediegenem Gold, der mit einem ſilbernen Grubenlichte auf dem Kopfe einen wunderbar zauberiſchen Schimmer über die funkelnden Wände warf; über dem Eingang dieſer Kapelle ſtanden die Worte:

„Hier ruhet Johannes, der emſige Bergmann,
zweiter Fürſt von Staarenberg, er verlangt
nichts mehr zu wiſſen.“

Hier traten wir in die Kapelle gegen Morgen; ſie war ganz eine große Laube von Marmor in durchbrochener Arbeit und die Räume zwiſchen den Zweigen und Blättern waren mit durchſichtigen rothen und ſaferanfarbigen Edelſteinen ausgefüllt; von außen aber

war die Kapelle mit unzähligem Rankengewächs um=zogen, und man glaubte, wenn man in der Mitte ſtand, in einer von der Morgenröthe durchſchimmerten Laube zu ſtehen; in der Mitte der Kapelle ſtand in einem goldenen Käfich von der ſchönſten Arbeit der Sarg, in welchem man den Leichnam des Kautzen=veitel in ſeiner Vogelſtellertracht ruhen ſah; über dem Käfich aber erhob ſich ein ſilberner Baum mit goldnen Blättern und Vogelbeertrauben von Rubin. Mitten in dieſem Baume ſaß ein Jüngling von Ala=baſter mit einer Eule auf der Hand, und alle Zweige des Baumes waren mit den ſchönſten künſtlichſten Vögeln bedeckt, die aus mancherlei Federn und Edel=ſteinen bunt zuſammen geſetzt waren. Uber dem Ein=gang der Kapelle aber ſtand:

„Hier ruht Veit, der Vogler, dritter Fürſt von Staarenberg, er begehrt nichts mehr zu wiſſen.“

Hierauf betraten wir die Kapelle gegen Mittag; ſie war aus glänzenden Schlacken erbaut, und mit mancherlei Schmelzwerk ausgeziert; ihre Kuppel be=ſtand aus feuerfarbenem Glaſe, durch das die Sonne in wunderbarem Glanze herein ſtrahlte; in der Mitte ſtand der Sarg des Kohlenjockels von goldenen Flam=men umgeben, und über ihm ſtand ein Jüngling von Erz, der in den Händen ein Becken voll lebendigen Feuers trug — über dem Eingang ſtanden die Worte:

„Hier ruht Jakob, der Köhler, der vierte
Fürſt von Staarenberg, er verlangt nichts
mehr zu wiſſen.“

Alle dieſe Kapellen war ich an der Seite der ſchönen Frau Lureley durchwandelt und nun traten wir in die letzte gegen Abend. Sie war von weißem Marmor und ruhte auf goldnen Säulen, welche Garben vorſtellten; in der Mitte durchfloß ſie eine luſtige Quelle, die ein ſilbernes Mühlrad trieb, das mit harmoniſchen Schellen behängt, ein liebliches Getön hervorbrachte; ſonſt war noch kein Sarg hier und kein anderes Bild, auch keine Inſchrift ſtand über dem Eingang.

Als die blonde Frau herein trat, ward ſie ſehr traurig und weinte, und ſagte zu mir: „Radlauf, gib mir die Gebeine des ſchwarzen Hans.“ — Ich gab ſie ihr, ſie benetzte ſie mit ihren Thränen, legte ſie in die goldne herzförmige Kapſel, die ihr Mägdlein Liebeseid geſponnen hatte, und hängte ſie über dem Rade an einer ſilbernen Kette auf, die von der Decke herab hing. In dem Augenblick ſtürzte ein ungeheurer Schwarm von Staaren mit durchdringendem Geſchrei durch die offne Kuppel der Kapelle, und Lureley ſprach zu ihnen:

„Die Tage der Rache ſind zu Ende, ihr treuen Diener eures unglücklichen Herrn! gehet auf den Hof des Schloſſes, ich will euch ſeinen frommen Sohn vorſtellen.“ — Nach dieſen Worten hoben ſich die

Staare von dannen und ſie ſprach zu mir: „Mein theurer Radlauf! erſchrecke nicht über das, was ich dir ſagen werde, unterbrich auch nicht meine Rede mit Worten und Fragen und Ausrufungen; ſobald du redeſt, muß ich dich verlaſſen, und du zerbrichſt ein Werk, was dich und mich beglücket; reiche mir deine Hand, umarme mich, o komm an mein Herz, ich bin deine Mutter.“ Hier ſchloß ſie mich in ihre Arme; Schauer und Entzücken nahmen mir die Sinne; aber ſie benetzte mein Antlitz mit dem Quell, und mir ward unendlich wohl — dann fuhr ſie fort: „Der ſchwarze Hans, den wir hier begraben haben, iſt dein Bruder; hier dieſe Kapelle iſt die Grabſtätte deines Vaters, noch ruht er nicht hier, noch lebt er, du wirſt ihn noch einmal umarmen; noch mehr Geſchwiſter haſt du, du ſollſt ſie alle ſehen; in wenigen Stunden muß ich dich verlaſſen; drum bleibt mir nicht die Zeit, dir Alles zu erklären, was dich heute mit Erſtaunen erfüllt; aber bald ſeh ich dich wieder, und du lernſt mich kennen, jetzt folge mir, daß ich dich deinen Unterthanen vorſtelle, die dich erwarten.“

Stumm und erſchüttert, mehr durch ihre Erzählung, als durch ihr Gebot zu ſchweigen, folgte ich ihr in der Begleitung ihrer ſieben Jungfrauen. Wir gingen aus der Kirche hinaus; auf ſchönen reinen Treppen ſtiegen wir zu hinteren Terraſſen mit mancherlei Bildſäulen und ſchönen Gefäßen, aus denen Waſſer ſprudelte, geſchmückt; ſo gelangten wir durch geräumige

Vorſäle in prächtig geſchmückte Gemächer, die bequem und vornehm an einander gereiht, auf bunten Teppichen durchwandelt wurden, bis ſie auf einer großen Marmorgallerie wieder zu Tage liefen. Von dieſem Standpunkte überſah man den grünen Spiegel des See's und das jenſeitige Waldgebirge, das ſo zu ſagen erſt die Folge dieſer Säle beſchloß; aber hinausgetreten auf den Balkon, erblickte ich den Hof des Schloſſes und die ihn umgebenden Gärten und Terraſſen mit einer Menge von Menſchen bedeckt, die mit Hüten und Tüchern wehend einem freudig ſtürmenden, jauchzenden Meere glichen, das mit tauſend Wogen des Jubels an mein beſtürztes Herz ſchlug, und immer: Heil! Heil! unſerm Fürſtenſohne, Heil! Heil! ſeiner Mutter, rief.

Die liebe blonde Mutter aber ſprach zu mir: „Sage mein Sohn, an wen gedenkſt du jetzt, du der kummervoll und arm war, und jetzt mit allem weltlichen Entzücken berauſcht iſt?" — Da ſprach ich: „Daß der Vater lebt, iſt mir lieb; daß ich meine Mutter ſehe, iſt mir ſüß; aber ich wollte, ich wäre am Rhein und dieſes Schloß wäre meine Mühle und dieſes Volk wäre der Rhein; Ameley wäre in ſeinen Wellen, ich ſtürzte hinein, trüge ſie in meinen Armen auf die Wieſe ans Ufer, und ſähe in ihre holdſeligen Augen; ach! das wäre ſüßer als Alles." — Darauf ſprach meine Mutter: „Du biſt der treueſte Mann, und glücklich die dich liebet; bald ſollſt du ſie wieder-

ſehen.“ Dann ſprach ſie zu dem Volke: „Rüſtet das Land und das Schloß, in wenigen Tagen kehret euer Herr zurück.“ Somit wendeten wir uns um und gingen durch die Gemächer, über die Treppen, durch die Kirche, hinab in das Gewölbe, wo die zwölf Knappen um den Tiſch ſaßen, wie Rathsherrn. „Nun,“ ſagte Lureley, „muß ich dich verlaſſen, bitte dir eine Gnade aus, bald ſehe ich dich wieder.“ — Ich wußte über alle dieſe Herrlichkeiten nicht, was ich begehren ſollte, und da ich die zwölf alten Knappen ſo gewaltig be- ſorgt ſitzen ſah, ſagte ich: „Verzeihe dieſen armen Schelmen und laſſe ſie deiner Milde genießen, und ſchenke ſie mir zur Begleitung, daß ich nicht ſo müh- ſam nach Hauſe ziehen muß.“ — Da umarmte ſie mich und küßte mich und verſchwand; ich aber wußte nichts mehr von mir, ein wunderbarer Schlaf befiel meine Augen.

Vom Tanz der Frau Mondenſchein und wie ſie ihren ſieben Töchterlein ihre und des Mondenſchäfers Geſchichte und den Fluch der Frau Aglaſter erzählt.

Als ich erwachte, lag ich am Eingang eines Waldes in dem Schatten einer ſich weitausſtreckenden Eiche, und um mich her ſtanden zwölf ehrbare Ritter; dieſelben, die mich hieher zu euch geleiteten, ihre Roſſe ſtanden an den Bäumen umher gebunden; ſie grüßten mich als Fürſten von Staarenberg und fragten: „Wohin geht unſer Weg?“ Ich ſagte: „Wir ziehen zum Rhein“ — und ſomit beſtiegen wir unſere Roſſe und zogen fröhlich durch die geſegneten Thäler hinab.

Als am Abend die Sonne hinab ſank über einem ſpiegelglatten Landſee, machten wir Halt an einem bequemen Ort; ich befahl meinen Gefährten das Lager zu rüſten und das Abendbrod zu bereiten; ich ſelbſt aber wollte gehen, mich in den ſchimmernden Wellen des Sees badend zu erquicken, und meiner theuren Ameley zu gedenken. Trauernd ſchlich ich am Ufer durch die düſtern Erlen dahin, entkleidete mich auf dem Raſenufer einer kühlen Bucht, und tauchte mein ſehnſüchtiges Herz in den labenden Spiegel des Sees.

Schon war die Sonne hinabgeſunken; das Lied der Vögel verſtummte; ein leiſer Wind trieb die Wellen gräuſelnd gegen meine Bruſt; der Abendſtern ſtand lächelnd über dem jenſeitigen Berg; eine wehmüthige Luſt durchdrang mein Herz bei dem Klange einer Hirtenflöte, die in der Gegend über die Wieſe hinſpielte.

O ſüße Ameley! rief ich aus, und indem ich meine Arme in den Wellen ausbreitete, als wollte ich ſie an mein Herz ſchließen, und dieſe Bewegung oft wiederholte, begann ich zu ſchwimmen und richtete meinen Weg nach einer anmuthigen Inſel, die von Erlen umgeben in der Mitte des Sees lag. — Hier ſetzte ich mich in den Arm einer hohen Weide, die ſich gekrümmt über das Ufer des Sees vorlehnte, und ihr zartes Laub in die Wellen ſenkte, wie eine Jungfrau, die ſich weinend ihre Locken wäſcht; und ganz eingeſchleiert von den dichten Blättern des Baumes ſchaute ich trauernd bald über die Fläche des Sees, auf der ſchon der bleiche Mond und die Geſtirne ſich ſpiegelten, bald über die entſchlummerten Blumenglocken der Inſel, die einen von Büſchen geſchmückten Weidenraſenplatz bildete; ſo ward ich Zeuge eines reizenden Schauſpiels.

Die Frau Mondenſchein, die ich mit ihren ſieben Mägdlein in der Gruft geſehen, wandelte über die Wipfel der Bäume daher; die Zweige die ſie berührte, ſchimmerten mit ſilbernem Glanz und die Nachtigallen

begannen in den Büſchen zu ſingen, und ſchienen mir immer Ameleya! Ameleya! zu rufen.

Als aber die wunderbare Frau mit ihren Geſpielen auf den Grashalmen und Blumenkelchen hinwandelte, erwachten die Heimchen, und begannen ein ſüßes vertrautes Geſchrille; die Quellen murmelten traulich und das Echo zitterte das träumende Luſtgeräuſch wieder; die Mägdlein aber umgaben einen ſchönen grünen Raſen, und in ihrer Mitte ſchwebte Frau Mondenſchein und ſang alſo:

„Nochmals laßt mit zarten Füßen
Uns im Thau die Kreiſe ziehen,
Nochmals uns die Blumen grüßen
Und dann von der Erde fliehen,
Von der Erde, die betrogen
Unſer helles leichtes Herz,
Uns vom Lichte abgezogen
Zu der Tiefe finſterm Schmerz;
Reihet, reihet meine Schweſtern!
Und ich ſing mein irdiſch Weh;
Ach! vierhundert Jahr wie geſtern
Ich mir heut verſchwunden ſeh.“ —

Nun tanzten die ſieben Mägdlein um ſie her und eine jede that, was ihres Amtes war. Spinnenſeil trug einen ſilbernen Rocken, von dem ſie feine Fäden zog und damit den Tanzplatz umgab. Dazu ſang ſie:

„Daß kein Kobold ungeladen
In der Elfen Tanz eingeh,
Zieh ich einen Silberfaden

Jetzt von Blum zu Blum im Klee,
Spinnerin bin ich, Fädlein ſpinn ich;
Weberin web ich, rings umſchweb ich,
Unſern Tanz ſo fein und ſinnig
Rings mit ſichrem Netz umgeb ich."

Schneckenpfeil aber war mit Bogen und Pfeilen wie eine rüſtige Jägerin bald hier bald dort, und wies eine Menge von Fledermäuſen, Nachtſchmetterlingen, Eidexen und andern unbequemen Gäſten, die der Glanz der Frau Mondenſchein herbei lockte, mit ihren Pfeilen zurück, wozu ſie ſang:

„Eines kräftgen Käfers Zange
Iſt mein Bogen; Spinnenſeil
Drehte Fäden mir zum Strange
Und ich ſchieß den Schneckenpfeil;
Pfeile ſpend ich, von uns wend ich
Eidex, Kauz und Fledermaus;
Alle blend ich, alle ſend ich
Witzig ſpitzig bald nach Haus."

Die dritte Jungfrau aber, welche Mottenflügel hieß, ſchweifte von Blume zu Blume, und ſammelte den Thau, und beſtreute mit ſeinen Perlen den Raſen um Frau Mondenſchein her, wie man die Tanzböden gegen den Staub zu beſprengen pflegt; ihr Geſang aber lautete alſo:

„Ich beſtehl im Thal am Hügel
Alle Blümelein im Traum,
Schüttle Perlen von dem Flügel

Hier in unſres Spieles Raum;
Perlen ſetz ich, leis benetz ich
Unſre Au mit kühlem Thau,
Daß ihr Füßlein nicht verletz ſich
Mondenſchein, die zarte Frau."

Palmkätzchen, die vierte Jungfrau, trug allerlei weiche Blüthenflocken, zarten Flachs und Flaum herbei, und breitete Teppiche zum Sitzen der Frau Mondenſchein aus; auch verſtopfte ſie die Glocken der Blumen aus einer übertriebenen Sorge, ſie möchten vom Tanze bewegt läuten und die nächtliche Feier verrathen, bei welchem Geſchäfte ſie folgendermaßen ſang:

„Flachs von fauler Dirnen Rocken,
Flaum von zarter Knaben Kinn
Stehl ich, ſtreue weiche Flocken
Unter eure Füße hin.
Weit her ſchlepp ich euch den Teppich,
Daß ihr nicht zerreißt die Socken
An dem Eppich — Wolle ſtepp ich
Ins Geläut der Blumenglocken."

Die fünfte Jungfrau, Blumenfädchen, ſammelte allerlei Wohlgerüche, die ſie auf einem Rauchfaß, das ſie in Geſtalt einer Roſe in der Hand ſchwenkte, auf dem Tanzraum mit folgendem Geſange verbreitete:

Ich umſchweb die Blumenkelche,
Raube ihnen ſüßen Duft,
Schwenke, daß das Feſt hoch ſchwelge
Dann mein Rauchfaß durch die Luft.

Ich bin luſtig, Roſe ruft mich,
Mir winkt Lilie, ſeufzt Viole,
Rings ſüß duftig mach die Luft ich
Euch ums Haupt und um die Sohle.“

Ihr folgte in emſigem Geſchäfte die ſechste Jungfrau, Johannislicht; ſie zündete rings im Gras und in den Büſchen kleine ſchimmernde Lichter an, machte kleine Laternen aus den Kelchen der Glockenblume, und ließ eine Menge leuchtender Funken die verſchiedenen Kreiſe des Tanzes, wie ein Feuerwerk auf dem Teppich der Nacht, hinſchweben, wobei ſie alſo ſang:

„Ich begleite mit Gefunkel
Eure Füße auf dem Plan,
Zünde rings im Nachtesdunkel
Tauſend bunte Lampen an.

Es umgränze und umglänze
Duftberauſcht und mondlichttrunken
In dem Lenze unſre Tänze
Glühend der Johannisfunken.“

Die ſiebente Jungfrau, der fliegende Sommer, auch Altweiberſommer genannt, brachte einen ſchönen Schleier heran, und reichte ihn der Frau Mondenſchein, die ihn traurig anlegte, wozu ſie ſang:

„Frühling war ein luſt'ger Freier,
Sommer ernſt ein Ehemann,
Herbſt webt ſchon den Wittwenſchleier
Und der Winter legt ihn an.

Jungfraun lauern hinter Mauern
Unterm Schleier auf den Freier;
Wittwen trauern und bedauern
In dem Schleier Todtenfeier!“

Als Frau Mondenſchein den Schleier angelegt hatte, tanzten die Jungfrauen um ſie her, und die Heimchen grillten im Takte, wozu Frau Nachtigall bald luſtig ſchmetterte, bald in ſüßen Klagen zu zerfließen ſchien; endlich aber verſtummte die Muſik und die Tänzerinnen wurden ruhig, der Mond trat hinter die Wolken; die leichten Frauen allein warfen einen milden Schein auf Blumen und Gras, aber keinen Schatten; da ſprach Frau Mondenſchein alſo:

„Meine lieben Mägdlein, jetzt iſt die Stunde, wo ich euch endlich erzählen kann, was mich ſchon vierhundert Jahre lang ſo traurig macht; mein Leid iſt vorüber, morgen iſt Alles vergeſſen, morgen bin ich wieder jung, neu und glücklich.

Vor vierhundert Jahren hatte ich noch keine Geſellinnen, ich war einſam und allein, und wandelte ſehnſüchtig und träumend hier auf dieſer Inſel umher, die mir beſonders lieb war; aber ſie war damals noch keine Inſel, der Raum zwiſchen hier und dem jenſeitigen Ufer war ein wildes Felſenthal, und hier war eine anmuthige Bergwieſe. Viele Jahre beſuchte ich dieſen einſamen Fleck, und badete mich Nachts in dem Brunnen, der dort am Fels hinter den Erlen quillt; — als ich einſt traurig über meine Einſamkeit in dem

Bade ſaß, bekam ich plötzlich eine Geſellſchafterin. Frau Echo, die lange in dem Felſen geſchwiegen hatte, erwachte plötzlich und ſang mir die Melodie einer Hirtenflöte ins Ohr, die vom jenſeitigen Ufer ertönte; lange lauſchte ich entzückt ihren Tönen, und weinte, als ſie leiſer, immer leiſer wieder verſtummte. Ich, die nicht wußte, wo der ſüße Klang herkam, irrte und ſuchte rings umher; ſieh! da eilte am Rande dieſer Wieſe mir ein ſilberweißes Lamm entgegen; ihr könnt euch denken, wie ich entzückt war, einen ſo lieblichen Geſpielen in meiner Einſamkeit erhalten zu haben; — ich pflegte und liebkoste mein Lamm, als wenn es mein Brüderchen wäre; führte es zur Weide, wo das Gras am zarteſten, die Kräuter am gewürzigſten waren, und hatte meine Freude viele Tage mit ihm. Seit das Lamm bei mir war, ſang mir Frau Echo täglich das Flötenlied vor und ich bemerkte, daß mein kleiner Geſpiele dann immer ſehr unruhig ward nnd ſehnſüchtig blöckte. Auch ſtellte ſich nun Frau Nachtigall ein, und ſang mit Frau Echo um die Wette, und ſo entſchlummerte ich einſtens hier auf dem Hügel, das Lamm in meinem Arm in ſeligen Gedanken.

Ich mochte kaum einige Minuten geſchlafen haben, als das Lamm plötzlich ſich aus meinen Armen riß und vor mir herſtürzte; auch ich ſprang auf, denn neben mir ſtand ein junger Schäfer, ſchön und freundlich; das Lamm war ihm entgegen geſprungen, und

eine fröhliche Heerde tummelte ſich auf der Wieſe umher. Er grüßte mich freundlich und ſagte mir, das Lamm, das ſich nämlich von ſeiner Heerde verloren, habe ihn hieher gelockt, und er danke mir, daß ich es ſo gütig gepflegt. Wir wurden bald bekannt; er verließ mich am Morgen mit dem Verſprechen, am Abend wiederzukehren. Mit Sehnſucht erwartete ich den Abend. Damon kehrte zurück, wir erzählten uns Märchen, ſangen uns Lieder, flochten Kränze und waren ſelig. Oft hatte er mich beſucht; bald aber kam die Stunde, daß er mich nie verlaſſen ſollte. Als wir einſt hier am Hügel neben einander entſchlummert waren, es war ſchon gegen Morgen und die Sonne trat ſchon hinter den Bergen hervor, erweckte uns ein heftiges Geräuſch; wir ſahen die Heerde erſchreckt vor uns herſtürzen und folgten ihr ängſtlich nach dem Rande dieſer Wieſe; denn über uns war ein großer Bach entſprungen, der ſich wild zu dem Felsthal hinabſtürzte; er ſchien uns boshaft zu verfolgen; ich hätte zwar leicht entſchweben können, aber mein Damon war mir zu lieb und ich wollte ihn nicht verlaſſen; blindlings folgten wir der Heerde, die ſich in eine weite Felſenhöhle flüchtete.

Kaum waren wir hineingetreten, als von dem Sturm der Schaafe aufgeſtört eine Wolke von Staaren über uns her zu der Höhle hinaus flog; wir faßten uns feſt in die Arme, um nicht umgeworfen zu werden. So von den blöckenden Lämmern umdrängt hatten

wir uns kaum eine kleine Weile erholt, als plötzlich über die Höhle und ihren Ausgang nieder das Waſſer in das Thal ſtürzte, und den Ausgang verſchloß. — „Damon,“ ſagte ich, „wie iſt dir? wir ſind gefangen.“ Er aber antwortete: „Mir iſt wohl in dieſer feſten Burg mit kryſtallner Thüre; an deiner Seite bin ich wie ein König; dieſe Lämmer ſind ein liebes lenkſames Volk, und ich will uns ein Troſtlied ſpielen.“ Da ſetzte er ſeine Hirtenflöte an die Lippen und ſpielte ein wunderſüßes Lied, das Frau Echo aus geheimen Gängen der Höhle wiederholte, und das rauſchende Waſſerthor und das Blöcken der Lämmer begleiteten: da ſagten wir uns, wir wollten immer beiſammen bleiben. Das niederſtürzende Waſſer mehrte ſich, und wir mußten uns in der Höhle einrichten, ſo gut als wir konnten. Damon fand einige anliegende Gewölbe und trieb die Schaafe hinein; viele Kräuter wuchſen am Eingang, und Laub hing von überhängenden Büſchen herein; der Waſſerſturz drängte die Zweige herab, und Damon als ein treuer Hirt ſtreifte das Laub ab und ſammelte die Kräuter und machte Bündelchen daraus, um die Schaafe in Hungersnoth zu friſten; ſie leckten dazu das Salz, das an den Wänden ausgeſchlagen war. Er ſelbſt nährte ſich von den Staareneiern, die in vielen Neſtern an der Felſenwand waren. So lebten wir einige Tage, und das Sonderbare unſerer Lage gefiel uns noch immer wohl.

Am dritten Morgen hatte Damon ſo eben in der düſteren Höhle aus einem beſonders ſchönen Neſte ein Ei genommen, als wir bemerkten, daß der Waſſerſturz vor dem Eingang dünner geworden war, und einen Durchgang bildete; ſchnell eilten wir hinaus und ſahen in eine ganz veränderte Gegend: das Felſenthal ringsum hatte ſich in einen See verwandelt, ein Regenbogen ſtand über uns ausgeſpannt, und Tauben ſchwebten über den Spiegel.

„Sieh da!" ſagte Damon, „der Himmel ſelbſt will, daß wir beiſammen bleiben; dieſe Höhle iſt eine Inſel geworden, ohne Schwimmen kann ich mit der Heerde nicht mehr hinüber. Der Ort ſchickt ſich gut zu meiner Nahrung, auf dieſem Eiland eſſe ich mein Ei," und ſomit knickte er das Ei, das er in der Hand hatte, an einer ſcharfen Stelle des Felſens, brach es in zwei Hälften und ſchlürfte es aus.

Kaum aber hatte er dieſes gethan, als eine ſchwarze Wolke den Himmel bedeckte und mit einem wimmernden Geräuſch nahte, und ſieh! es war der große Staarenſchwarm, der über uns her mit ſtürmender Haſt in die Höhle kehrte. Die geflügelte Windsbraut zog uns mit in die Höhle, und Damon warf ſich vor ihrem Ungeſtüm platt an den Boden in einen Winkel; ich ahndete wunderbare Dinge und berührte Damon mit meinem Fuß, auf daß er entſchlummerte und nicht hören möge, was er nicht ändern konnte, und er ſank in einen tiefen Schlaf.

Mit wildem Geſchrei flatterten die Vögel durch die Höhle hin und her, und wehklagten über ihre zerſtörten Neſter, und ergrimmt hackten ſie ſich in die Wolle der Schaafheerde feſt, die geängſtigt unter Geblöck aus der Höhle heraus ſtürzten, und ſich über den Hügel zerſtreuten; und da die größere Anzahl der Staare ſie verfolgend die Höhle verlaſſen hatte, kam ein größerer Vogel, der ein Krönchen auf ſeinem Haupt hatte, heftig gegen mich angeflogen; erſt umſchwebte er mich mit großem Wehgeſchrei, und holte dann die zwei halben Eierſchalen, die vor dem Eingang auf dem Felſen lagen, legte ſie auf einen Steinvorſprung vor ſich nieder und brach in folgende Worte aus:

„Weh! weh! Frau Mondenſchein!
Was that ich Ihr zu Leide,
Daß ſolche Noth und Pein
Ich Aermſte durch Sie leide!
Mein Ei! mein Wunderei!
Zerbrochen und verzehret!
Der Staaren Bau zerſtöret!
O höre mein Geſchrei,
O Cisio Janus ſteh mir bei!

Schwärmerin! Härmerin!
Gleicherin! Schleicherin!
Schweigerin! Schmachterin!
Trachterin! Heuchlerin!
Schmeichlerin! Träumerin!
Säumerin! Hehlerin!

Stehlerin! Grüblerin!
Lieblerin! Rührerin!
Verführerin! Sehnerin!
Gähnerin! Thränerin!
Scheinerin! Meinerin!
Schläferin! Schäferin!
Weh! weh! mein Wunderei!
O Cisio Janus ſteh mir bei!“

Und ſo ſetzte ſie in ihrer Staarenſprache immer mit Wehklagen und Schmähworten abwechſelnd ihr Hilfsgeſchrei nach Cisio Janus fort. Mich jammerte das arme betrübte Mutterherz, ich unterbrach ſie nicht in dem erſten Ausbruch ihres Wehs; aber ich ergoß meine tröſtendſten Strahlen durch die Höhle. Die Sonne war untergegangen, die Sterne traten am Himmel hervor und beſahen ſich verwundert in dem neu entſtandenen Waſſerſpiegel; es war, als drängten ſie ſich dicht zuſammen, und als ſchaue einer dem andern über die Schultern. Und ſie blitzerten ſo friſch, frei und freundlich, als gefielen ſie ſich wohl. Da ſchaute ich den ſchlafenden Damon mit meinen tiefſten Augen an, und er verſtand meinen Willen. Träumend ergriff er ſeine Hirtenflöte und ſpielte eine ungemein rührende Melodie. Nach einer kleinen Weile milderte ſich ſchon das Klaggeſchrei der Staarenkönigin, und bald war es nur ein einzelnes Schluchzen und Seufzen; ſo oft ſie aber wieder die zerbrochene Eierſchale betrachtete, ſchrie ſie von Neuem: „Mein

Ei! mein Wunderei! O Ciſio Janus ſteh mir bei!" und begann eine neue Reihe von Schmähworten gegen mich, die ſich aber immer milderten, und ich hörte zuletzt gar das Wort Tröſterin von ihrem Schnabel erklingen; worauf ſie ganz verſtummte, und aufmerkſam mit gewendetem Kopf wie andere Staare zuhörte, als wolle ſie ein Lied lernen; viele andere Staare kamen leiſe herein geſchlüpft und ſetzten ſich hie und da wie ſtudirende wißbegierige Männchen umher und drehten den Kopf bald links, bald rechts, fingen auch an hie und da ein Endchen der Liederweiſe nachzupfeifen.

Wie wird mir? Wer wollte wohl meinen,
Wenn winkend aus wiegendem See
Süß ſinnend die Sternelein ſcheinen,
Werd' heiter, weich' weiter du wildwundes Herz.

Komm Kühle, komm küſſe den Kummer,
Süß ſäuſelnd von ſinnender Stirn,
Schlaf ſchleiche, umſchleire mit Schlummer
Die Schmerzen, die ſchwül mir die Seele umſchwirrn.

Flöß flehend du Flötengeflüſter
Mir Himmel und Heimath ans Herz,
Leucht lieblich und liſpele düſter
Und fächle, daß lächle im Schlummer der Schmerz.

Sieh! ſind ſchon die Sonnen geſunken,
Glück glimmet in Abendlichts Glut
Und Finſterniß feiert mit Funken,
Licht locket ins Leben das liebende Blut.

Wir wanken in wohnſamer Wiege,
Wind weht wohl ein Federlein los,
Wie's wehe, wie's fliege, wie's liege,
Fein fiel es und ſpielt es dem Vater im Schooß.

Bis hieher hatte die Staarenkönigin ſich beruhigend, mein Troſtlied gehört, als ſie aber die letzte Strophe nachſchwätzen wollte, brach ihr Leid wieder aus, und ſie ſagte nur weniger heftig als im Anfang:

„Weh! mein Ei! mein Wunderei!
So grauſam zu zerbrechen,
Vom Federlein dann ſprechen,
Das fort geflogen ſey.

So könnt ein Jeder ſprechen;
Und eines Schäfers Magen
Nennt Sie des Vaters Schooß!
Frau Mondſchein, ich muß ſagen,
Der Unterſchied iſt groß,
Die Aehnlichkeit kurios!"

Ich danke Ihr für das ſchöne Troſtlied, es hat mir bis auf den ſeltſamen Schluß ganz wohl gethan; aber ich weiß wohl, der Mondſchein erlaubt nicht, etwas genau zu unterſcheiden. So wiſſe Sie denn, ich bin die Staarenkönigin Aglaſter, und Ihr tölpelhafter Schäfer hat mit dieſem Ei die Hoffnung der Welt, den künftigen Regenten des Staarenvolkes vernichtet. Es war dieſes Ei aber ein Schickſalsei, gar wunderbar gezeichnet, und wenn erſt Herr Cisio Janus kommt,

der wird Ihr ſchon auslegen, was der Schäfer gethan hat.“

Ich erwiederte hierauf: „War es ein Schickſalsei, ſo hat Damon ein Schickſal mit ſich verbunden; o ihr edles ſchwarzgefiedertes Staarenvolk willſt du deiner Königin Sohn dienen, wo er auch ſey?“ —

Auf dieſe Frage erhob ſich ein allgemeines Geſchrei der Staare: „Das wollen wir, das wollen wir!“ — „Wohlan,“ fuhr ich fort, „ſo gehorchet ihm in dem edlen Schäfer Damon, mit welchem ſich dieſes Schickſalsei verbunden hat, was wahrlich ein Schickſal zu nennen iſt, ein unabänderliches, unverſchuldetes und recht gutes; denn ihr werdet in ihm einen weiſen und milden Regenten haben, und in mir, ſeiner Braut, eine wohlthätige Mutter. War es eurer guten Königin Aglaſter nicht vergönnt, aus dieſem Schickſalsei einen Staarenprinzen zu brüten, ſo hat mir der Himmel doch verliehen, euch alle in Menſchen zu verwandeln, was ihr in euren Voreltern geweſen, und ich will euch gründen ein Land Staaren, und ihr ſollet Weizen und Korn bauen nnd Weinbeer eſſen in alle Ewigkeit.“

„Weinbeer! Weinbeer! Vivat Prinz Damon!“ ſchrie das Staarenvolk nun allgemein. Frau Aglaſter aber war ganz anderer Meinung, ſie ſchüttelte mit dem Kopf und ſagte: „Ich habe mich hinreichend überzeugt, daß man eher bei Menſchen Staarenverſtand, als bei den Staaren Menſchenverſtand findet,

und ſo wäre es beſſer, Damon würde ein Staar und verbände ſich mit mir, die eine arme Wittib iſt, euch zu regieren.“

Ueber dieſen Vorſchlag lachte und ſchrie das ganze Volk, ſie ſagten, das hieße vom Pferde auf den Eſel kommen, und ſchrien fortwährend: Vivat Weinbeer, Weizen und Menſchenverſtand! —

Da war die ganze gute Stimmung der Frau Aglaſter vorüber, und ſie rief wieder: „Mein Ei! mein Wunderei! Komm Cisio Janus ſteh mir bei!“ — Ich aber ſagte: „Ei was, es fällt kein Sperling vom Dach ohne Gotteswillen“ — und wollte mich entfernen, da erwiederte ſie: „Vorhin ſpracht Ihr von einem Federchen, jetzt iſt es ſchon ein Sperling; aber es iſt hier von einem Schickſalsei und einem Neſt die Rede, das kein Dach iſt.

„Höret, höret!
Es iſt leicht ein Ei zu kauen;
Aber was im Ei gelebt,
Läßt ſich nicht ſo leicht verdauen;
Denn es wird ſein Ziel erſchauen,
Was da lebet, was da ſchwebt.
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waiſen bei!

Höret, höret!
Aeußrer Faden abgeriſſen
Spinnt ſich weiter innerlich

Und der leicht verſchluckte Biſſen
Wird nach Wiſſen und Gewiſſen
Einſt auch wieder äußerlich.
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waiſen bei.

Höret, höret!
Dieſes Leben, das im Eichen
Ihr verzehret, war beſtimmt
Nach der Schale Wunderzeichen
Viel Verkehrtes auszugleichen,
Was nun andre Wege nimmt:
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waiſen bei.

Ein Geſchick habt ihr verſchlungen,
Schien es gleich nur Staarenei,
Was ſein Flügel hätt' geſchwungen,
Was ſein Schnabel hätt' geſungen,
Das iſt darum nicht vorbei:
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waiſen bei.

Was dem Staar war zu verzeihen,
Neugier, Glanzſucht, Plauderei,
Wird manch Menſchenherz entzweien,
Daß es muß zum Himmel ſchreien,

Weh um die Verrätherei!
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Steh den Wittwen und Waiſen bei.“

Während Frau Aglaſter mit aller traurigen Majeſtät, deren ein kinderlos, verwittwetes, gekröntes Staarenhaupt fähig iſt, dieſe prophetiſche Weheklage ausſeufzte, hörte ich mehrmals ein entferntes Stöhnen wie eines Mannes, der auf mühſamem Wege begriffen iſt, und bei dieſem Stöhnen ward ihr Ruf immer heftiger. Schon wollte ich fragen, wer iſt nur der Cisio Janus, der ſo lange ausbleibt?! — Da ſagte ſie, als wiſſe ſie meine Frage ſchon: „Sparen Sie die Frage, hier iſt er ſchon.“ In dieſem Augenblick kam ein Mann herein, der mich arme Frau Mondenſchein, welche damals eine gar ſchüchterne Braut war, in eine ungemeine Verlegenheit ſetzte; es wurde mir, als kenne er mich durch und durch in allen meinen vier Vierteln, alle meine Conjunktion, Complexion, Temperament und Leidenſchaft. Es wurde mir ganz kurios zu Muthe; denn es war mir, als ſchaue mir der Herr Cisio Janus bis in das feinſte Strählchen meines Innern hinein. Ihr wißt wohl, wie einem zu Muthe wird, wenn man eben ſehr ſuperfein und engelrein wie Edelſtein und Elfenbein und Heiligenſchein in der Nähe werther Freunde ſich zieret, und es tritt der Hofmeiſter herein, der einen abgeſtraft; der Hausarzt, der einem

den Buckel, die ſchiefe Hüfte, die hohe Schulter vertrieb, und Inneres und Aeußeres eingerichtet hat; der Zahnarzt, Nägel- und Hühneraugen- und Staarſtecher, der einen reparirt hat; oder die Kleiderhändlerin, die einem den Prachtanzug gebracht hat, oder die Näherin käme und ſagte: das Hemd iſt gar nicht mehr zu flicken, und breite es vor Jedermann aus, und dergleichen menſchliche Haushaltungsfälle, die einem das Blut in die Wangen treiben."

„O ja, wir wiſſen ſchon, wir wiſſen ſchon, es iſt zum Sterben!" riefen die Fräulein. „Aber wie geſchah das durch den fatalen Herrn Cisio Janus ſo? wie ſah er denn aus? Wer iſt er? Wie wußte er das? Lebt er noch? Könnte er jetzt wieder kommen? Ach, wenn er doch ſäße, wo der Pfeffer wächst!" — So fragten alle die Hoffräulein durcheinander und drängten ſich ängſtlich an Frau Mondenſchein heran, als ſey der Herr Cisio Janus, der Alles wiſſe, ſchon in der Nähe.

Frau Mondenſchein lächelte über die Beſorgtheit ihrer Dienerinnen, und mit ihrem Lächeln kam eine innige ſüße Ruhe über alle, und ſie waren wieder zufrieden; das artige Mäulchen, das ſie im Lächeln machte, erinnerte mich an die freundliche Prinzeſſin Ameleya, wie ſie ſich ſo lieblich umſchaute, da ich armer Radlauf ihr die naſſe Schleppe trug nach ihrer Errettung aus der Rheinfluth, damit ſie ihr nicht ſo an die Beine ſchlagen ſollte.

„Beruhigt euch ganz,“ fuhr Frau Mondenſchein fort, „Herr Ciſio Janus lebt nicht mehr; ihr werdet hören, wie es ihm ergangen. Ich zog mich, als ich Fußtritte hörte, etwas hinter den Schäfer Damon zurück, und ſiehe! da trat ganz außer Athem ein Mann herein, nicht jung und nicht alt; er ſah aus, wie einer, der alle Tage anders iſt und doch immer einerlei; wie einer, der ewig fortfährt und am Ende wieder von vorn anfängt. Sein Mantel hatte drei Bahnen, ſein Hemd hatte drei Bahnen, ſeine Hoſen hatten drei Bahnen; jede dieſer 12 Bahnen war von anderer Farbe, und in vier gleiche Felder getheilt; jedes dieſer Felder wieder in ſieben Feldchen, und jedes dieſer ſieben Feldchen in vier und zwanzig halb helle und halb dunkle Würfel; alle dieſe kleinen Felder auf den Kleidern des Herrn Ciſio Janus waren mit den Todesanzeigen vieler berühmten Leute beſteckt, deren Geiſter ihn jährlich einmal am beſtimmten Tage beſuchen. Wenn dieſes beſonders ausgezeichnete Leute waren, ſo waren die Anzeigen von rother Farbe.

Alles dieſes beobachtete er mit der größten Pünktlichkeit und war von oben bis unten und überall mit unzähligen Merkzeichen beſetzt. Er hatte an jeder der zwölf Bahnen ein anderes Ordenszeichen hängen und folgte reihum dem Einfluß dieſer großen Herren; ſie waren wie die zwölf Himmelszeichen; was mir aber ganz ärgerlich war, iſt, daß er mein Porträt unzähligemal bald ganz voll und roth, bald

halb Profil, bald ganz Profil, bald rabenſchwarz wie Knöpfe auf ſeine Kleider genähet hatte, und daß dieſe Knöpfe keineswegs allein auf der Bruſt, ſondern überall herumſaßen; er ſah aus, als ob er wunder was für vertraute Bekanntſchaft mit mir hätte. Er hatte einen Wuchs wie ein Kerbholz, Beine wie ein Maßzirkel, Arme wie ein Zollſtock; ſein Geſicht war wie eine Sonnenuhr und die Naſe wie der Zeiger; ſeine Perücke war in zwölf Locken um die Stirne friſirt, welche zwölf Stundenzahlen vorſtellten; ſein eines Auge ſah immer nach dem Schatten, den ſeine Naſe warf, und das andere ſah bald die Leute an, mit denen er ſprach, bald irrte es auf den vielen Zeichen ſeines Gewandes umher, meiſtens aber ſchaute es nach den Sternen durch eine Brille, die er gewöhnlich trug, oder ein Sehrohr, das er am Hut befeſtigt hatte. Dieſer Hut aber war ganz abenteuerlich; er drehte ſich und rauſchte wie ein Bratenwender und der Lauf der Geſtirne bewegte ſich daran, aber nicht allerdings ganz richtig; und da er behauptete, daß dieſes ganze Werk nur eine Fortſetzung ſeines Gehirnes ſey, welches er mit ſeinen Gedanken bewege, pflegte er ſehr bös zu werden, wenn man ſagte, es ſcheine doch aufgezogen zu ſeyn wie eine andere Uhr, denn ſein Haarbeutel gehe ja wie ein Perpendikel und wozu denn die langen Schnüre niederhingen mit den Gewichten? Er ſagte aber, dieſes ſeyen die Kleingewichte, an denen das Gleichgewicht

von Europa regiert werde, und der Haarbeutel ſey das von ihm erfundene perpetuum mobile, was ihm aber nicht geglaubt worden iſt. Auf ſeiner einen Schulter ſaß ein Hahn und in der rechten Hand führte er einen langen hohlen Stab, worauf eine kreiſchende Wetterfahne befeſtigt war, die ihm aber auch als Sehrohr diente. Auf ſeiner Schnupftabaks-doſe war ein Kompaß und in ihr ſelbſt war Schnee-berger Schnupftabak, jedoch weit mehr kleine weiße Erinnerungspapierchen, um dies und jenes nicht zu vergeſſen. Er ſchnupfte ſie immer mit dem Tabak, und wenn er nießte, ſtoben ſie wie Schneeflocken um ihn her. Zu ſeiner ſeltſamen Kleidung gehörte noch, daß er hinten über den Haarbeutel eine Schlinge be-feſtigt hatte, woran er ſich, wenn er ruhte, an die Wand hängen ließ, und außerdem war der ſeltſame Mann mit weißem Papier durchſchoſſen, worauf al-lerlei Zinſen und Schulden, Geburts- und Sterbfälle aufgekritzelt waren. Man ſollte meinen, das Alles müßte ſehr geraſchelt haben; aber nein, er that Alles Schritt vor Schritt und zu ſeiner Zeit, darum kam er auch gleich auf den Ruf der Frau Aglaſter; denn er hatte die Reiſe ſchon aus den Sternen geſehen und ſich zur gehörigen Zeit auf den Weg gemacht.

Jetzt könnt ihr euch den ſeltſamen, bunten, krau-ſen, ſchnurrenden, perpendikelnden Mann denken, der doch ganz ſtille, leiſe und pathetiſch war; aber ſein Diener, der ihm mit einer Papierlaterne leuchtete,

war nicht weniger wunderlich; er hieß ....[1] und was ſein Herr an Kleidern zu viel hatte, das hatte er zu wenig. Sein Kleid lag ihm ſo dicht auf dem Leib, daß der Hundertſte hätte glauben ſollen, er hätte gar keines an; er hatte wunderbare Manieren und ließ ſich nie von der Seite ſehen. Wie man nach ihm ſchaute, trat er einem mit dem ganzen Leib entgegen, ſpreizte die Füße und ſtreckte die Arme kreuzweis auseinander. Eine ganz beſondere künſtliche Einrichtung aber an ihm war, daß an ſehr vielen Stellen ſeines Leibes Schnüre befeſtigt waren, an deren Enden auch eines der Ordenszeichen hing, die ſein Herr anhangen hatte, und wenn ſein Herr ihn rief, ſtiegen dieſe Zeichen mit den Schnüren in die Höhe, und es war, als ob ein Pfau ein Rad ſchlägt. Er war übrigens, obwohl man alle ſeine Adern hüpfen ſah, ein gelaſſener Menſch und ohne viele Worte; denn er ſagte nichts, als: gut laſſen oder bös laſſen, was ſo viel hieß, als: ja, Ihro Wohlweisheit, oder: nein, Ihro Wohlweisheit. — Seine Papierlaterne war auf einem Stabe befeſtigt, an welchem eine Taſche voll Schröpfköpfe, Lanzetten, Aderlaßſchneppern und vielen weißen und rothen Binden hing.

Das ſind die Leute, die in die Höhle traten. Eben wollte Frau Aglaſter ihm ihre ganze Leidens-

[1] Statt des Namens findet ſich hier eine Lücke in der Handſchrift; es iſt damit das Aderlaßmännlein gemeint.

Anmerk. des Herausgebers.

geſchichte vorerzählen, aber er nahm ſogleich das Wort und ſagte:

„Es iſt mir nur allzu bekannt, daß alle Aſpekte und Conjunkturen und Conſtellationen ihrer Nativität auf den Gipfel einer gefährlichen Entſcheidung gekommen waren in dieſen Tagen, und ich habe bereits Alles voraus notirt. Ich war immer der treueſte Diener ihres hohen potentatiſchen Hauſes und Reſident und Geſchäftsträger derſelben bei den hohen himmliſchen Häuſern und dem Thierkreis des Herrn Sternenreichs, was die mich bedeckenden vielen hohen Orden rühmlich beweiſen. Ich habe die geheime, treuloſe, intrigante Politik des mit der hohen Pforte nicht umſonſt ſo nahe verwandten Mondhofs gegen Dero hohe und lautere Anſprüche Allerhöchſt Dero Stammes gründlich mit meinen Augen und ſonſtigen Hilfsmitteln ausgemittelt und mir zum Voraus dargeſtellt und deſſen gefährliche Inſinuationen immer früh genug entlarvet, um derſelben nachtheilige Wirkungen zu evitiren. Bei Hochderoſelben Geburt waren bekanntlich die Aſpekte für Dero hohes Haus ganz ungemein bedrohlich; es ergab ſich aus den Geſtirnen Dero Temperaments Complexion als von den tragiſchſten Ereigniſſen begleitet; ja es ergab ſich, daß durch Hochderoſelben vermuthlichen Nachkommen ein gänzlicher Umſturz des königlichen Hauſes erfolgen könne. Es ward daher in einem hohen Familienrath beſchloſſen, Hochderoſelben Eigenſchaften: Neugier,

Hang nach blinkenden Gegenſtänden, Plauderei und vor Allem hochfliegende Geſinnung für Dero Stamm unſchädlich zu machen, und ſo wurden Hochdieſelben durch meine ungemeinen Bemühungen und Connexionen bei dem feindlichen Mondhofe durch denſelben ſelbſt in einen Staarenvogel mit Beibehaltung königlicher Würde verwandelt, und einem melancholiſch gewordenen hochgebornen Forſtjunker Picus de Mirandola Hochdero königlichen Hauſes anvertraut, auf daß er Hochdieſelben hier in den Schwarzwald, als eine Dero nunmehriger Perſönlichkeit entſprechende und von Dero Heimath genugſam entfernte Gegend bringen ſollte. Dieſer ausgezeichnete, nur etwas überſpannte Mann iſt Hochdero Perſon nur allzu bekannt, Dero Trauer als Wittwe ehret ſein Angedenken."

Hier unterbrach Frau Aglaſter die lange Staatsrede des Cisio Janus mit einem rührenden Schluchzen, wobei ſie die Flügel betrübt niederhangen ließ und auch alle anweſenden Staare piepten und jammerten, welche einfache Naturſtimmen wunderbar mit dem geſchraubten Staatsſtyl des Cisio Janus zuſammen ſtimmten.

Cisio Janus fuhr fort: „Des hochſeligen Herrn Gemahls Picus de Mirandola ernſte Geſinnung, ſeine großen Naturſtudien, ſeine früherlangte Doktorwürde und gekrönte Preisſchrift von der Einheit der vier Elemente, ſeine gelehrten Würden als wirkliches Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft der Erde,

correſpondirendes Mitglied der atmoſphäriſchen Geſellſchaft der Luft, begleitet mit dem Orden der Windroſe, aſſekurirtes Mitglied der Akademie des Feuers, Inhaber des Phönixordens, ſchwimmendes Mitglied der Akademie des Waſſers mit dem Orden der Arche Noah und dem Ehrenzeichen des gekrönten Mühlrads, alles dieſes, verbunden mit einer entſchiedenen Neigung unverehlicht zu bleiben, entſprachen ganz der Wahl ſeiner Perſon zu Allerhöchſt Dero Exilsvollſtreckung. Aber man hatte deſſelben gefährlich poetiſche überſpannte Richtung und Hang zum Myſticismus und ſeine gefährliche Hinneigung zur Politik des Mondes nicht erwogen. Es zeigte ſich hier das alte Sprichwort im vollen Maße als wahr:

Des Geſtirnes Schickſalszwirn
Kannſt du höchſtens nur verwirrn;
Endlich kommt er an die Sonnen,
Iſt er noch ſo fein geſponnen.

Man hatte Hochdieſelben hier in dieſe Höhle bringen laſſen, weil hier damals keine Staare waren, und ſo einer etwaigen Neigung Hochderoſelben zur Ehe zu ſchreiten begegnet war. Der Hochſelige Herr Picus de Mirandola gewann aber zu Hochderoſelben liebenswürdigen Eigenſchaften eine große Zuneigung; er wollte dieſelben nie mehr verlaſſen; er überließ ſich hier in der Höhle ſeinen ferneren Studien, und das trügeriſche Kabinet des Mondes trieb ihn mit ſeiner ſcheinheiligen Influenz endlich ſo weit, daß er durch

geheimnißvollen Selbſtmord ſich in einen Staaren verwandelte, und mit Hochderoſelben das Ehebündniß ſchloß. Das hier anweſende edle Volk der Staare verdankt dieſer Verbindung ſeine Anweſenheit allhier, aber auch die allgemeine Klage über vorliegendes zerbrochenes Schickſalsei; er ſelbſt ward von einem ausgeſendeten königlichen Kammerjäger, um dieſe Conjunkturen zu vermeiden, welche ich vorausgeſehen, aber leider zu ſpät, erſchoſſen; das Schickſalsei war ſchon gelegt, und es blieb dem Kammerjäger nichts übrig, als die Quelle über den Eingang zu leiten, um das Ausbrüten des gefährlichen Schickſalseies zu ſtören. Dieſes gelang, aber zum Schaden, denn durch die Liſt der Frau Mondenſchein geſchah der Handel mit dem Schäfer, der das Ei verſchluckte und das Schickſal mit demſelben, welchem nun ferner abwendend zu begegnen unſerer geringen Einſicht obliegt. Es wird daher vor Allem nöthig ſeyn, die zurückgelaſſene Schale zu inſpiciren und ad acta zu legen, nach gehöriger Vergleichung mit meinen einſchlagenden Notizen aus dem Geſtirn. Indem griff er mit der einen Hand nach einem ſpitzigen Meſſerchen, und da er etwas auf ſeinem wunderlichen beſchriebenen Rock nachſehen wollte, und dieſe Hand dazu brauchte, nahm er das Meſſer in den Mund; er beſah das Ei und die Zeichen ſeines Rocks vergleichend ganz tiefſinnig. Indeß nahte die Zeit, daß ich, Frau Mondenſchein, mich verändern ſollte, ein

Moment, wo meine Gewalt ſo groß wird, daß ſelbſt das Meer meiner Schleppe folgt. Das Aderlaß=männchen fühlte die Veränderung in allen ſeinen Adern, und liſpelte ſchon die Worte: Bös laſſen, bös laſſen, die Räder auf dem Kopf des Cisio Janus fingen an ſich zu drehen, der Hahn auf der Schulter ſtreckte den Hals; alle dieſe vielen Conjunkturen ver=eint mit der Beſchauung der Nativität des Schickſals=eies ſpannte den Mann aufs Aeußerſte; er ſtand wie erſtarrt, während alles zu ihm Gehörige bewegt zit=terte. Ich aber ſah der Frau Aglaſter ſcharf ins Geſicht; ſie hatte die Worte des Cisio Janus mit Trauer und Erbitterung gehört; die Art, wie er von ihrem verſtorbenen Picus de Mirandola geſprochen, die Eröffnung, daß er durch ihren Stamm bei Seite geſchafft worden, daß man den Untergang ihres Eies durch den Waſſerſturz beabſichtigt, alles das und vor Allem ihr dringendes Geſchick trieben ſie auf den äußerſten Punkt der Verzweiflung; aber ſie verrieth ſich nicht, und ſprach folgende Worte:

„Mein Volk! du haſt gehört,
Ich bin zum Weh geboren;
Ein Opfer für mein Haus,
Hab ich den Wald erkoren;
Prinzeſſin ward zum Staar,
Doch Picus folgt mir nach,
Der euer Vater war,
Der alſo weislich ſprach,
Er fiel durch ein Geſchoß,

Aus meines Stammes Hand,
Und auch mein letzter Sproß,
Den Tod durch dieſe fand.
Nun rief um Hülfe ich
Den Cisio Janus an,
Der hat gar grauſamlich
Mir weh im Herz gethan.
Mir bleibet keine Wahl,
Geht folgt dem Schäfer ihr,
Ich ende meine Qual,
Als eine Heldin hier.
Hört meinen letzten Spruch,
Mondſchäfer! euren Stamm,
Ich jetzt mit ernſtem Fluch
Zu Staarenart verdamm,
Neugier und Sucht nach Glanz,
Leichtſinn und Plauderei,
Der Tiefſinn meines Manns,
Bei Kind und Kindskind ſey;
Bis einſt ſpäter Erbe
Als Staar wie ich, ſo edel ſterbe."

Bei dieſen Worten ſchrie das Aderlaßmännchen. Hart laſſen, hart laſſen, und der Hahn krähte mit lautem Schrei. Aber Frau Aglaſter ſtürzte ſich mit ausgebreiteten Flügeln mit ſolcher Heftigkeit gegen das Angeſicht des ſchielenden Cisio Janus, daß ſie ihr edles Herz auf der Lanzette durchſpießte, die er im Munde hatte, und mit dieſer in ſeine Weſte todt hinab ſank, die er eben aufgeknöpft hatte.

Alles dieſes geſchah in einem Augenblick, doch

ſtörte es den Herrn Cisio Janus gar nicht, er lächelte und las, die Weſte zuknöpfend, von derſelben folgende Worte ab:

Gut Aderlaſſen auf den Schreck,
Die Königin bringt zu dem Zweck!

iſt eingetroffen; dann ſagte er zu den wehklagenden Staaren: beruhigen ſich die Fräulein und Junker einſtweilen und hören meinen ferneren Bericht über meine Erkenntniſſe, inſofern ſie die hochſelige Frau Aglaſter und deren Dependenz betreffen; denn das Verfahren meines reſpektiven Hofes iſt allerdings offen und ſcheuet das Licht nicht.

Erſtens meine Aufmerkſamkeit und ſchnelle Abreiſe für Frau Aglaſter:

Bös Eierlegen, groß Gefahr,
Für Menſch und Fiſch und Katz und Staar.

Verſpätete Ankunft:

Mit dichten Stiefeln verſehe dich,
Der Waſſermann geußt heftiglich.

Eingetretene hohe Unfälle:

Groß Schickſal für gekröntes Haupt,
Der Mutter wird das Kind geraubt.

Unmaßgebliche ſchon erwahrte Folgen:

Gut Aderlaſſen auf den Schreck;
Die Königin bringt zu dem Zweck!

Das Schickſalsei betreffend:

Die Sterne ſchreiben ihre Schrift,
Wenns auch ein kleines Ei betrifft.

Nun aber ſchreite ich zur Erklärung der wunderbaren Signatur des Schickſalseies ſelbſt, und damit zeigte er auf der Eierſchale hinter einander abgebildet und erklärte folgende Figuren.

Erſtens eine Viertelmondſcheibe und ein Schäferſtab dabei:

Des Mondſcheins letztes Viertel noch
Verliebt ſich in den Schäfer doch,
Die Schäferin kommt hoch in Flor,
Die Menſchen ſchiert, der Schaf ſonſt ſchor.
Er bleibt vom Mondenſchein behext,
Bis durch den Tiſch der Bart ihm wächst.

Hierauf eine Reihe Figuren, die ferneren Nachkommen betreffend, erſtens: Der Mondſchäferſohn verbunden mit einer Erdentochter bedeutet durch einen Edelſtein:

Ein Kind im Schäfermond geboren,
Liebt Glanz und Stein herauszubohren;
Die Habſucht treibt es in den Grund,
Die Neugier bricht den edlen Bund.

Weiter der Enkel und ſeine Braut durch einen Vogel abgebildet:

Ein Kind im luft'gen Mond geboren,
Mit Feuer und mit Erd verſchworen,
Bringt Land und Leut in Brandgefahr,
Neugier verbrennt ſeine Mutter gar.

Weiter der Urenkel und ſeine Braut als Mühlrad abgebildet:

Ein Kind im Feuermond geboren,
Geht in dem Waſſer ſchier verloren,
Neugier, Leichtſinn, Verrätherei
Aus altem Stamm wird werden frei.

Das Mühlrad, ein Staar mit einer Linie durchzogen, eine weiße Maus und ein Fiſch. Ich ſehe wunderbare Dinge in den Sternen:

Wunderzeit, wenn Ratz und Katz
Geleiten einen Schatz zum Schatz
Wohl auf des alten Rheines Flut,
Es wird dann Alles werden gut,
Glück dann hält deines Rades Lauf
Der Brautkranz und die Krone auf.
Freiwillig ſtirbt ein edles Haupt,
Dem Müller wird die Braut geraubt,
Aglaſters Fluch erfüllet ſich,
Bis einer edel ſtirbt, wie ich;
Es gibt die Luft ſich ſelbſt den Tod,
Es läuft die Erd nach Zuckerbrod,
Das Waſſer ſchlüpft in rothe Schuh,
Das Feuer nur allein hat Ruh,
Vermählet mit der Quellen Flut
Thut's krankem Vieh und Menſchen gut.
Groß Theuerung und Hungernoth,
Der Pfeffer iſt voll Mäuſekoth,
Es lachet auf des Rheines Grund
Manch blaues Aug, manch rother Mund.

Der Müller ziehet über Land
Und trägt den Sarg in ſeiner Hand,
Und legt zur Ruh der Väter Haupt,
Die Krone kehrt, die war geraubt.

Das ſind nun die unfehlbaren Ueberſchriften der zukünftigen Geſchichte; aber ich verſtehe die Katze und Ratze dem Schluß gegenüber nicht und zwar:

Die Katze iſt ein dunkles Bild;
Sie ſcheinet auf die Ratze wild;
Sie kämpfen gegen, kämpfen für
Gleich wie zwei Advokaten ſchier.

Weiter findet ſich noch hier in meinen Adſpekten notiret:

Der Freund verändert die Natur
Zu huldigen der Freundin nur,
Zum Sarge wird ſein treues Herz
Zu rächen den gerechten Schmerz.

Ich kann dieſes nicht anders auslegen, als daß Frau Aglaſter hier an meinem Herzen ruht, wie alle Intereſſen ihres königlichen Stamms."

So weit hatte er geſprochen, als meine Zeit zu verſchwinden auf dem letzten Punkt ſtand: da ſagte ich zu Damon vor die Höhle zu gehen und die Flöte zu blaſen; er that es und alle Staare folgten ihm nach, ich aber trat dem Cisio entgegen und ſprach:

Ich will dir das von der Katze und dem Herzens=ſarge erklären; ich berührte ihn mit meinem letzten

Strahl und der ganze zuſammengeflickte ſchnurrende Mann mit all ſeinem Lauern und Haſchen war in eine große Katze verwandelt, welche die verſtorbene Frau Aglaſter rupfte und aufzehrte. Das Aderlaß-männlein ritt auf derſelben ſchnell davon als Courier nach Hauſe, die Nachricht zu melden; erhielt aber ein ſo ſchlechtes Trinkgeld, daß er ſpäter Leibchirurg beim hinkenden Boten und endlich gar Blutigel geworden.

Lieben Freundinnen!" fuhr Frau Mondenſchein fort, „dieſer Fluch der Frau Aglaſter iſt wahr geworden. Als die Königin ſo herriſch geſtorben war, ſprach ich zu ihren Unterthanen: „Nun begebt euch in dieſe Höhle, begrabet die Frau Aglaſter, nach drei Tagen werden wir uns wieder ſehen." Ueber dieſe Verhandlungen war es Nacht geworden, und da die Zeit herannahte, da ich, wie ihr wißt, mich verdunkle, und immer kleiner werde, ja ſogar durch ein wunderbar Geſchick ein paar Hörner bekomme, eilte ich, mich vor meinem Geliebten zu verbergen, der mich nur in meinem vollen Glanze geſehen hatte, weil ich fürchtete, er möge mich dann weniger lieben.

Ich erweckte meinen Damon, und ſagte zu ihm: „Komm mein lieber Hirt, ich will dich zu meinem Vater führen, und ihn bitten, daß er uns zu unſerer Ehe ſeinen Segen gebe." Er folgte mir, nur fragte er oft: „Wer iſt dein Vater? wo wohnt er?

iſt es noch weit?“ und ſchien überhaupt ſehr neugierig geworden, was mich ängſtigte, darum machte ich ihn wieder ſchlafen, und ſo hob ich ihn empor über die Gipfel der Berge zu meinem alten Vater, dem Mond, der hinter einer Wolke ſaß, und allerlei alte abgetragene Monde und Sterne, die da in der Rumpelkammer lagen, muſterte. „Was machſt du Vater?“ ſagte ich. — „Ei“ ſprach er, „mein Kind! ich ſuche mir unter den alten Invaliden einen aus, der mir die Sterne hüten könnte, wenn ich mich verfinſtere.“

Da komm ich ja recht gelegen, ſprach ich, ſeht da bring ich euch einen Hirten ſchön und tugendhaft, er wird euch die Sterne gar wohl hüten. „Aber um welchen Lohn,“ ſagte mein Vater, „wird er mir meine Sterne hüten?“ — Ich antwortete ihm, um keinen geringeren Lohn, als der edelſte Schäfer Jakob von ſeinem Herrn Laban genommen hat, um mich, um eure Tochter. — Da lachte mein Vater und ſagte: „Ei! ei! weht der Wind daher, aber wo willſt du mit ihm wohnen?“ — Ich habe ihm ſchon ein Schloß erbaut, und Land und Leute ſoll er finden, erwiederte ich, und erzählte meinem Vater Alles; auch die Verwünſchungen der Frau Aglaſter.

Hierauf rieth er mir, meinem neuen Geliebten meine Abkunft zu verbergen, und ihm unter der ſtrengſten Strafe zu verbieten, daß er mir, wenn ich abnehme und im letzten Viertel verſchwinde, irgend

nachforſche; das verſprach ich ihm, und ſo gab mir der gute Vater ſeinen Segen, worauf er mir ſagte, ich ſollte mit ihm zu meiner Großmutter gehen, die er immer beſuchte, wenn er ſich verfinſterte. Während er ſich zu dem Weg bereitete, weckte ich meinen ſchlafenden Damon, gab ihm einen Schäferſtab in die Hand und zeigte ihm die Sterne, die er hüten ſollte, mit dem Verſprechen in wenigen Tagen ihn wieder zu finden, worauf ich ihn verließ und meinem Vater zur Großmutter folgte. Unterwegs erzählte mir der Mond, mein Vater, Folgendes: „Es iſt lange, daß ich nicht bei der Großmutter war, und ich weiß gar nicht, ob ſie noch lebt. Ich will dir nun ſagen, warum ich nicht gerne zu ihr gehe. Es war im erſten Winter, den die Welt jemals erlebte, ſehr kalt; ein junger zarter Knabe war ich und da kam es mir ganz ſpaniſch vor, ſo nackt wie ich bin, Nachts die Laterne am Himmel herumzutragen; ich lief daher weinend zu meiner Mutter, und ſprach: Mutter macht mir einen warmen Rock, denn mich friert ungemein. Von Herzen gern, ſagte meine Mutter und nahm mir das Maaß; ich war damals gerade im Zunehmen, und da ich wie Kinder keine Ruhe hatte, lief ich von meiner Mutter weg und ſchweifte mit meiner Sternenheerde am Himmel herum; aber die Kälte trieb mich wieder hin zu ihr, nach meinem Röcklein zu fragen. Sieh, da war ich unterdeſſen ſo groß geworden, daß ich gar nicht in den

Rock hinein konnte. Meine Mutter begann nun das Röcklein wieder aufzutrennen und die Nähte aller Orten auszulaſſen, damit der Rock mir paſſen möge. Ich konnte das aber nicht erwarten, und lief ihr wieder davon zu meiner Heerde. Sie nähte emſig manche lange Nacht bei dem Lichte eines Kometen, und da ſie nun fertig war und ich ganz erfroren wieder nach Hauſe kam: ſieh, da war ich wieder ſo dünn, ſchmal und blaß vom vielen Laufen geworden, daß das Röcklein wie ein Sack über mir hing, ſo daß ich bei jedem Schritt und Tritt ſtolperte. Darüber ward meine Mutter ſo verdroſſen, daß ſie mir verbot, je wieder ihr Haus zu betreten, ſie jagte mich hinaus und ſeitdem muß ich armer Schelm nackt und blos am Himmel herumlaufen, bis jemand kommt und mir ein Röcklein thut kaufen. Du kannſt daraus leicht abnehmen, daß die Großmutter ein bischen verdrüßlich iſt und dich wahrſcheinlich übel anfahren wird, beſonders wenn ſie etwas von deiner Liebſchaft hört, aber mache dir nichts draus, die alten Leute ſind wunderlich."

Unter ſolchen Geſprächen kamen wir in den Thierkreis, über dem die Großmutter wohnte, und als wir endlich an ihr Haus kamen, das von außen wie ein alter Hühnerkorb ausſah, pochten wir an; aber du mein Gott, was herrſchte da drinn eine Pracht! Alles ſpiegelte und blinkte, auf den Treppen war Sand von geſtoßenen Sternen geſtreut, alle

Wände ſtanden voll blanker Teller und Kannen; kurz Alles war ſo aufgeputzt, daß man nicht wußte, wo die Füße hinſetzen.

Wir pochten an vielen Thüren; aber alle waren verſchloſſen, bis uns ein Geklimper und Gezänke in den Hof lockte; — da war ein merkwürdiger Spektakel; die zwölf Zeichen des Thierkreiſes ſtanden umher und ſcheuerten und putzten an einer Menge von Monden, Sonnen und Kometen, daß ihnen die Finger bluteten. Meine Großmutter ſtand mitten unter ihnen; ſie hatte einen Kamm in der Hand und kämmte einen großen Kometenſchweif aus. Kaum hatte ſie uns geſehen, als ſie davon lief, und dann eilig in einem andern Kleide wieder kam; die Haube hatte ſie in der Beſtürzung verkehrt aufgeſetzt. Als ſie nun meinen Vater erblickte und erkannte, fing ſie gleich an zu zanken: „Was! du unverſchämter Burſch, laufſt du immer noch nackend herum? du verlorener Sohn! Kömmſt gewiß wieder um ein Kleid zu betteln, und was haſt du denn da für eine gezierte Dirne bei dir?“ — „Liebe Mutter,“ ſagte mein Vater mit Thränen, „es iſt meine Tochter, die euch die Hände küſſen will“ — und nun ging ich hin und küßte der Großmutter den Saum ihres Gewandes, worüber ſie ſehr gerührt wurde und mich weinend an ihr Herz drückte, meinem Vater aber ſchenkte ſie ein geſtricktes Kleid, Hoſen und Wamms an einem Stück, welches man Leib und Seele zu nennen pflegt, und

das ſich nach ſeiner verſchiedenen Größe in die Weite und Länge dehnte. Nun hieß ſie uns erſt recht willkommen, führte uns in ihre prächtigen Stuben und zeigte uns alle ihre Schätze. Da ſtanden wohl viele hundert Monde und Sonnen und Sterne, alle blank wie Spiegel geſcheuert; wohl an die hundert Centner Kometen waren in Vorrath da, ein ganzer Speicher voll Nordſcheinen, zwei Keller voll Sternſchnuppen, jeder in ein Papierchen gewickelt; unzählige hunderte von Irrwiſchen in Flaſchen petſchirt; was mich aber am meiſten freute, einige hundert Dutzend der ſchönſten Regenbogen in naſſes Stroh eingewickelt; kurz da war Alles vollauf.

Als wir dieſe Schätze hinreichend bewundert hatten, ſprach ſie: „Ihr kommt heute gerade recht, denn meine Katze hat ſich heute ſo viel geleckt und geputzt, daß ich gewiß Geſellſchaft bekomme; drum habt ihr mich auch mit Putzen und Scheuern beſchäftigt gefunden. Hierauf klagte ſie ſehr über die Verderbtheit des Geſindes heutzutage, ſtellte Spieltiſche zurecht und räumte hie und da in der Stube auf.

Kleine Zeit darauf kamen vier alte Schweſtern zu ihr, die eben ſo gut geputzt waren wie ſie. Sie bewillkommten ſie mit unendlichen Complimenten und ihre Lieblingsthierchen, die ſie mit ſich trugen, ſpielten mit einander. Die Großmutter ſtellte ihren Sohn als Monsieur Mond, mich, ihre Enkelin, als Mademoiselle Claire de Lune vor, und die Damen

empfingen uns mit ungetheiltem Beifall; — nachher ſetzten ſie ſich an den Spieltiſch und ſpielten Karten, wobei ich, die Langweile zu vertreiben, die Damen etwas näher betrachtete.

Die eine hieß Frau Luft. Sie war ſehr mager und leicht und durchſichtig gekleidet und pfiff ein wenig mit der Naſe, was ihr Papagei, den ſie auf dem Arme trug, nachmachte. Die Andere hieß Frau Erde. Sie war eine Wittwe, dick und fett und hatte einen grasgrünen Sack mit Diamanten beſetzt; ſie mußte nicht ganz wohl ſeyn, denn es rumpelte ihr oft im Bauch, worauf ſie nießte, und Alle Gotthelf! ſagten; auf ihrem Arm hatte ſie einen Affen ſitzen. Die Andere hieß Frau Feuer. Sie hatte wenig Ruhe und wackelte immer hin und her; ihr Rock war von geſchlagenem Gold und Asbeſt; alle Augenblick bat ſie ſich einen kühlen Stuhl aus und leckte ſich vor Hitze den Mund, in ihrem Schooß hatte ſie einen Salamander ſitzen, den ſie ſehr liebkoste.

Die vierte Dame hieß Frau Waſſer. Sie hatte ein Kleid von Binſen an, mit Perlen geſtickt; bald war ſie ganz ruhig und ſanft, bald aber, wenn Frau Luft einen guten Trumpf machte, runzelte ſie die Stirne und wurde recht zornig; mit Frau Feuer aber konnte ſie ſich am wenigſten vertragen, und fuhr ihr alle Augenblick übers Maul. Uebrigens hatte ſie einen ſchönen Goldfiſch im Schooße, mit dem ſie ſpielte;

auch nahm ſie alle Augenblick einen Vorwand bei Seite zu gehen: bald drückte ſie der Schuh, bald war ihr nicht wohl, bald dieſes, bald jenes.

So war die Geſellſchaft und ich merkte meinem Vater wohl an, daß er eben ſo gern als ich im Freien geweſen wäre; denn er begann ſchon wieder zu wachſen und ſeine Jacke war ihm doch unbequem. Nach dem Spiel wurde geſchmauſet, und endlich fing meine Großmutter an, davon zu ſprechen, ob ich nicht Luſt hätte, mich zu verheirathen. Ich ward über und über roth und ſagte ja, und mein Vater ſagte: „Darum kommen wir eben, ihr Bräutigam iſt bei mir zu Hauſe und hütet mir die Sterne, ein munterer ſchöner Schäfer.“ — „Brav!“ ſagten die vier Damen, aber die Großmutter ſagte ſehr zornig: „Was, brav! daraus wird nichts; ich bin noch ein bischen reicher als ſonſt jemand, und werde meine Enkelin eher einem Schiebkärrner geben, als ſolch einem Vagabunden, Poeten, Landſtreicher, ſo einem Schäfer!“ — „Ei, ei!“ ſagte Frau Erde, „hat doch Apollo ſelbſt die Schaafe des Königs Admet gehütet.“ — „Und war doch Jakob ein Schäfer, der die Rachel am Brunnen ſah,“ ſagte Frau Waſſer, und Frau Luft und Feuer ſtimmten ein und vertheidigten meine Wahl.

Da ward meine Großmutter ſehr zornig und ſagte: „Wohlan! ſo mögen Ihre Töchter, meine Damen! alle ſolche Mißheirathen thun; darum will ich

den allmächtigen Jupiter bitten; ein Bergknappe, ein Vogelſteller, ein Kohlenbrenner, ein Müller mögen eure Nachkommen werden.“ — „Das ſoll ein Wort ſeyn, ja und Fürſten und Könige!“ ſchrien die Damen aufſtehend und in die Hände patſchend. — Da ſchrie die Großmutter: „Fort! packt euch aus meinen Augen, Freunde ſind wir geweſen!“

Mein Vater konnte ſich nun nicht mehr halten; der Zorn hatte ihn ſo aufgetrieben, daß ihm ein Knopf von ſeiner Jacke gerade der Großmutter ins Maul ſprang, die darüber in eine Ohnmacht fiel, und ſomit brach die Geſellſchaft in allgemeiner Verwirrung auf, und ich eilte mit meinem guten Vater zurück auf die Himmelswieſe, wo ich meinen Damon ſchlafend fand.

Mein Vater legte ſeine Hand in die meinige und ſagte zu ihm: „Du haſt mir gedient, wie Jakob dem Laban, ich gebe dir meine Tochter, doch frage nie, wer ſie iſt, und wenn ſie ſich von dir entfernt, wolle nie wiſſen, wo ſie hin iſt. Während der Zeit ihrer Abweſenheit hüte du redlich meine Sterne. Jetzt lebet wohl. Gott ſegne euch.“

Traurig nahm ich Abſchied von meinem Vater und brachte meinen Damon wieder hinab auf die Erde. Kaum hatte er ſie mit dem Fuße berührt, als er heftig zuſammen fuhr, als erwache er plötzlich: „Ach,“ ſagte er, „welchen ſeligen Traum habe ich gehabt!“

Und nun erzählte er Alles, was ihm geſchehen war.

Ich aber hatte mich nicht auf dieſer Inſel, ſondern auf dem Berge, wo jetzt das Staarenberger Schloß ſteht, mit ihm niedergelaſſen und ſagte ihm, daß ich ſeine Frau ſeyn wolle, daß ich ihn aber nur in mondhellen Nächten beſuchen könne, und daß ich mich das letzte Viertel des Monats ganz von ihm zurückziehen müßte; wenn er mir ſchwöre, mir nicht nachzuforſchen, ſo wolle ich ihn und unſre Nachkommen mit Glück und Segen überhäufen. „Ach," ſagte er, „wenn ich nur in der Zeit deiner Abweſenheit immer ſo ſelig träumen könnte, wie heute, von einer ſo ſchönen Wieſe, einer ſo herrlichen Heerde, ſo will ich niemals in deiner Abweſenheit nach dir verlangen."

Nun aber berief ich die Staare zuſammen, welche ſich alle in kräftige und geſunde Menſchen verwandelt hatten, und in langen Zügen den Berg heranwallten. Ich ſtellte ihnen meinen Gemahl als Fürſten von Staarenberg vor; ſie huldigten ihm, und nun ward der Grundſtein zu dem Staarenberger Schloß gelegt. Gold und Silber fanden ſie die Menge in dem Berge, wo ſie die Steine brachen, und bei unermüdeter Thätigkeit ſah bald das Schloß glänzend und herrlich nieder in den Spiegel des Sees. Ich beſuchte meinen Gatten alle Abend, ſobald mein Vater an dem Himmel erſchien, der eine rechte Freude über mein Glück hatte und unſer Schloß recht freudig anſah.

Das Erſtemal, als ich ihn im letzten Viertel meines Vaters verlaſſen mußte, ſchlief mein Damon ein und ich hob ihn an den Himmel, und er hütete unſere Sterne, bis mein Vater wieder ſelbſt an ſein Amt trat und ich meinen Gatten wieder beſuchte, der mir mit Freuden erzählte, daß er abermals jenen ſchönen Traum gehabt habe.

So lebten wir glücklich; das ganze Land verſchönerte ſich, und am Ende des Jahres brachte ich meinem Damon einen Sohn, den wir Johannes nannten und der von nun an unſere Freuden ſehr vermehrte.

Als ich Nachts einmal erwachte, hörte ich eine Stimme bei ſeiner Wiege ſingen, und weil ich ſeine Wärterin ſonſt nie ſingen gehört, zog ich den Vorhang zurück und ſah den Geiſt der Frau Aglaſter, aber nicht in Staarengeſtalt, ſondern wie eine altfränkiſch gekleidete weiße Frau mit einem Krönlein auf dem Haupte neben der Wiege ſtehen. Sie hatte einen blitzenden Diamantring am Finger und funkelte dem Kinde damit vor den Augen, welches begierig die Hände darnach ſtreckte, dazu ſang ſie gar beweglich:

„Ein Kind im Schäfermond geboren
Liebt Glanz und Stein herauszubohren,
Es lockt der Schatz im tiefen Grund,
Und Neugierd bricht den treuen Bund!“

Da fielen mir die Worte des Ciſio Janus in der Staarenhöhle ein, und ich ſagte: Gnade Gott, Frau Aglaſter! ſie aber ſprach: „Tugend und Laſter, bringt ſeine Frucht; Segen iſt geſegnet, Fluch iſt geflucht;" und da verſchwand ſie. Die Leute hatten alle noch viel von der Staarenart, die Wärterin hatte das Lied gehört, ich hörte ſie es nochmals an der Wiege ſingen, ich verbot es, und ſendete ſie fort, da kam es gar unter die Leute, und ich mußte es oft hören!

Als Johannes mehrere Jahre alt war, pflegte er mit den Arbeitern an dem Berg herum zu laufen, und beſonders war er gern in den Steinbrüchen, und freute ſich, wenn die großen Marmorblöcke losbrachen und mit lautem Gepraſſel in das Thal niederſtürzten; ja er hatte eine ſolche Freude an dieſer Arbeit, daß er in den Nächten, wo ich abweſend ſeyn mußte, und Damon träumte, als hüte er die Sterne, ſich heimlich wegſchlich, mit einer Lampe in dem Steinbruch herum kletterte, und alle Steine hinabrollen ließ, die er bezwingen konnte.

Eines Abends nun hatten die Steinbrecher einen ungeheuren Block ſchier bis zum Niederſtürzen losgebrochen und verließen ihn, als es dunkel ward mit den Worten: „Laſſen wir ihn, er wird heute Nacht durch ſein Gewicht ſchon von ſelbſt losbrechen," und ſo gingen ſie mit dem kleinen Johannes nach Haus.

Nun aber konnte dieſer ſeiner Begierde, den großen Marmorblock losſtürzen zu ſehen, nicht mehr wider-

ſtehen, und kaum ſchlummerte Alles im Schloß, als er mit ſeiner Lampe zurück nach dem Steinbruch ſchlich. Mit geſpannter Erwartung ſetzte er ſich in eine Höhle neben den Block und hielt ſeine Lampe hervor, um den Block recht zu beleuchten, wenn er losſtürze. Eine ganze Stunde hatte er geſeſſen, als die Glocke auf der Schloßuhr zwölf ſchlug und der Stein mit ungeheurem Geprаſſel niederflog und weit, weit in die Mitte des Sees ſtürzte, deſſen Wellen mit ungeheurem Geräuſch um ihn in die Höhe ſchlugen. Die Berge rings hallten wieder, die Erde zitterte, und der kleine Johannes hatte ein namenloſes Vergnügen an dem Lärm. Wie groß aber war ſeine Verwunderung, als er, da das Geräuſch vorüber war, in ſeiner Nähe ein ängſtliches Gewimmer hörte, und wo der Marmorblock niedergebrochen war, eine offene Höhle erblickte, in welcher einige kleine graue Weiblein ängſtlich tiefer hinein flohen und eine kryſtallne Wiege verließen, in der ein wunderſchönes Mägdlein ſchlief.

Neugierig trat der kleine Johannes an die Wiege, und da er nie ein anderes Kind geſehen hatte, verurſachte ihm der Anblick die größte Freude. Die kühle Nachtluft, die in die Höhle drang, erweckte die Schläferin und ſie wollte weinen; aber da wiegte ſie der kleine Johannes, und ſie lächelte, worüber er eine unausſprechliche Freude hatte.

Kaum hatte er des Vergnügens einige Minuten genoſſen, als die kleinen grauen Frauen wieder kamen,

die Wiege aufpackten und mit ihr tiefer in den Berg eilten. Johannes lief nach, und gelangte endlich in eine ſchöne Kryſtallhöhle, wo eine hübſche alte Frau an einem erzenen Tiſch ſaß, und eine Menge Edelſteine vor ſich hatte. Es war die Frau Erde, die ich euch ſchon bei meiner Großmutter beſchrieben habe. Sie ſpielte mit ihrem Affen Schach, und alle die Figuren des Schachbretts waren lebendige Thierchen, und machten allerlei artige Poſituren.

Da die Wiege hereingebracht wurde, nahm ſie ihr Töchterlein, Edelſteinchen genannt, auf den Schooß, und der kleine Johannes, der ſie verwundert anſchaute, nahte ſich unbekümmert, ſpielte mit dem Kind, und Frau Erde gewann ihn lieb. Sie ſchenkte ihm eine Menge bunter Steine, und führte ihn am Morgen ſelbſt in Begleitung ihres Töchterleins an einer andern Stelle zu Tag. Die beiden Kinder umarmten ſich zärtlich; Frau Erde verbot dem kleinen Johannes von Allem, was er geſehen, zu ſprechen, und lud ihn ein, jede Nacht, wenn die Mutter abweſend ſey und ſein Vater ſchlafe, ſie wieder zu beſuchen, und gab ihm eine Wurzel, mit der er nur den Stein, wo er jetzt hinaus gehe, berühren ſollte, dann würde er ſogleich wieder herein können.

Mein Söhnlein Johannes ſagte uns kein Wort davon und ging wohl bis in ſein ſechzehntes Jahr alle Monate, wenn ich abweſend war, bei Frau Erde und ihrer Tochter zu Beſuch. Als ihn aber Damon,

ſein Vater, einſt bei einem großen Kaſten voll Edelſteinen ſitzen fand, und ihn erſtaunt fragte, wo er alles dies her habe: wollte er es ihm nicht ſagen, und als ich Abends zu meinem Damon kam, fragte ich den Jüngling ſelbſt aus. Aber auch mir verſchwieg er die Quelle ſeiner Reichthümer. Ich ließ ihn nun nicht mehr aus den Augen, und da ich ihn Nachts zu jeder Stunde auf ſeinem Lager fand, merkte ich wohl, daß er in der Zeit meiner Abweſenheit allein zu den Edelſteinen gelangen könnte, und bat daher meinen Gemahl, ihn am Ende des Monats, wenn ich mich entfernte, zu ſich in ſein Bett zu nehmen und die Thüren wohl zu verſchließen.

Wie ich befohlen hatte, geſchah's; der Mond war im letzten Viertel, ich mußte meinen Damon verlaſſen; er legte ſich nieder zu träumen, wie er meinte, aber er war eigentlich im Himmel und hütete an meines Vaters Stelle die Sterne.

Johannes ward ſehr traurig, als er zu ſeinem Vater ins Bett mußte, und die Thüren feſt verſchloſſen waren. Er konnte nicht hinaus, er weinte und klagte; Damon aber ſchlief feſt. So ging die erſte, die zweite Nacht hin, daß er nicht zu ſeiner Geſpielin, der Tochter der Frau Erde, konnte; in der dritten Nacht aber hörte er ein erbärmliches Wehklagen unter dem Boden der Kammer. „Johannes! Johannes! warum kommſt du nicht zu mir?“ rief

das Fräulein Edelſtein, „biſt du todt? fehlt dir etwas? o mein Johannes komm zu mir!“

Da konnte ſich der Jüngling nicht mehr halten, er zerriß den ſeidenen Faden, mit dem ihn Damon an ſeinen Arm geknüpft hatte, berührte mit der Wurzel den Boden, der ſich öffnete und ſtieg hinab zu ſeiner Geſpielin.

Als Damon den Faden zerriſſen fühlte, ließ er die Sternenheerde laufen, wie ſie wollte, erwachte und folgte ſeinem Sohn in das Gemach der Frau Erde.

Erſtaunt ſah ihn die edle Frau an; ſie grüßte ihn als einen werthen Gaſt, und ſchnell vergaß er über ihrer Freundlichkeit, daß er unſern Sohn Johannes, der neben ihm mit Fräulein Edelſtein ſtand, über ſeine unerlaubte Entfernung ſtrafen ſollte; er dachte nicht mehr an das Hüten der Sternenheerde, was er überhaupt nur für einen ſchönen Traum hielt. Er vergnügte ſich ausnehmend und ſpielte mit dem Affen Trismegiſtus Schach, der ihn immer gewinnen ließ, um ſein Vertrauen zu erſchmeicheln. Als er am Morgen mit Johannes nach Hauſe kehren wollte, bat ihn Frau Erde, doch in der folgenden Nacht ja wieder zu kommen. Er verſprach es, wenn er nur vermöge ſich des Schlafes zu enthalten, wobei er immer träume, eine wunderſchöne Heerde von glänzenden Lämmern zu hüten. „Ach ja, ich kann mirs denken,“ ſagte Frau Erde, „aber ſo Ihr kommt, ſeyd Ihr willkommen.“ Der Affe Trismegiſtus begleitete ihn zur Thüre

und ſagte, indem er ihm von unten auf über den Rücken ſtrich: „Mein theurer Freund! ſchlaft bei Tag, und kommt morgen wieder.“

Damon nach Hauſe gekehrt ſank auf ſein Lager, und träumte lauter herrliche Dinge aus der Erde, und kam nicht des Mondes Heerde zu hüten. Am folgenden Abend ſtieg er mit ſeinem Sohne abermals in die Gemächer der Frau Erde hinab, und ſpielte mit dem ſchalkhaften Affen Schach. Dieſer war ein ehemaliger Spion des Cisio Janus bei dem Forſtjunker Picus in der Staarenhöhle geweſen, und war ganz im Bunde, Damon und ſeine Nachkommen irre zu führen. Als er Damon einen der folgenden Morgen zurück führte, ſagte er ihm:

„Wir werden wohl bald die Freude eurer Geſellſchaft entbehren, weil die Heimkehr der Frau Liebſten nahe ſeyn dürfte, nehmt hier dieſen Erdſpiegel von dem Putztiſch der Frau Erde, ſie läßt euch dieſes Andenken durch mich überreichen; ihr habt einen hohen Thurm in eurem Hof, wenn ihr Abends hinauf ſchlafen geht, ſtellt ihn vor euch, ſo werdet ihr ſehen, was eure Freunde und ſelbſt eure Liebſte in ihrer Abweſenheit dann eigentlich treiben.“ Dabei hauchte der Affe über den Spiegel, und fuhr kurios drüber hin, als wolle er ihn putzen, und auch über den Rücken fuhr er Damon wieder ganz verkehrt.

Am folgenden Abend ließ Damon unſern Sohn Johannes allein zur Frau Erde hinab gehen und

ſetzte ſich ſelbſt auf den Thurm, in den trügeriſchen Erdſpiegel zu ſchauen, was ich in meiner Abweſenheit treibe.

Es war ihm ganz verborgen geweſen bis jetzt, daß ich das Kind einer andern Welt, die Tochter des Mondmannes ſey. Er hielt mich für die Tochter eines Schäferkönigs jenſeits der Berge. Nun aber ſind die Schäfer bekanntlich ſehr abergläubig, ja oft zu allerlei Zauberkünſten geneigt, und der Erdſpiegel macht den, der hineinſchaut, allen Kräften des Mondes, denen die Kreaturen unterworfen ſind, beſonders unterthan.

Es nahte aber mein neues Licht, da ich bald mit zwei Lichthörnchen wieder erſcheinen ſollte: da legt die Schlange den Balg ab, da wachſen die Haare, Klauen, Nägel und Zähne, da legen die Hirſche die Hörner ab, und ſproſſen neue auf ihrer Stirne. Ich hatte viel zu thun; Damon hatte in den letzten Tagen die Sternenheerde im Traum nicht gehütet; ein großer und ein kleiner Bär hatten ſich in ihrer Nähe ſehen laſſen. Eilig nahm ich Pfeil und Bogen und die Hunde meines Vaters und verjagte die wilden Thiere; ich fand auf der Jagd den Vater Mondmann ſchlafend, ich ſetzte mich auszuruhen neben ihn, ſchnitt ihm die Nägel und Haare, ſeifte ihn ein und raſirte ihn; dann machte ich ſeine Laterne zurecht, weil ſie bald wieder ſollte angezündet werden, ich ſcheuerte den Ruß ab, ſchneuzte den Docht mit den Fingern,

und füllte friſches Oel auf; jetzt aber begab ich mich mit euch meinen Mägdlein, wie ihr wißt, in den Spiegel des Lichtſees, um den Ruß und Oelgeruch von mir abzuwaſchen, und dann wieder blank und klar zu dem undankbaren Damon zurück zu kehren. Ihr wißt, wer in dem Lichtſee badet, ſieht alles was auf Erden geſchieht, und wer in den Lichtſee ſieht, ſieht ſich auch ſelbſt, und erſcheint ſich dem Einfluß des Mondes unterworfen.

Damon ſah mich im Bad, und ich ſah ihn, als gucke er neugierig durch eine Hecke; da ſchrie ich und ihr alle über den frechen Sterblichen, und ich ſchleuderte Waſſer nach ihm; da fühlte er ſich allem thieriſchen Einfluß des Mondes unterworfen: er glaubte, daß er Hörner kriege wie die Hirſche, er glaubte, daß meine Hunde ihn jagten, und erwachend eilte er unter heftigen Schmähungen gegen mich von dem Thurm herab in den Wald. Aber ihn verfolgten keine Hunde, ihn verfolgte das böſe Gewiſſen.

Schon war er fliehend an einen Eingang der Wohnung der Frau Erde gekommen, als er mich Aermſte bleich und ſchwach von Anſtrengung und Schrecken vor ſich ſtehen ſah; ich wollte ihn wie ſonſt immer freundlich in meine Arme ſchließen, und ihn dann mit einer ruhigen Ermahnung verlaſſen; aber der Unglückliche ſtieß mich zurück und rief aus:

„Weich von mir, du heuchleriſche Zauberin, Nacht-

jägerin, Waldbuhlerin! ich glaubte einer Hirtin und keiner Waldteufelin vermählt zu ſeyn!“

Da rief ich aus: „Weh mein Sohn! mein Sohn Johannes! Ich ſcheide ewig von dir, treuloſer Damon! gehe hin zur Erde, dein Bart halte dich dort feſt, bis ich ihn dir wieder löſe.“ — Da ſtürzte Damon, die Springwurzel gegen den Felſen ſtoßend, ſo heftig in den Berg, und der Affe warf ein großes Faß voll Schatten gegen mich um, das da ſtand, damit ich nicht herein kommen ſollte, und es entſtand eine Mondsfinſterniß; ſie ergoß ſich über das Antlitz meines Vaters, des Mondmanns, der, mit Schrecken erwacht, ſeine zerſtreute Heerde zuſammen ſuchte.

Verwundert und beſtürzt lief Damon hinab zur Frau Erde, um ſie um Rath zu fragen; ſie ſchwatzte ihm allerlei vor, und indeß er ihr zuhörte, wuchs ihm der Bart durch den goldenen Tiſch, und er konnte nicht mehr herauf. Da er immer lamentirte und klagte und weinte, und Frau Erde ihn nicht los machen konnte, verließ ſie ihre Kammer, und ließ ihn allein ſitzen, und hat ihn nachmals ſein Sohn Johannes dann und wann beſucht. Ihr habt den Treuloſen ſelbſt heut nach vierhundert Jahren daſitzen ſehen, ihr habt geſehen, wie ich ihm neulich den Bart gelöst und ihn begraben. Weinend durchirrte ich noch einmal alle Gemächer der Staarenburg, und zog mich in tiefer Betrübniß hier auf die Inſel, in die Höhle zurück, wo ich den Bund mit Damon geſchworen hatte.

Als ich an den Stein trat, worauf er das wunderbare Staarenei zerſchlagen, trat der Geiſt der Frau Aglaſter, als dieſelbe weiße Frau mir entgegen, die ich an der Wiege meines kleinen Johannes hatte ſingen hören. Sie hatte die Schalen des Schickſaleies in der Hand und ſagte mit traurigem Ernſte zu mir:

„Er bleibt vom Mondenſchein behext,
Daß durch den Tiſch der Bart ihm wächst.
Hört meinen letzten Spruch:
Mondſchäfer! euren Stamm
Ich jetzt mit ernſtem Fluch
Zur Staarenart verdamm,
Bis einſt ein ſpäter Erbe
Als Staar wie ich, freiwillig ſterbe!“

Hierauf ſeufzte ſie und verſchwand.

Dieſe Worte machten mich ſchaudern, und ich wollte eben aus der Höhle fliehen, als ich ein unheimliches Schnurren hörte. Ich ſah mich um, da ſah ich den großen Kater, in welchen ich Cisio Janus verwandelt hatte, mich mit glühenden Augen anblicken und einen großen Buckel gegen mich machen.

Hinweg! ſchrie ich, auch du willſt mein Leid verhöhnen, und eilte beſtürzt zu meinem Vater, dem Mondmann; der tröſtete mich und ſöhnte mich auch mit ſeiner Frau Mutter aus, welche mir hierauf euch, liebe Fräulein! zu Geſpielinnen gab. Nun wißt ihr, warum ich damals immer ſo traurig war.“

Die Geſpielinnen der Frau Mondenſchein hörten

dieſer Erzählung ihrer lieben Herrin ganz ſtille zu, und auch ich verlor kein Wörtchen. Nun aber begann ſie wieder zu tanzen und zu reihen, und da ich mich weit vorlehnte, um den ſchönen Tanz der Stammmutter meines Hauſes beſſer zu betrachten, laſtete ich zu ſehr auf die Schwäche des Aſtes, der mich trug, und er brach ſammt mir mit großem Geräuſch herab, worüber die Elfen erſchrocken die Flucht nahmen.

Schüchtern ging ich an die Stelle, wo ſie getanzt hatten, und nahm den Schleier, den Altweiberſommer gewebt hatte, zu mir; denn die Frau Mondenſchein hatte ihn in eiliger Flucht liegen gelaſſen, und er ſoll nun der Hochzeitsſchleier meiner lieben Ameleya werden, wenn ich ſie erſt wieder habe.

So erfuhr ich den erſten Urſprung meines Stammhauſes und die Geſchichte des Mondenhirten Damon, den ich am Tiſche mit dem Barte angewachſen und nachmals in ſeinem ſchönen Grabe geſehen.

Aber ſchon graute der Tag, die Schwalbe ſchweifte mit ihrer ſilberweißen Bruſt über den Spiegel des Sees, der Morgenſtern funkelte fröhlich über den Hügel, und meine Roſſe begrüßten ihn wiehernd am jenſeitigen Ufer. Ich wickelte den Schleier dicht zuſammen, band mir ihn auf den Kopf in meine Locken feſt, damit er nicht naß werden möge, und ſtürzte mich mit ausgebreiteten Armen in den See, deſſen jenſeitiges Ufer ich bald erreichte.

Schnell kleidete ich mich an, ſchwang mich auf

mein Roß, ſo thaten auch meine zwölf Begleiter, und ſinnend über alles, was ich geſehen, legten wir in mäßigem Schritt eine Tagereiſe zurück.

Am Abend gelangten wir in eine wilde Gebirgsgegend, und ich gebot meinen Begleitern auf einem ſchönen grünen Eichenplatz unſer Nachtlager aufzuſchlagen. Während ſie damit beſchäftigt waren, ſchritt ich in Gedanken etwas höher im Gebüſch, um in die dämmernde Landſchaft zu ſchauen, als mir plötzlich in einem Hohlweg ein feiner, ehrbarer, alter Bauersmann entgegen ſchritt. Er war mit einem grauen Rock bekleidet, auf dem Hut hatte er eine ſchwarze Binde, am Hals ein weißes Feldzeichen, einen gelben Riemen um den Leib geſchnallt, und rothe Stiefel an ſeinen Füßen; in ſeiner Hand trug er zwei Lilienblumen auf einem Stiele gewachſen, die er ſehr ernſthaft betrachtete, denn ſie waren ſehr ſchön und glänzend, die eine roth, die andere weiß und gaben einen ſüßen Geruch von ſich; in der andern Hand aber trug er eine Haſelruthe. Als ich ihm nahe gekommen war, ſtand er plötzlich ſtill. Ich ſah, daß die beiden Blumen ihre Kelche aufthaten und ſich gegen mich wendeten, und die Haſelruthe ſich zuckend bewegte.

„Guten Abend, Vater!“ ſagte ich; er aber ſprach haſtig zu mir: „Willkommen, willkommen, vieltauſendmal willkommen! endlich hab ich dich gefunden; jetzt mußt du mir gleich den gelben Riemen aufſchnallen, und den grauen Rock ausziehen, und die rothen

Stiefel, der graue Hut, Alles muß herunter; du biſt es, du kannſt es.“

Ich war höchlich erſchrocken über den Alten, und glaubte er ſey wahnſinnig und könne mir Leides anthun, darum wollte ich fliehen; er aber trat mir in den Weg, und ſagte: „So haben wir nicht gewettet, nur munter, ſchnalle den Riemen auf.“ Dazu hatte ich nun keine Luſt, und zog mein Schwert gegen ihn. — Er berührte dieſes aber mit der rothen Lilie, und ſieh, es ſchmolz mir glühend nieder bis ans Heft, worüber ich ſehr erſchrack. „Sieh,“ ſagte er, „das hätteſt du dir erſparen können; ich habe nicht umſonſt ſo lange auf dich gewartet; munter den Riemen aufgeſchnallt.“ — „Kannſt du denn das nicht ſelber?“ ſagte ich. — „Nein,“ ſprach er, „ſonſt brauchte ich dich nicht dazu.“ — Ich mochte nun wollen oder nicht, ich mußte mich dran machen, ihn auszuziehen. Mit leichter Mühe ſchnallte ich den Riemen auf, zog ihm den Kittel aus; aber wie erſtaunte ich nicht, da ich ihn darunter ganz mit Gold und Edelſteinen geharniſcht ſah. Die rothen Stiefel mußten auch herunter, der graue Hut, Alles lag am Boden, und er ſtand vor mir wie ein funkelnder Götze. Sein ganzes Weſen war prächtig und herriſch. Eitel trat er etwas höher auf einen Stein und ſprach: „Nun, mein Vortrefflichſter, wie gefalle ich dir? Hier nimm den Haſelſtecken zum Lohn, er öffnet dir alle Felſen und geheimen Schätze; ich brauche die ſauere Arbeit nun

nicht mehr, denn hier ruht der Stein der Weiſen; Gold kann ich machen, ewiges Leben kann ich geben" — und mit dieſen Worten ſchlug er mit geballter Fauſt wider ſeinen Bruſtharniſch, daß es raſſelte. — „Lebe wohl, du haſt das Glück geſehen" und ſomit wendete er ſich und ging eilends den Berg hinan.

Aber wie ward mir angſt und bange, als ich ſah, daß ihm der graue Rock, der grüne Hut und die rothen Stiefel eiligſt nachliefen. Der ganze Kerl hatte mir etwas Schreckliches, Fatales, und doch wieder Lächerliches. Froh ſo leicht davon gekommen zu ſeyn, nahm ich auch meinen Weg zurück; aber ich mochte gehen, wie ich wollte, ich konnte mich in den wilden Wegen nicht mehr zurecht finden, und entſchloß mich endlich, da ich einen heimlichen Waldwinkel fand, hier den Tag abzuwarten. Ich ſetzte mich nieder, und um mein Haupt bequemer an einen Fels anzu= legen, wollte ich einige Kräuter, die auf ihm wuchſen, mit der Haſelruthe des Alten, die ich noch immer in Händen trug, herunter ſchlagen; kaum aber berührte ich den Stein mit der Haſelruthe, als er ſich aufthat und mir ein wunderbares Schauſpiel zeigte. — Ich ſah tief hinab wie in einen Keller; da liefen eine Menge grauer Männchen und Weibchen herum und ſchleppten allerlei Kiſten und Kaſten und Körbe, und ſtellten ſie in Ordnung, gerade als wenn man in eine neue Wohnung gezogen iſt und nun einräumt. Was ſie aber trugen, war lauter Silber und Gold

und Edelſtein, und ſchien das da unten gemeiner als bei uns die irdenen Töpfe. Wenn ſie ein wenig langſamer gingen, kam gleich ein alter Mann in einem blauen Rock und ſchrie:

„Eilet, eilet, nicht verweilet,
Alles reinlich eingetheilet,
Hübſch nach dem Gewicht geleget,
Daß ſich ja nichts weg beweget;
Schweres unten, Leichtes oben,
Daß die Ordnung ſey zu loben,
Werth nach Innen, Glanz nach Außen,
Machet nicht ſo lange Pauſen.“

Auf dieſe Worte liefen ſie viel ſchneller, und hatten bald Alles in der ſchönſten Ordnung, nun aber ſagte der Alte:

„Und jetzt hauet eine Stufe,
Daß ſich bildet eine Kufe,
Wo die Fräulein Edelſtein
Mit den ſieben Jungferlein
Sich bequemlich können pflegen,
Wenn ſie in das Bad ſich legen.“

Darauf ging es an ein Gepicke und Gehacke und Gebohre, mit Meiſeln, Schlägeln, Keilen und Bohrern; aber alles im Takte, daß es eine artige Muſik war. In wenigen Minuten hatten ſie ein tiefes Bad mit mehreren Stufen abwärts rein und glatt in den Boden des Gewölbes gehauen. Als ſie fertig waren,

rafften ſie ihr Arbeitsgeräthe zuſammen und verſchwanden mit dem Alten in der Wand des Felſens.

Nach einer kleinen Weile trat Frau Edelſtein mit ihren ſieben Fräulein ein, wie ich ſie geſehen hatte in jenem Gewölbe hinter dem Stuhle des Grubenveitel ſtehen. Sie ſah ſehr betrübt aus und ſprach:

Mägdlein laſſet mir zum Bade
Nur die friſche Quelle los,
Daß ich mich des Staubs entlade
In der neuen Heimath Schooß;

Eine kämmet mir die Haare,
Eine ſalbt und eine ſchminkt,
Bis der Schmerz ſo vieler Jahre
In dem guten Bad ertrinkt.

Eine ſoll den Spiegel halten,
Eine trocknet mir den Leib,
Jede muß ihr Amt verwalten,
Singt dazu zum Zeitvertreib.

Kobold.

Aber was ſoll ich denn machen?
Ha! ha! ha!

Frau Edelſtein.

Was du immer thueſt: lachen.

Kobold.

Ha! ha! ha! ich lache ja.

Nun öffnete Fräulein Queckſilber eine Röhre. und es ſtürzte ein heller Strom von Queckſilber in die Kufe bis zum Rand, wozu ſie ſang:

Rüſtig, luſtig ſtürze nieder,
Ohne Ruhe, ohne Raſt,
Um der Herrin helle Glieder
Schmiege dich, du blanke Laſt,

Kecke Quelle, kalt und helle,
Feuerflüchtig und durchſichtig,
Schwer und ſchnelle, feſte Welle
Nun iſts richtig, 's Bad iſt tüchtig.

Kobold.

Potz Merkurius wie luſtig,
Ja das wußt ich,
Und ich lache
Zu der Sache
Ha! ha! ha!

Frau Edelſtein wälzte ſich in dem Bad hin und her, und als ſie glaubte, daß es genug ſey, kam Fräulein Asbeſt, und trocknete ſie ab mit folgenden Worten:

Mit dem Tüchlein klar geſponnen,
Fein gewebt in Staarenberg,
Weiß gebleicht an Phosphor=Sonnen
Von dem klugen Meiſter Zwerg;

Ich dich reibe, daß dir bleibe
Auch kein Schmitzchen oder Ritzchen
Dir am Leibe, ich vertreibe
Jedes Spitzchen, jedes Kritzchen.

Kobold.

Ei Potz Blitzchen!
Wer gern tanzt, dem iſt gut geigen

Und was weiß, iſt leicht zu bleichen,
Leicht zu trocknen, was nicht naß iſt,
Leicht zu lachen, was ein Spaß iſt.
Ha! ha! ha!

Als Frau Edelſtein abgetrocknet war, ſtellte ſie ſich auf einen goldnen Stuhl und Fräulein Naphta ſalbte ſie über und über, wozu ſie ſang:

Naphta.

In der heimlichſten der Grüfte
Kocht die Salb ein Feuergeiſt,
Und ich ſalb dir Fuß und Hüfte,
Daß dich heiße Gluth durchreißt.

Wie es feuert, raſch geſcheuert!
Mich entzückſt du, Blitze ſchickſt du,
Sey betheuert, glanzerneuert,
Funkelnd blickſt du, dich erquickſt du.

Kobold.

Mich erquickſt du,
Denn zu deinen Heucheleien
Und zu deinen Schmeicheleien,
Die den Demant nicht poliren,
Ihn mit Eitelkeit foliiren,
Muß ich lachen ha! ha! ha!

Frau Edelſtein ſchimmerte nun ſehr ſchön, ſie ſetzte ſich auf den goldnen Schemel und Fräulein Spieß-glanz kämmte ihr die Locken mit ihren ſpitzen glänzen-den Fingern, wozu ſie ſang:

Spießglanz.

Deine Locken ich durchſtreife
Mit der Link und Rechten hier,
Glänzend wie Kometenſchweife
Drehe ich die Flechten dir.

Sieh ich ſchlinge helle Ringe,
Goldne Flöckchen, lichte Löckchen,
Und nun ſpringe, luſtig klinge
Wie ein Glöckchen, ſchönes Döckchen!

Kobold.

Ei du Glöckchen!
Ei du zierlich Spinneröckchen!
Schlittenpferd und Kinderraſſel
Machen immer ſolch Gepraſſel
Als du mit der Schellenkappe,
Daß dich nur kein Narr ertappe,
Ich muß lachen ha! ha! ha!

Wenn gleich Fräulein Kobold ein wenig anzügliche giftige Bemerkungen machte, ſo hatte ſie doch nicht ganz unrecht mit ihrem Lachen; denn Spießglanz hatte die Goldhaare der Frau Edelſtein in tauſend Schneckenhäuſer, Korkzieher, Hobelſpäne, Schlangen, Haken und Spirallinien gedreht, und wenn ſie ſich bewegte, gab ihr Haupt ein wunderbares Geräuſch von ſich. Nun aber trat Fräulein Zinnober herbei und ſchminkte die Frau Edelſtein.

Zinnober.

Wie die Purpurroſen prangen
Neben weißer Lilien Schnee,

Schminke ich dir deine Wangen,
Die gebleicht von tiefem Weh.

Wie die ſpröden, ſcheuen, blöden,
Keuſchen Frauen niederſchauen
Mit Erröthen, wenns von nöthen,
Kannſt du ſchauen voll Vertrauen.

Kobold.

Selbſt die ſchlauen,
Scham und Zucht entwöhnten Frauen,
Die es zahlen, kannſt du malen,
Daß ſie mit der Unſchuld prahlen,
Leicht iſts einen roth zu machen!
Ich muß lachen ha! ha! ha!

Nun wollte Frau Edelſtein aber auch ſehen, wie ſie ausſehe, und Fräulein Marienglas hielt ihr den Spiegel vor, daß ſie ſich von oben bis unten betrachten könne: **Fräulein Marienglas** ſang dazu:

Spiegle dich, du liebe Holde!
Wie der Schwan zum blanken See
Niederſchaut im Abendgolde,
Ob er nicht ſein Sternbild ſeh.

Schöne Frauen im Beſchauen
Sich erquicken mit Entzücken,
Wie die Pfauen auf den Auen
Sich erblicken, ſchöner ſchmücken.

Kobold.

O ihr Pfauen!
Glanzgerüſtet, goldgebrüſtet,

Wollt auf eure Füße ſchauen,
Pfui der rauhen ſchwarzen Klauen!
Garſt'ge Stimme, o wie ſchlimme!
Ich lob mir die Nachtigall:
Schlechtes Röcklein, ſüßer Schall,
Guter Name, Ehrendame,
Ich muß lachen über all dies Schönermachen,
Ha! ha! ha!

„Du haſt wohl recht, Koboldchen," ſagte Frau Edelſtein, „all dieſer Putz iſt leerer Tand; aber ich mußte doch wieder einmal dran denken, mich wieder zu erneuern, und es iſt mehr aus tiefer Traurigkeit, als aus Freude, daß ich mich ſo ſchmücke; denn wiſſet vor mehreren hundert Jahren habe ich in ähnlichem Schmuck hier geſeſſen, und ich beziehe dieſes Haus zur Erinnerung. Kommt, ſetzt euch, daß ich euch erzähle was mir hier geſchehen iſt." Nun ſetzten ſich die Jungfrauen rings um das ſpiegelnde Bad auf die Stufen und Frau Edelſtein erzählte wie folgt: „Als ich noch ein kleines Mägdelein war, lag ich Nachts in Staarenberg in einer kryſtallenen Wiege, die abgeſondert von der Wohnung der Frau Erde, meiner Mutter, in einem einſamen Gewölbe ſtand. Einſtens um Mitternacht, als ich über einem Märchen meiner Wärterinnen entſchlief, that es einen gewaltigen Krach, als wenn das Gewölbe einſtürzte, zugleich wehte mich kalte Luft an, und da ich hievon erwachte, ſah ich die Wand des Felſens

niedergeſtürzt und hatte den wunderbaren Anblick des geſtirnten Himmels. Meine Wärterinnen waren entflohen, und erſchreckt von dem nie geſehenen Glanze der Sterne, wollte ich eben anfangen zu weinen, als ein ſchöner blonder Knabe an meine Wiege trat, mich liebkoste und wieder einwiegen wollte. Sein Anblick machte mir unbeſchreibliche Freude; denn ich hatte bisher kein anderes Kind geſehen, und wie ſchrie und weinte ich, als meine Wärterinnen nun zurückkehrten und mich mit der Wiege nach der Stube meiner Mutter trugen; aber bald war ich getröſtet, als ich ſah, daß der Knabe auch in die Stube trat. Er ſagte meiner Mutter auf ihre Frage, daß er Johannes, des Fürſten von Staarenberg Söhnlein ſey, und ſie gewann ihn lieb, ſchenkte ihm Edelſteine und lud ihn ein, uns alle Nacht zu beſuchen, wenn ſeine Mutter abweſend ſey und ſein Vater ſchlafe.

Dies geſchah alle Monate einige Nächte lang, und er ſtellte ſich immer richtig ein; denn die Mutter hatte ihm eine Springwurzel geſchenkt, mit der er alle Felſen öffnen konnte. So wuchſen wir wie Geſchwiſter mit einander heran. Johannes war ein Kind in unſerm Berg, er ſah alle Arbeiten der Berggeiſter mit an, und hatte eine beſondere Liebe zu dem Geſchäft. Vor Allem aber hatte er eine große Freude an den Poſſen eines Affen, den meine Mutter hatte und der gewöhnlich mit ihr Schach ſpielte. Er hieß Trismegiſtus und war ein tiefſinniger, wunderlicher

Geſell. Er machte Alles nach, was er die Berggeiſter machen ſah, und war dann ſehr verdrüßlich, wenn wir ihn alle auslachten, daß er immer verkehrtes Zeug heraus kriegte. Dieſer Affe war anfangs ſehr neidiſch auf den kleinen Johannes, weil er ſah, daß ich lieber mit dieſem ſpielte, als mit ihm; nachher aber ging er meinem jüngeren Freunde überall nach und ſchmeichelte ihm und diente ihm mit allerhand Handreichung, wenn der kleine Johannes ſpielend mit den Berggeiſtern arbeitete.

So lebte ich in kindlicher Luſt wohl ſechszehn Jahre mit Johannes, als er plötzlich ausblieb; ich konnte mir die Urſache nicht denken und war in größter Angſt; ich zog durch alle Gegenden unter der Oberfläche des Berges hin und rief ihm mit den zärtlichſten Namen; er kam nicht.

Die folgende Nacht ging es mir ebenſo, in der dritten endlich gelang es mir, die Gegend des Berges zu finden, über der ſein Schlafgemach war. Er hörte mein Weinen und Klagen; die Decke öffnete ſich und er eilte in meine Arme; indem wir nach der Kammer meiner Mutter liefen, ſo erzählte er mir, daß ſein Vater die vielen Edelſteine, die er von uns erhalten, gefunden und ihn ſehr gedrängt habe, zu ſagen, wie er zu ſolchen Schätzen gelangt ſey, und daß er ihn, da er es ſeinem Verſprechen gemäß verſchwiegen, Nachts, auf den Rath ſeiner Mutter, in ſein Bett genommen und mit einem ſeidenen Faden

an ſeinen Arm gebunden habe, er aber auf mein Angſtgeſchrei denſelben zerriſſen und ſo zu mir gelangt ſey.

Kaum waren wir in die Kammer meiner Mutter gelangt, ſo trat ſein Vater auch hinter uns ein, und wollte ihn eben tüchtig auszanken; aber meine Mutter fiel ihm in die Rede, der Affe Trismegiſtus machte ihm tauſend Kratzfüße, und er fand ſich durch den Glanz der Edelſteine und beſonders durch das Schachbrett meiner Mutter, worauf alle Figuren lebendig waren, ſo zerſtreut und hingeriſſen, daß er dem kleinen Johannes nicht nur verzieh, ſondern ſich bei uns auch ſehr wohl gefiel.

Er unterhielt ſich die ganze Nacht mit meiner Mutter und Trismegiſtus und verließ uns erſt am Morgen, die folgende Nacht kam er wieder und ſo öfters.

Einſtens, da meine Mutter krank war, unterhielt er ſich mit dem Affen allein, der ſetzte ihm allerlei böſe Grillen in den Kopf über die Gewohnheit der Frau Mondenſchein, ihn monatlich einige Zeit zu verlaſſen, und gab ihm ein wunderliches Glas, wodurch er ſie belauſchen könne. Er ging mit dem Glaſe unruhig, früher als gewöhnlich, von uns. Nun erwartete ich in der folgenden Nacht ihn und Johannes nicht, der Mond ſchien wieder, und da kamen ſie nie. Aber ſiehe da! da kamen ſie beide, und der Vater war in großer Unruhe; er ſetzte ſich zu meiner Mutter an

den Tiſch und klagte ihr ſein Unglück, daß ihn ſeine Gattin ſeiner verbotenen Neugierde wegen verlaſſen und verflucht habe.

Der Beſuch war meiner Mutter nicht ganz gelegen, denn ſie war eben mit ihren geheimſten Arbeiten beſchäftigt; ſie ließ einen goldnen Tiſch wachſen; nun bat ſie zwar den unglücklichen Herrn ſich nicht drauf zu legen, aber in ſeinem großen Kummer vergaß er es und ſein Bart ſtreifte auf den Tiſch, und wuchs ihm hinein, ſo daß er nicht mehr aufſtehen konnte.

Meine Mutter verwies ihm nun ernſtlich ſeine Neugierde und ſagte ihm, daß es außer ihrer Macht ſtehe, ihm zu helfen; ſie legte ihm ein Buch vor, in dem er las und heftig dabei weinte; endlich brach er in folgende Worte aus: „Frau Erde! ich fühle wohl, ihr könnt mir nicht helfen; ich muß hier ſitzen bis der Fluch der Frau Aglaſter und der Großmutter meiner Frau erfüllt iſt. Nun aber rufet mir meinen Sohn Johannes, daß ich ihm die Regierung meines Volkes übergebe.“ Johannes ward gerufen, er hörte das Unglück ſeines Vaters, er übernahm die Regierung; meine Mutter nahm ihm die Springwurzel; ſie ſagte ihm, nie mehr ſolle er uns ſehen, denn ſie ſehe wohl, daß aus der Gemeinſchaft der Geiſter mit den Menſchen nur Treuloſigkeit und Unglück erfolge. Meine und ſeine Bitten halfen nichts, ich mußte ihn laſſen; eine Menge unbarmherziger Kobolde faßten ihn und führten ihn mit Gewalt an die Oberfläche der Erde.

Meine Trauer, meine Weheklagen halfen nichts, meine Mutter war unerbittlich und nahm ſich vor, dieſen Aufenthalt zu verlaſſen. Ehe wir aber abreis-ten, wollte ſie den vorwitzigen Affen Trismegiſtus noch beſtrafen; man ſuchte ihn überall und konnte ihn lange nicht finden. Endlich, da meine Mutter in der geheimſten Kammer aufräumen wollte, wo ſie das Gold machte und den Stein der Weiſen liegen hatte, fand ſie den Schelm ganz von oben bis unten vergoldet. Er war ihr über die Tiegel gerathen und hatte ſich ſo mit der Tinktur angeſtrichen. Erzürnt über ihn, ſprach ſie: „Warte, du ſollſt deines falſchen Schimmers niemals genießen, du unglückſtiftender Verräther!“ und ſomit zog ſie ihm einen grauen Rock an, ſchnallte ihm einen gelben Riemen um und ſetzte ihm einen grauen Hut auf, zog ihm rothe Stiefel an und ſagte: „So ſollſt du nun den gefangenen Mondenhirten bedienen, den du durch deine Schwätzerei ins Unglück gebracht, bis er einſtens auf der Erde im ſchönen Grabe ruht; keiner ſoll dir den Gürtel löſen können, als der, der alle dieſe Schickſale löst, und ewig ſollſt du grübeln, forſchen und nachäffen, und nie das Gold ſehen, das dir doch näher iſt als das Hemd!“ — Somit ſchleppte ſie ihn zu dem feſtgewachſenen Mondenſchäfer, legte ihn an eine Kette, ſetzte das Schachbrett zwiſchen beide, ſchloß den Berg zu und zog mit mir und allen den Ihrigen hierher in dieſen Berg.

Johannes, der nun die Staarenberger regierte,

hatte mich ſo wenig vergeſſen als ich ihn. Das Erſte, was er that, war, daß er ſein ganzes Volk nach und nach zu Bergleuten verwandelte; er hatte Vieles bei uns gelernt und nun zog er Schachten und Gruben, wohl an die neun Jahre lang, in dem Berge hin und her. Aber Alles war fruchtlos, da wir nicht mehr da wohnten.

Endlich wollten ſeine Leute nicht mehr arbeiten, denn der Berg war ſchon ſo untergraben, daß ſie fürchteten, er möge einſtürzen. Zornig verließen ſie ihn mit der Verſicherung, nicht mehr zu arbeiten, an einem Abend, und er blieb mit ſeinem Grubenlicht, Fäuſtel und Schlegel allein in dem Stollen.

Aengſtlich durchirrte er alle die vielen Gänge, die er ſeit zehn Jahren hatte hauen laſſen, und legte ſich eben traurig an eine Felſenwand nieder, um zu ſchlafen.

Kaum war er entſchlummert, als er ein Kettengeraſſel hörte, er wachte auf und lauſchte. Sieh! da klang es hinter ihm an der Wand; muthig fing er an zu arbeiten, und je tiefer er drang, je lauter raſſelte es; laut ſchrie er den Bergmannsruf aus: Glückauf! Glückauf! und Glückauf! antwortete es ihm; noch wenige Minuten gearbeitet und er fand in dem Gewölbe ſeinen Vater. Aber der ſah ihn mit großen Augen an und lachte nicht und ſagte kein Wort, wie ein Lebendigbegrabener.

Johannes gab ſich alle Mühe, ihn mit ſeinen

Liebkoſungen zu ermuntern; aber er blieb ſtille und erſtarrt und ſah immer auf das Schachbrett, als ſinne er über einen Zug.

Vor ihm ſaß Trismegiſtus und hatte die größte Freude über die Erſcheinung des Johannes. „Geſchwind," ſagte er, „mach mir meine Kette los, und laſſe mich aus dieſem langweiligen Loch heraus; der alte Herr ſpielt ſo langſam, er thut alle Jahre einen Zug, helfen kannſt du ihm nicht; wenn ich übers Jahr komme und ihm einen andern Zug thue, iſt es gerade hinreichend Geſellſchaft für ihn; ſchnell führe mich hinweg, ich will dir auch bald auskundſchaften, wo Fräulein Edelſtein, deine Liebſte iſt." — Johannes ließ ſich von ihm verführen, er machte die Kette des Affen los, küßte ſeinen Vater, der es aber gar nicht zu bemerken ſchien, und verließ mit Trismegiſtus, der immer noch das graue Habit anhatte, die Gruft.

Als ſie in der Stube des Johannes angekommen waren, ſagte dieſer: „Nun, Trismegiſtus! halte Wort und ſage mir, wie ich zu meiner Liebſten, der Fräulein Edelſtein komme." „Ja," ſagte Trismegiſtus, „aber du mußt mir vorher noch verſprechen, mich hier auf deinem Schloß ſicher und verborgen zu halten und mich zu ernähren, und daß du mir niemals zumutheſt, einen Schritt tiefer als die Oberfläche der Erde zu gehen, damit mir die Mutter deiner Liebſten nichts anhaben kann; denn hier oben kann ſie mir

nichts thun. Laſſe mir daher einen Thurm bauen, auf dem oben ein Gewölbe und ein guter Rauchfang iſt, da will ich für mich und dich die Planeten obſerviren, und allerlei chemiſche Laborationen vornehmen und mir die Zeit damit vertreiben. Wenn ich es nur ſo weit bringe, den grauen Rock los zu werden, ſo ſollteſt du ſehen, daß ich leuchte wie Gold; die Frau Erde iſt nicht umſonſt ſo zornig auf mich, ich habe ihr die beſten Stückchen abgelernt." — Schnell ließ Johannes, der wegen ſeinem vielen Graben von ſeinem Volke der Grubenhanſel genannt wurde, auf einem abgelegenen hohen Wartthurm des Schloſſes einen Rauchfang bauen und ihm Alles einrichten, wie er es wollte, und als Trismegiſtus ſchon oben wohnte, drang er nun in ihn, ihm die Mittel zu lehren, wie er zu mir gelangen könne. Worauf ihm der Affe ſagte: „Beſter Grubenhanſel! heute will ich es dir ſagen, früher hätte es dich nichts genützt, denn heute Nacht um zwölf Uhr muß die Wünſchelruthe geſchnitten werden; gehe hinab an den See, dort wirſt du eine Weide finden, von welcher du dir eine kleine Ruthe ſchneideſt; dieſe Ruthe in der Hand gehe ſo lange nach Norden, bis die Ruthe niederſchlägt, dann wirſt du nicht lange ohne dein Liebchen ſeyn." Johannes that nach ſeinen Worten: er ſchnitt die Ruthe, er hielt ſie vor ſich und reiſte bis hieher. Da ſchlug die Ruthe nieder, der Fels öffnete ſich, und er ſah mich hier auf dieſer Stelle ſo ſitzen und

weinen, wie ich jetzt hier ſitze. Er rief meinen Namen aus, ich ſah ihn und wir umarmten uns mit unendlicher Freude. Nun war es gerade um Weihnachten, wo meine Mutter die Wache bei dem Stein der Weiſen hielt, weil um dieſe Zeit alle goldgierigen Menſchen nach dieſem Schatze trachten. Wir waren alſo ſicher, nicht überraſcht zu werden. Aber der Morgen brach an und wir hatten in der Dunkelheit der Grube ihn nicht bemerkt; meine Mutter trat herein und fand uns beiſammen.

Anfangs war ſie heftig erzürnt; aber unſer Bitten verſöhnte ſie und ſie gab mir endlich den Grubenhanſel zum Gemahl mit der Bedingung, daß ich immer den ſiebenten Tag der Woche zu ihr kommen ſollte, und daß er mir dann niemals folgen ſollte, noch mich fragen, was ich zu verrichten hätte. Er verſprach es und ich folgte ihm in den Staarenberg zurück, wo ich ihn immer am Sonnabend verließ und zu meiner Mutter ging, Sonntags aber wieder kam.

So lebten wir einige Jahre, und ich gebar ihm einen Sohn, den wir Veit nannten. Trismegiſtus ließ ſich nicht vor mir ſehen und ſaß immer auf ſeinem Thurm und deſtillirte. Mein Gemahl verrieth ihn auch nicht, und wenn ich ihn fragte, was denn das für ein immerwährender Rauch ſey, der oben aus dem Thurme herausſtieg, ſagte er mir: „Dieſer Thurm iſt's, von welchem mein Vater nach meiner Mutter,

Frau Mondenſchein, geſchaut hat, und weil ich in meiner heimlichen Liebe zu dir die erſte Urſache ſeines Verbrechens war, ſo laſſe ich jetzt einen ewigen Rauch auf dem Thurme aufſteigen, ein Opfer um meine Frau Mutter zu verſöhnen, ich räuchere mit lauter Edelſteinen, dieſelben, die du mir früher geſchenkt."

Aber Johannes betrog mich, denn in den Nächten, da ich abweſend war, ging er immer ſelbſt auf den Thurm hinauf, mit dem Affen zu laboriren; ſie ſuchten den Stein der Weiſen, welcher ewiges Leben gibt und Alles in Gold verwandelt. Der Affe hatte meiner Mutter allerlei Kunſtgriffe abgelernt, die er nun ohne Verſtand und Zuſammenhang auf alle mögliche Weiſe hintereinander folgen ließ, nur nie auf die rechte. Seine Hauptbemühung war immer, den grauen Rock und die Stiefel herunter zu kriegen; aber er konnte es nie zu Stande bringen; er verſuchte es wohl hundertmal, ſein Habit zu vergolden; kaum hatte er ſich mit dem Metall überzogen, als Alles wie vorher grau und trübe wurde.

Schon war alles Gold des Schloſſes zum Schornſtein hinausgeflogen, und ſo viel ich deſſen auch brachte, nie reichte es hin, und doch erfuhr ich nie, wo es hinkam. Mein Sohn Veit, der ſeinen Vater immer um Gold fragen hörte, ſchleppte nun alles an, was blinkte; aber immer lachte ihn der Vater aus; doch ließ ſich der Knabe nicht irre machen und hatte eine große Leidenſchaft zu wiſſen, was der Vater mit

all dem Golde anfange. „Vater,“ ſprach er, „was iſt denn Gold?“ — „Es iſt ein köſtliches Metall,“ ſagte Grubenhanſel; in demſelben Augenblick fuhr der kleine Veit, der ſehr naſchhaft war, mit einigen Goldkörnern, die auf dem Tiſche lagen, in den Mund. Grubenhanſel in der Angſt, er möge daran erſticken, öffnete ihm den Mund mit Gewalt, und erblickte zu ſeiner größten Verwunderung einen goldnen blinkenden Zahn in ſeines Söhnleins Mund.

Es war gerade zur Zeit meiner Abweſenheit. Grubenhanſel entdeckte ſeinen wunderbaren Fund dem Affen Trismegiſtus und dieſer gerieth darüber in die ausgelaſſenſte Freude. „Geſchwind bringet euern Veit herauf,“ ſagte er, „er hat, was ich ewig ſuche, was uns allen hilft: animaliſches Gold.“

Veit war eben einem ſchönen Pfau nachgeklettert, der ihn mit ſeinem goldſchimmernden Hals reizte, und da die Sonne unterging, war dieſer Vogel nach ſeiner Gewohnheit auf ein Dach geflogen, um ihr nachzuſchreien. Eine kühle Luft erhob ſich und ſpielte in den Federn des Vogels; ſchimmernde Tauben durchſchnitten die Luft und goldne Fiſche ſprangen aus dem See, dem kühlen Abendwinde entgegen; ganz ungemein glückſelig fühlte ſich der kleine Veit neben ſeinem Pfau auf dem Dache; aber ſo oft er die Hand ausſtreckte, dem Vogel eine Feder zu entreißen, flog dieſer auf einen höhern Punkt und Veit folgte immer

weiter, bis endlich der Vogel in den Wald flog und ſeinen gierigen Blicken entſchwand.

Veit ſaß nun ſo hoch oben, daß er ſchwer herunter konnte; aber es war ihm ganz wohl, und er hatte die größte Luſt oben zu bleiben, als er die Stimme ſeines Vaters im Hofe hörte. Er beſann ſich nicht lange, rutſchte auf den Dächern nieder, lief wie eine Katze in den Dachrinnen, ſchwang ſich von Giebel zu Giebel, und ſprang endlich heil und geſund vor den Füßen ſeines erſchrockenen Vaters zu Boden.

Dieſer nahm ihn verwundert über ſeine Geſchicklichkeit mit ſich auf den Thurm, wo ihm der Knabe gern folgte, weil er die Höhen liebte. Kaum hatte ihn der Affe erblickt, als er ihm auch den Mund mit einem ſilbernen Löffel aufmachte, und ihm, noch ehe der Vater eine Einrede dagegen machen konnte, den goldnen Zahn unter heftigem Geſchrei ausriß. „Nun iſt uns geholfen,“ ſagte der Affe, „mit dieſem Zahn führe ich dich, Grubenhanſel! in die Kammer, wo deine Frau jetzt den Stein der Weiſen bereitet; wir überraſchen ſie, ſie muß uns Alles heraus geben, und wir ſind die Herren der Erde und leben ewig.“

Grubenhanſel ließ ſich bethören, er ſchlich mit dem zitternden weinenden Veit und Trismegiſtus herab. Den Knaben brachte er zu Bette und verſprach ihm ſo viele Pfauen und Tauben als er nur wollte, wenn er ſchwiege, und der Knabe gab ſich zur Ruhe.

Als meinem Söhnlein der Zahn ausgeriſſen wurde,

empfand ich denſelben heftigen Schmerz in meiner Kinnlade, und hörte ſein Geſchrei bis in die Tiefe der Erde. „Ach!“ ſagte ich, „meinem Kinde geſchieht weh“ — und ängſtlich erwartete ich den Anbruch des Tages, um nach Hauſe zu kehren, als plötzlich Grubenhanſel und Trismegiſtus vor mir ſtanden, und letzterer haſtig nach dem Stein der Weiſen griff, der vor mir zwiſchen drei Lilien lag, einer blauen, einer rothen und einer weißen. Aber ich ſtellte meinen Fuß auf den Stein, der ſogleich in die Erde verſank, und der gierige Affe riß nun die weiße und rothe Lilie ab, und entfloh wie ein Pfeil aus der Grube, weil er den Schritt meiner Mutter hörte.

Schon hatte ich meinen Gatten mit den bitterſten Vorwürfen überhäuft, daß er ſeinen Schwur gebrochen; als meine Mutter, die Frau Erde, eintrat und mit ungemeinem Zorn den Johannes bei mir fand. „Deine Herrlichkeit iſt aus,“ ſagte ſie, „du haſt mit dem goldnen Zahn deinem Glücke die Wurzel ausgeriſſen, gehe und lebe bis der Vater ſtirbt, den auch der Affe verführt hat.“ — Nach dieſen Worten rührte ſie ihn mit der Hand an die Stirne und er vergaß alles, was ihm geſchehen war und ſchlief ein. Nun ließen wir ihn durch die Berggeiſter in einen der Stollen, die er gegraben hatte, zu Tage legen; wo er nachmals in einer Höhle bis vorgeſtern als ein Quackſalber und Laborant gelebt hat. Seinen Vater, der im Berge am Tiſche angewachſen, beſuchte er dann und

wann und ſpielte Schach mit ihm, wußte aber gar nicht anders, als er ſey in der Grube geſeſſen und habe laborirt. Als er heute geſtorben, habe ich ihn zu Grabe gebracht, ihr wart alle dabei, Gott gebe ſeiner armen Seele Ruhe!

Der Affe Trismegiſtus begab ſich ſchnell nach ſeinem Thurm zurück und ſtellte ſich, als wenn er von gar nichts wüßte; er begann nun mit Hilfe der rothen und weißen Lilie zu laboriren, kriegte aber nie etwas heraus. Noch mehrere Jahre lebte er auf der Burg, wurde aber endlich von meinem Sohne Veit, der ihn, ſeit er ihm den Zahn ausgeriſſen, tödtlich haßte, vertrieben. Nun irrt er ewig in der Welt herum und ſieht, wo er einen Narren findet, der mit ihm Gold macht, das heißt zum Schornſtein hinaustreibt. Seine Anſtalten und Rezepte haben ſich unendlich vermehrt.

Zum Unglück kann er nicht ſagen, was er will; er weiß es wohl, aber er nimmt immer ein Wort für das andere, und ſo kömmt nie was zu Stande, und ſeinen grauen Rock kriegt er nie herunter, denn er läuft ihm immer wieder nach."

„Hätte ich ihn hier im Bade," ſagte Fräulein Queckſilber, „ich wollte ihn zwagen;" — „Wie wollte ich ihn auslachen!" ſagte Koboldchen.

Kaum aber hatten ſie dies geſagt, als ich ein Geraſſel in dem Buſche hörte, ich ſah den goldnen Affen in größter Angſt daherlaufen, und Rock, Hut

und Stiefel hinten drein. Jetzt holte ihn der Hut ein und ſprang ihm auf den Kopf, jetzt hängte ſich ihm der Mantel über die Schulter. Er lief in Todesangſt immer in engeren Kreiſen um mich und die Grube; jetzt waren ihm die rothen Stiefel an den Beinen, der Gürtel ſprang um ihn und ſchloß ihn mit dem Baume zuſammen. Er lamentirte ganz erbärmlich, ich ſollte ihn ablöſen. Ich ſchnallte ihm den Riemen auf und er plumpte hinab; da fielen die Jungfrauen über ihn her, rieben und wälzten ihn wie die Hutmacher den Filz, bis er wieder ein ordinärer Affe war, und ich ſah, wie ſie ihn an einer Kette fortführten und die Grube verließen.

Nun entſchlummerte ich, und als ich erwachte, ſtand die Sonne ſchon am Himmel; ich nahm die Weidenruthe und die beiden Lilien, die neben mir lagen, um meine Geſellen zu ſuchen, welche ich in kleiner Entfernung von mir ſchon zu Pferde fand. Schnell warf ich mich auf mein Roß und ſetzte meine Reiſe ruhig fort.

Wie Radlauf die Verjüngung der Frau Phönix Federſchein anſieht und dieſe ihre Geſchichte mit dem Kautzenveitel erzählt.

Schon kletterte die Sonne an den Baumſtämmen hervor, ein kühler Wind ſpielte in dem Laub, die Vögel ſangen ihr Morgenlied und ich dachte an die arme Ameley. Als wir aber an den Mainſtrom kamen, der den Wald durchſchnitt und keine Brücke vorhanden war, ließ ich meine Begleiter mit den Roſſen den Fluß hinaufreiten, um eine Fährte zu ſuchen, ich ſelbſt aber erreichte das andere Ufer ſchwimmend.

Von dem Strom durchnäßt, erſtieg ich einen Fels, um mich der Sonne auszuſetzen, und ward ſo der Zuſchauer eines wunderbaren Schauſpiels.

Auf der andern Seite des Felſens lag in einem Bergkeſſel ein Hügel, in deſſen Mitte die höchſte und mächtigſte Eiche, die ich je geſehen, ihr Laubgewölb ausbreitete. Im Kreiſe um ſie, am Fuße des Hügels, wie Diener um eine Königin, ſtanden eine Ulme, eine Linde, ein Nußbaum, eine Birke, eine Eſche, eine Erle und eine Weide. Zu den Füßen der Eiche entſprang eine Quelle, die von Felſen unterbrochen in

zwei Arme getheilt, von dem Hügel herabſtürzte; der eine Arm bildete auf der rechten Seite des Bergkeſſels einen klaren Spiegelſee, der andere Arm durchſchlängelte zur Linken den Seegrund, der mehr einem Garten von wohlriechenden Gewürzkräutern, Blumen und Roſenbüſchen, als einem wilden Waldthale glich.

Ich ſaß auf einer hohen Felſenwand hinter Wachholderſträuchen und überſah den heimlichen ſchönen Waldgrund, ohne von dort aus bemerkt werden zu können. Jetzt aber erhob ſich ein Lüftlein und regte die Gipfel des Hains auf, und eine Menge Vögel aller Art ſchnäbelten auf dem Gipfel der Eiche, und ſchienen beſchäftigt ein großes Neſt von den mannigfaltigſten wohlriechenden Hölzern und Kräutern zu erbauen. Der Mond lief noch nackt am Himmel herum, und der junge Tag, der aufſtehen ſollte, ſchämte ſich vor ihm und erröthete; nun aber zog der Mond ein weißes Hemd an, und trat mit den Sternen hinter den himmelblauen Vorhang. Da machte ſich die Sonne auf und hob ihr ſtrahlendes Haupt über den Bergen empor, und wie ſie den Rand der Wälder vergoldete, begann in der Linde die Nachtigall zu ſingen, und eine Weile drauf trat Frau Phönix Federſchein, meine dritte Ahnfrau, unter der Eiche hervor und ſang:

Der Mai will ſich ſo günſtig
Inbrünſtig beweiſen,
Ich hörs an aller Vögelein Geſang.

Der Sommer kommt, vor nicht gar lang
Hört ich Frau Nachtigall ſingen,
Sie ſang recht wie ein Saitenſpiel:
Der Mai bald will
Den lichten Sommer bringen, und zwingen
Die Jungfräulein zu ſingen und ſpringen.

Jedoch ſo ſind die Kleider
Mir leider zerriſſen,
Ich ſchäme mich vor anderer Mägdlein Schaar,
Mit meinen Füßen geh ich baar,
Als wenn ich baden wollte;
Der Reif und auch der kalte Schnee
That mir wohl weh,
Ich will als Badgeſellen beſtellen
Die Jungfraun an den hellen Waldquellen.

Komm! komm! lieb, lieb Agneta,
Margaretha, Sophia,
Eliſabetha, Ameleya traut,
Sibylla, Lila, Frau Gertraut,
Kommt bald ihr Mägdlein ſchöne,
Kommt mich zu baden ſäuberlich
Und ſchmücket mich;
O kommet! die Jungfrauen im Thauen
Mich baden und beſchauen, ja ſchauen.

Kaum hatte ſie dies Lied nach der Melodie der Nachtigall geſungen, als ihre ſieben Fräulein aus den umſtehenden Bäumen zu ihr auf den blumigten Raſengrund traten: Pfauenaug aus der Ulme, Nachtigall aus der Linde, Reiherbuſch aus der Kaſtanie, Turtel

aus dem Nußbaum, Flaum aus der Birke, Schwanenlied aus der Erle, und Schwalbenwitzchen aus der Weide. Sie hatten alle ihre Röcklein aufgeſchürzt, und trippelten um Frau Phönix, die in dem Quell ſtand, herum und wuſchen ihr die Füße und ſchmückten ſie. Als ſie aber fertig waren, ſagte Frau Phönix:

Ich bin Frau Phönix Federſchein,
Begraben hab ich den Liebſten mein;
Mein Hals war goldgelb, licht und klar,
Mein Leib und Flügel purpurn war —
Der goldnen Kron auf meinem Haupt
Hat Trauer Licht und Glanz geraubt,
Nun ſammlen mir die Vögelein
Weihrauch und Myrrhen und Spezerei'n,
Von edlem Holz wohlriechende Aeſtlein;
Sie bauen mir daraus ein Neſtlein,
Darüber ſchwing ich mein Gefieder
Am Sonnenlichte auf und nieder,
Bis daß das Rauchwerk ſich entzündet,
Die Flamme ſich zur Höhe windet:
Dann laß ich mich herab zur Gluth,
Verbrenne willig, wohlgemuth.
Aus meiner Aſche wird entſtehn
Ein Würmlein leuchtend anzuſehn,
Woraus ich wieder rein und pur
Mich neu erſchwinge zur Natur.
Nun ſaget mir, ihr Fräulein all'!
Was euer Amt iſt in dieſem Fall?

Fräulein Pfauenaug ſang nun, indem ſie Frau Phönix ihr Gewand ordnete:

Mit dem Tauſend=Augen=Kranze
Ich auf deine Reize ſchau;
Mit der Federn Purpur=Glanze
Schmück ich dich, du holde Frau!

Ich erweck dir nach der Sonne
In dem Herzen die Begierde,
Denn ſo heller Farben Wonne
Leiht ihr Schein erſt rechte Zierde.

Fräulein Nachtigall ſprach zu ihr:

Ich, Frau Phönix! lehr dich ſingen,
Wenn dir will das Herz zerſpringen
Lehret dich Frau Nachtigall,
Gott zu grüßen tauſendmal;

Auf der Eiche in der Spitzen,
Wenn die Flammen dich umblitzen,
Lehret dich Frau Nachtigall,
Gott zu loben tauſendmal.

Fräulein Schwanenſang, welche ein Lorbeerkrönchen trug, ſagte ihr hierauf:

Sängerin iſt ſie, ich bin Dichter,
Dichte nur ein einzig Lied,
Mich begeiſtern Himmelslichter,
Wenn der Mond ins Waſſer ſieht.

Und ich will dies Lied dir ſagen,
Das ich ſterbend pfleg zu ſingen,
Wenn die Flammen um dich ſchlagen,
Dich im Feuer zu verjüngen.

Fräulein Fläumchen aber brachte eine Menge leichte Federkiſſen herbei und ſprach:

Allen Vöglein ihre Wiege
Füttre ich recht weich und zart,
Daß die junge Brut nicht liege
In den Reiſern rauh und hart.

Als Bettmeiſterin die Kiſſen
Trag ich dir zum Feuerneſte,
Leid wär mirs, wenn dir die Aeſte
Nur ein Federlein zerriſſen.

Fräulein Schwalbenwitz nahte nun in ihrem grauen Sibyllenmantel und ſagte:

Wenn die andern ſchlafend nicken
Les ich auf des Tages Stirn
Das Geſchick, mit leiſen Blicken
Winket mir das Nachtgeſtirn.

Traumausdeuter, weiſer Meiſter,
Sing ich dir die künft'gen Zeiten,
Wenn die wilden Feuergeiſter
In dem Neſte um dich ſtreiten.

Fräulein Turtel trat nun freundlich herzu und ſagte zu ihrer Gebieterin:

Einſt ſang ich dir unverdroſſen,
Wie der Pelikan ſein Blut
Kinderliebend hat vergoſſen
Zu erquicken ſeine Brut.

Nun reich ich, du Holde, Treue!
Dir den dunklen Wittwenſchleier,
Daß die Flamme dich erneue
In der glühen Todtenfeier.

Fräulein Reiherbuſch nahte zuletzt und ſang:

Ich will dir die Flamme fachen
Mit der Flügel regem Schlag,
Daß ſie freudig um dich lachen
Lichter als der junge Tag,

Wenn du ſchöner und belebter
Triumphirſt in Jugendwonne,
Schwing ich dann den Federzepter
Vor dir hin durch Luft und Sonne.

Frau Phönix dankte ihnen allen und ſagte: „Bis mein Scheiterhaufen bereitet iſt, will ich euch noch erzählen, wer der Vogelſteller Veit war, den wir heute begraben haben, oder vielmehr, wie ich den jungen Fürſten Veit von Staarenberg kennen lernte, ſein Weib ward, und wie er mich betrogen hat.

Herr Johannes, der Fürſt von Staarenberg, der ein leidenſchaftlicher Bergmann war, blieb einſt ungewöhnlich lange aus. In den erſten Tagen glaubte ſein Volk, daß er in irgend einer Grube reiche Ausbeute müſſe gefunden haben; denn ſie wußten wohl, daß er in ſolchem Falle oft mehrere Tage ausblieb. Als aber endlich eine ganze Woche herum ging und er noch nicht wiederkehrte, beſorgte man, es möge ihn irgend ein Unglück in dem Bergwerke getroffen haben, und ſuchte ihn vergebens aller Orten.

Schon war Schloß und Land mit Trauer über ſeinen Tod erfüllt, als unter die Klagenden, die ſich

im Hofe verſammelt hatten, ein ſeltſam gekleideter häßlicher Mann trat. Er trug einen grünen Hut, einen grauen gelbgegürteten Rock und rothe Stiefel, und kam einen Thurm herabgeſtiegen, auf den der Fürſt immer allein zu gehen pflegte. Seine Erſcheinung machte Jedermann aufmerkſam, weil ihn nie Jemand geſehen hatte, und weil er aus dem geheimnißvollen Thurme kam. Er ſagte hierauf: „Ihr Männer von Staarenberg! euer Herr und Fürſt, mein großer Gönner und Freund, iſt nicht mehr; ich war ſein Aſtronom, heute Nacht hab ich die Sterne beſchaut, und daraus geſehen, daß er nie wiederkehren wird. Nun aber iſt euer künftiger Herrſcher, der Erbprinz Veit, noch unmündig; wer aber kann beſſer ſein Vormund ſeyn als ich, der der vertrauteſte Freund ſeines Vaters war. Wollet ihr mir nun dieſes Amt anvertrauen, ſo will ich eure Bergwerke bauen, beſſer noch als vorher, ich will eure Livereien mit Gold und Silber bedecken, Luſt und Herrlichkeit ſoll überall verbreitet ſeyn; denn ich kenne alle Würzlein und Kräuter, alle Steine und Metalle, die Elemente ſind mir unterthan, und die Planeten habe ich alle an einem Fädchen.“

Während er ſo ſprach und dabei die ſeltſamſten Grimaſſen machte, nahte ſich der kleine Veit, an der Hand eines alten Vogelſtellers, mit dem er ſich viel abzugeben pflegte; er hatte einen ſchönen Diſtelfink auf der Hand und war guter Dinge. Die Staaren-

berger empfingen ihren kleinen Fürſten mit aller Liebe eines treuen Volkes, und als ſie ihm ſagten, daß ſein Vater geſtorben ſey, ließ er den Finken fliegen und begann heftig zu weinen, mehr aber aus Schrecken über den Trismegiſtus, den er, ſeit er ihm einen goldenen Zahn ausgebrochen hatte, tödtlich haßte, als über den Tod ſeines Vaters; denn er war noch zu jung, um zu wiſſen, daß der Tod ſchrecklicher ſey als der Zahnbrecher.

Von Neuem erhob der graue Mann wieder ſeine Stimme, und pries ſeine Kenntniſſe und ſeine Gelehrſamkeit, und als er wieder ſagte: „Ich kenne alle Wurzeln und Kräuter,“ unterbrach ihn der alte Vogelſteller: „Woran kennt ihr ſie denn?“ — Stolz erwiederte der Affe Trismegiſtus: „Zeigt es mir nicht das Geſicht, ſo zeigt es mir der Geruch; zeigt es mir nicht der Geruch, ſo zeigt es mir der Geſchmack.“ Nun bückte ſich der Vogelſteller und ſprach, indem er dem Affen etwas reichte, was er aufgehoben hatte: „Was iſt denn dies für eine Wurzel, Herr Doktor?“

„Erſtens muß es mir das Geſicht zeigen,“ erwiederte der Affe, indem er das Dargereichte von allen Seiten betrachtete. „Das Geſicht zeigt es mir nicht; ſo muß es mir der Geruch zeigen“ — nun roch er daran und fuhr fort: „Der Geruch zeigt es mir auch nicht, ſo muß es mir der Geſchmack endlich zeigen“ — und nun biß er hinein, und reichte mit Stolz das Dargereichte dem Vogelſteller zurück, indem er

hoffärtig ſagte: „Nehmt hin, mein Mann! ihr ſeyd betrogen, denn dies iſt keine Wurzel, es iſt getrockneter Affenmiſt.“ — Kaum aber hatte er dieſe Worte geſagt, als man ihn allgemein auslachte, weil er den Koth ſo hoffärtig verſucht hatte, und da der Vogelſteller ſagte: „Hat man mich mit dem Affenkoth betrogen, ſo laßt euch, ihr Männer von Staarenberg! nicht von dem Affen ſelbſt betrügen,“ und als der kleine Veit noch dazu ſchrie: „Ja, der Spitzbub hat mir meinen goldnen Zahn ausgebrochen,“ und ihm darauf einen Stein an den Kopf warf, gab er damit die Loſung zu einem allgemeinen Steinhagel, mit welchem man den betrügeriſchen Affen Trismegiſtus zum Schloß hinaus verfolgte.

Als die Staarenberger ſich nach dieſer Verrichtung wieder um den kleinen Veit verſammelt hatten, ſagte dieſer ſehr verſtändig: „Ich will mir meinen Vormund ſelbſt ausſuchen, und das ſoll Niemand ſeyn, als mein lieber Vogelſteller hier, den ich am liebſten unter allen Leuten habe.“

Einſtimmig ward der Vogelſteller nun als Vormund Veits und Landesverweſer anerkannt, und verwaltete dies Amt auch mehrere Jahre zu allgemeiner Zufriedenheit.

Der kleine Veit hatte bei ihm die glücklichſten Tage; er beſchäftigte ſich mit nichts als dem Vogelfang und mit Erziehung mancherlei Vögel. Bald aber war ihm dies nicht genug, er wünſchte ſelbſt

zu fliegen. Anfangs machte er allerlei kindiſche Verſuche, indem er ſich ſeine Kleider mit Federn benähte und ſich mancherlei Flügel an die Arme band; bald aber ſtiegen ſeine Verſuche immer höher, und ſeine Einrichtung wurde künſtlicher. Endlich in ſeinem ſechszehnten Jahr hatte er mit vieler Mühe ein paar Flügel zu Stande gebracht, von denen er ſich ungemein viel verſprach, und er war feſt entſchloſſen, ſie in der folgenden Nacht zu probiren; denn bei Tag wagte er es nicht, da ihn ſein Vormund ſchon mehrmal wegen ſeinem lebensgefährlichen Verſuch geſtraft hatte. Aber an ſelbem Morgen geſchah ihm etwas, was ſeinen Verſuch auf mehrere Tage verſchob.

Ihr wißt, meine lieben Geſpielen! daß wir, ich und ihr, durch den Willen des Geſchicks alle vier Wochen die Geſtalt von verſchiedenen Vögeln während vier Tagen annehmen müſſen, und dann allen Schickſalen dieſer Thiere unterworfen ſind. Ihr wißt auch, daß wir dann keine größeren Feinde haben, als die großen Raubvögel, und beſonders die Eule, die uns zur Nachtzeit nachſtellt. Nun war ich zwar von meiner Mutter, Frau Luft, hinreichend gewarnt, mich in Acht zu nehmen, aber die Jugend iſt unvorſichtig.

Es war in einer mondhellen Nacht, und da Frau Eule das Licht ſcheut, dachte ich nicht, daß es ſo gefährlich ſey, ein wenig ſpazieren zu fliegen; denn wenn ich gleich ein Vogel war, ſo war ich doch

niemals als ein ſolcher geflogen, ſondern mußte in dieſem Zuſtand immer einſitzen.

Meine Frau Mutter, die Luft, regte ſich nicht, und ſchlummerte ruhig; ich hatte eine unendliche Begierde, einmal den Himmel zu durchſchweifen, beſonders weil ein großer Komet am Himmel leuchtete, und meine Mutter mir auf meine Frage, was das ſey, geſagt hatte, es ſey mein Bruder im Himmel.

Leiſe ſchlich ich mich aus meiner Kammer hier in die Eiche, breitete die Flügel aus und ſchwebte ſelig durch die Luft; ich kann euch mein Entzücken nicht beſchreiben, wie ich ſo das ſchlummernde Antlitz der Erde mondbeleuchtet unter mir ſah; wie mich die mondlächelnden Flüſſe und Seen wie glänzende Augen anſchauten; aller Duft der Wälder und Gärten mir ans Herz ſtiegen, und wie die Nacht ihre blaue Sterndecke wie einen wunderbaren Traum über mich geſpannt hatte. Jetzt ſchwebte ich über den glänzenden Thürmen des Staarenberger Schloſſes und wollte mich eben, durch Ungewohnheit des Flugs ermüdet, auf den höchſten dieſer Thürme niederlaſſen, als mich die Frau Eule, die auf ihm wohnt, bemerkte, mich mit ihren großen feurigen Augen anſah und mit dem Schnabel knappte. Da ergriff mich eine unbeſchreibliche Todesangſt, und wie ein Pfeil ſtürzte ich in einen naheliegenden Wald nieder; aber hier überraſchte mich eine neue Gefahr. Ich ſtürzte in die Netze eines Vogel-

ſtellers, die mit Schellengeraſſel über mir zuſammen- ſchlugen.

Nicht lange ſträubte und wehrte ich mich, als ſchon Veit von Staarenberg, ein ſchöner blonder Jüngling, ſich nahte und mich mit ungemeiner Freude aus dem Netze hervornahm. Er war ganz entzückt über meine Schönheit; nie hatte er ſo etwas geſehen; er liebkoste mich, gab mir Zuckerbrod und eilte noch in der Nacht mit mir nach dem Schloſſe in ſein Ge- mach. Sogleich ließ er ſeinen Vormund rufen und zeigte mich ihm; und auch dieſer war ungemein erſtaunt bei meinem Anblick, er konnte mich nicht nennen, er hatte nie geglaubt, daß ein Vogel von ſolcher Schön- heit exiſtire.

Als der Alte nach ſeiner Kammer zurück gegan- gen war, legte mich Veit auf ſein Kopfkiſſen, lieb- koste mich und entſchlummerte. Als der Tag an- brach, begann er ſeine Liebe und Freude mir von Neuem zu bezeugen; er breitete meine Flügel aus, fütterte mich aus ſeinem Munde, und ſeine Freund- lichkeit rührte mich ſo, daß ich ihn lieb gewann, und ganz zahm und vertraulich gegen ihn ward.

Drei Tage war ich ſo bei ihm, und ſchon nahte der vierte Tag, an dem ich wieder meine Geſtalt an- nehmen ſollte. Unbeſchreiblich wuchs meine Angſt, mich dann nicht zu Hauſe zu befinden; aber Abends am vierten Tage wehklagte meine Mutter, die Frau Luft, durch alle Säle des Schloſſes, und ich zeigte

mit den Flügeln ſchlagend eine ungemeine Begierde zu fliegen.

Dies erweckte dem jungen Fürſten auch ſeine alte Sehnſucht wieder; er ſagte zu mir: „Ja fliegen! fliegen! mein ſchöner Vogel, fliegen iſt eine Seligkeit! geſtern habe ich geträumt, ich flog an deiner Seite durch die Luft! und ſobald ich es kann, wollen wir ſelig mit einander fliegen.“

Hierauf nahm er ſeine künſtlichen Flügel und begab ſich auf die Terraſſe des Schloſſes, befeſtigte ſich die Maſchine an den Schultern und ſtürzte jubelnd in die himmliſche Freiheit. Ich blieb in der Stube verſperrt und ſah ihm durch die Fenſter nach. Kaum aber bemerkte ihn Frau Luft, als ſie gewaltig zu ſtürmen begann. Die Fenſter des Schloſſes zitterten, die Rauchfänge fielen herunter, Hagel und Schloßen ſchlugen die Fenſter ein, es donnerte und blitzte, und da die Sternenheerde des Mondes ſcheu wurde, warf er mit Steinen nach ihnen, deren einer das Fenſter meines Gemaches zerſchlug und mir die Freiheit gab.

Die Luft, meine Mutter, empfing mich zürnend und trieb mich nach Hauſe zurück in ſchnellem Flug; aber ich war mehr um das Schickſal des armen Veits in dieſer Nacht beſorgt, als um den Zorn meiner Mutter.

Ich erzählte ihr viel von dem jungen Veit, und wie zärtlich er geweſen, und daß ich ihn liebe. Als ich aber meine Angſt ausſprach, wie es ihm auf ſeinem Fluge möge ergangen ſeyn, hörten wir ein

Wehgeſchrei und Geflatter in der Luft. Wir ſchauten auf, und es war Veit, auf dem Punkt niederzuſtürzen; ängſtlich flog ich ihm entgegen, er rief: „Hilf, hilf, mein Vogel!" aber meine Mutter riß mich zurück und der gute Veit fiel hier in dieſen Teich.

Es war gerade um die zwölfte Stunde der Nacht, wo ich wieder menſchliche Geſtalt annahm. Ich eilte nach dem Teich und reichte ihm die Hand. Als er zu Lande geſtiegen, war ſeine erſte Frage, ob ich nicht den wunderſchönen Vogel geſehen, dem er ſo eben begegnet ſey, und in deſſen Lobeserhebung er kein Ende fand.

Meine Mutter, die Frau Luft, trocknete ihn, und wir löſten ihm ſeine zerriſſenen Flügel ab. Er blieb einige Tage bei uns; meine Liebe war ungemein, und auch er liebte mich ſehr; meine Mutter willigte in unſere Verbindung, und ich zog mit ihm als ſeine Braut nach Staarenberg zur Hochzeit, bei welcher er ſchwören mußte, mich immer in der vierten Woche des Monats an einem einſamen Platz im Walde zu verlaſſen, und ohne mir nachzuforſchen, mich nach vier Tagen wieder zu erwarten. Zugleich mußte er verſprechen, dem Vogelfang und dem Fliegen gänzlich zu entſagen; welches er leichter ſchwur als er es nachmals hielt.

Meine Mutter wollte die Hochzeit ſehr feierlich haben; ſie begleitete mich daher mit ihrem ganzen Hofſtaat in Menſchengeſtalt, und bei dieſem Feſte verrichteten Folgende die Aemter:

Der Adler führte mich zum Traualtar;
Der Dompfaff traute uns als Schloßpfaff;
Der Emmerling gab mir und ihm den Fingerring;
Der Rabe gab mir die Hochzeitgabe;
Der Vogelſtrauß führt' wieder mich zur Kirch hinaus,
Der Goldfaſan führte mich zum Tanzplan;
Der Auerhahn, der gab da alle Tänze an;
Der Reiher und der Geier, die ſpielten da die Leier;
Die Wachtel, die ſchlug den Takt drei Achtel;
Der Fliegenſtecher kredenzte da den Hochzeitbecher;
Die Meiſe, die brachte manche Speiſe;
Der Stiegelitz führt nach dem Tanze mich zum Sitz;
Die Goldammer führte uns in die Brautkammer;
Der Habicht ging vor uns mit dem Nachtlicht;
Die Amſel gab mir das Nachtwamſel;
Die Taube, die reichte mir die Haube;
Der Grünſpecht gab meinem Veit den Stiefelknecht;
Der Wiedehopf brachte uns den Nachttopf;
Die Schnepfe brach vor der Thür die Töpfe;
Und nach ihr ſang Frau Nachtigall die ganze Nacht mit
ſüßem Schall.

Mein lieber Veit aber war nicht recht fröhlich, und immer ſtack ihm noch der ſchöne Vogel im Kopf, den er gehabt hatte.

Ich durfte nicht ſagen, daß ich es ſelbſt war, und ſuchte ſeine Sehnſucht durch meine Liebe zu zerſtreuen.

Am folgenden Morgen ſetzte er ſeinen Vormund, den alten Vogelfänger, ab, weil er ihm, wie er ſagte, nicht Acht auf den ſchönen Vogel gegeben hatte, und ſetzte hohe Preiſe aus, wer ihm den Vogel wieder

brächte. Nach drei Wochen verließ ich ihn mit meinem ganzen Hofſtaat; wir gingen an einen einſamen Ort im Wald, er verließ uns und wir kehrten in Vögel verwandelt hierher zurück.

Nach vier Tagen kam ich allein wieder zu ihm und wir lebten glücklich.

Nach einem Jahr brachte ich ihm einen Sohn, Namens Jakob, den wir ſehr liebten und wohl erzogen. Nur hatte er eine Eigenſchaft, die uns ſehr oft beunruhigte, nämlich eine große Freude am Feuer. Vielleicht, daß meine Eigenſchaft mich im Feuer zu erneuern, ihm dieſen Trieb in ſeine Natur gebracht. Als Kind von wenigen Monaten ſchon, lachte er immer beim Anblick des Lichtes und griff mit ſeinen Händchen nach der Flamme. Später ſteckte er jeden Span an, den er erwiſchen konnte, und mit dem Ofenheizer des Schloſſes lief er von einem Kamin zum andern. Als Knabe war er nicht aus der Schmiede zu bringen, und auf einſamen Spaziergängen im Wald machte er ſich immer ein Feuer an, und ſprang darüber und jauchzte beim Anblick der Flamme, ſo daß er, weil er oft berußt war, von uns den Spottnamen Kohlenjockel erhielt.

So lebten wir lange glücklich, aber Alles hat ſein Ende, und ſo endete auch unſer Glück. Die Eule und der Kuckuk waren meine Feinde, um ſo mehr, da ſie nicht waren zur Hochzeit geladen worden. Der Kuckuk aber beſonders; denn dieſer freche

Stutzer hatte ſich immer vergeblich um meine Liebe beworben.

Als ich nun einſt in Vogelgeſtalt hier im Baume ſaß, lud meine Mutter, mich zu zerſtreuen, eine große Geſellſchaft von Vögeln zuſammen, und erklärte ihnen, daß nun fünfundzwanzig Jahre ſeit meiner Hochzeit verfloſſen ſeyen, und daß ſie ſich nächſtens einſtellen ſollten, dies Feſt meiner Vermählung auf dem Staarenberg abermal zu feiern.

Da drängte ſich der Kuckuk plötzlich in die Geſellſchaft, ſprach allerlei Ungezogenheiten, und erklärte, daß er auch dabei ſeyn wolle; aber er ward einſtimmig abgewieſen, und ich verbat mir ſeine Annäherung für immer; worauf er drohend und erzürnt die Geſellſchaft verließ. Er begab ſich nun zu der böſen alten Frau, der Frau Eule, und machte mit ihr den Plan, mein Glück zu vernichten, welches ihnen auch gelang.

Den ganzen Tag flog der Kuckuk um meinen Gemahl herum; er mochte gehn und ſtehn, wo er wollte, ſo ſchrie er ihm zu: Kuckuk! Kuckuk! und ebenſo ſaß er des Nachts vor ſeinem Fenſter und ſchrie: Kuckuk! Kuckuk! Veit wußte gar nicht, was dies bedeuten ſollte, und wurde, da dies den zweiten Tag ebenſo fortwährte, endlich ganz unruhig darüber.

Am folgenden Abend ließ ſich Frau Eule bei ihm anmelden, als eine alte Anverwandte ſeiner Frau, vor der ſie ihm Nachrichten zu bringen habe. Begierig ließ ſie Veit zu ſich herein; ſie hatte eine tiefe Perrücke

aufgeſetzt, und hatte eine Pelzjacke an, und bat ihn das Licht auszulöſchen, weil ſie kranke Augen habe und den Schein nicht vertragen könne. Veit that nach ihrem Willen. Nun ſagte die Lügnerin Folgendes: „Lieber Herr Veit! ihr dauert mich; ſeht ich bin die Amme eurer Frau; ſie hat mich aber mit Undank verſtoßen und muß ich mich nun kümmerlich mit Spinnen und Wahrſagen ernähren; und ſo komme ich, um euch meine Kunſt anzubieten und euch zu fragen, ob ihr denn gar nichts auf dem Herzen habt, was ihr gern wiſſen wollet.“ „Ach!“ ſagte Veit, „wiſſen möcht ich, was der Kuckuk will, der ſeit mehreren Tagen mir unaufhörlich zuruft.“ Darauf erwiederte ihm Frau Eule: „Mein lieber Veit! das iſt ein böſer Ruf, er ſagt euch, daß eure Gattin euch nicht liebt und in der Zeit ihrer Abweſenheit gar nicht an euch gedenkt.“

Veit wurde darüber ſehr beſtürzt, und fragte die Frau Eule, wer der ſey, über den er vergeſſen werde. Da ſagte Frau Eule: „Es iſt Jemand, den ihr in eurem Buſen getragen, aus euern Händen ernährt habt, es iſt der, der euch ſeit eurer Hochzeit verlaſſen hat, es iſt der ſchöne bunte Vogel, nach dem ihr euch ſo ſehr ſehnt; dieſer iſt ein Zauberer, den ihr in dieſer Geſtalt gefangen; ach! hättet ihr ihn doch damals erwürgt und ausgeſtopft, es wäre euer Glück geweſen.“

„Wie kann ich ihn denn wieder habhaft werden, den Böſewicht?“ fragte Veit, worauf ihm die böſe Frau Eule folgenden Anſchlag gab: „Ihr wißt, daß

eure Gemahlin in der dritten Woche, wenn ſie morgen zu euch kömmt, ihre ſilberne Hochzeit mit euch feiern will, und daß ſie deßwegen ihren ganzen Hofſtaat mitbringen wird; ihr müßt daher, ehe ſie euch wieder verläßt, auf dem Platz im Walde, wo ſie von euch geht, Alles mit Netzen und Schlingen umgeben; ich weiß, daß ihr Freund ſie dort immer im Gebüſche erwartet; ich will da lauern und ihn ſchon in die Schlinge hinein treiben, und dann mögt ihr thun, was recht iſt.“ — So ſagte die böſe Frau Eule und verließ meinen Gatten.

Am folgenden Tag kam ich wieder zu ihm mit allen meinen Hochzeitgäſten; Veit war ungewöhnlich heiter; die Feier der ſilbernen Hochzeit wurde veranſtaltet; Alles war voll Freude und Vergnügen. Wir tanzten die letzte Nacht noch im Freien, als ich plötzlich den Ruf des fatalen Kuckuks wieder hörte. Erbittert bat ich meinen Gatten, er möchte mir den widerlichen Vogel fangen und braten: „Nein,“ ſagte Veit, „ich habe dir bei meiner Hochzeit geſchworen, keinen Vogel mehr zu fangen, und nie will ich auch dieſen meinen Schwur verletzen, denn er iſt ein Wahrſager.“ Hierauf ward Veit ganz blaß und wieder roth vor Zorn, doch verſtellte er ſich wieder bald, und ward ausnehmend vergnügt.

Als nun die Stunde heran nahte, daß ich ihn verlaſſen ſollte, ſagte er mir ſpöttiſch: „Lebe wohl, wir werden bald hören, was der Kuckuk wollte.“ Ich

weinte über ſein wunderliches Weſen und verließ ihn. Kaum aber hatte ich im Gebüſch meine Vogelgeſtalt wieder angenommen und wollte nach Hauſe eilen, als ich mich in Netzen, die über mir und meiner Geſellſchaft zuſammen ſchlugen, gefangen ſah, wozu der Kuckuk gewaltig lachte.

Veit ſtürzte herein in das Dickicht, nahm mich aus den Netzen und ſagte: „Ha! verrätheriſcher Vogel, nun ſollſt du mir nicht wieder entgehen; du biſt es, der meine Gattin zum Unrecht verführt, du mußt ſterben“ — und ſomit eilte er durch den Wald zum Schloſſe zurück, indem er mich unter dem Arm hatte, und mich kniff und rupfte, daß ich laut jammerte. Frau Eule aber zerriß indeſſen mit ihren Krallen alle meine kleinen Hochzeitgäſte, außer den Adler, der ſie feſt packte, und aus den Netzen, die der Vogel Strauß zerbrach, fortſchleppte.

Mein Sohn Jockel hatte ſeiner Gewohnheit nach bei dem Tanz die Beleuchtung und alles Feuerwerk beſorgt, und da er eben einen Scheiterhaufen von allerlei wohlriechendem Holz, um einen angenehmen Rauch zu machen, angeſteckt hatte, fand ihn ſein Vater, der mich unter dem Arm trug. Er warf mich im Zorn in die Flamme, immer in dem Gedanken, ich ſey ſein Feind.

Meine Mutter, die Frau Luft, tobte auf mein Angſtgeſchrei durch den Wald, das Feuer ſchlug hell auf und ich verbrannte. Wie erſtaunte mein Gemahl,

als ich mich aus der Aſche ſchöner als vorher erhob und zu ihm ſagte: „Treuloſer Veit! du haſt deinen Schwur gebrochen, du haſt dein eigenes Weib, dein Glück ermordet, ich verlaſſe dich auf ewig.“

Nun kam meine Mutter, der Adler brachte auch die Eule herangeſchleppt. Meine Mutter befahl ihm, der Eule das Fell abzuziehen; er that es und nun hängte ſie es meinem Gatten um, und blies ihm dabei ſo heftig den Rauch ins Geſicht, daß er das Gedächtniß verlor, worauf ſie ihm zuſchrie: „Nun gehe zum Kuckuk! Kautzenveitel ſollſt du heißen und ein Vogelſteller ſeyn in Ewigkeit, bis dein Vater und Urgroßvater mit dir zur Erde gebracht ſind.“

Veit lief nun bewußtlos in den tiefen Wald zum Kuckuk, ward ein Vogelſteller, und wußte nichts anders, als daß er von jeher einer geweſen ſey. Sein Vater Grubenhanſel, der in der Nähe wohnte, nahm ihn in ſtrenge Zucht, und hat er da wohl hundert Jahre geſeſſen, bis wir ihn heute begraben haben, wobei ihr alle zugegen ward.

So beſchloß Frau Phönix ihre Geſchichte, und nachdem ſie eine kleine Weile geſchwiegen hatte, ſagte ſie: „Wohlan! ſo der Scheiterhaufen fertig iſt, und die Sonne ſtark genug, ihn zu entzünden, will ich mich hinauf begeben.“ Nun eilte Fräulein Flaum als Bettmeiſterin zu dem Neſt in der Krone der Eiche, mit dem die Vögel ſchon fertig waren, legte die Kräuterkiſſen hinein und ordnete es bequem. Fräulein Pfauenaug

aber ſah in die Sonne und kündigte an, daß ſie kräftig genug ſey, den Scheiterhaufen zu entzünden; worauf Frau Turtel der Frau Phönix das Antlitz verſchleierte. Fräulein Paradies flog voran, ihr folgte Dichterin Schwanenlied und die Sängerin Nachtigall und die Frau Sibylle Schwalbenwitz, dann folgte Frau Phönix Federſchein und hinter ihr Frau Turtel, Fräulein Flaum und Pfauenaug. Erſt umkreiste der Zug das Neſt, dann ließ ſich Frau Phönix drin nieder, die Jungfrauen aber ſetzten ſich rings jede auf ihre Baumſpitze.

Fräulein Paradies fing an gegen das Neſt zu wehen, das bald vom Glanz der Sonn entbrannte; dann ließ ſie ſich auch auf ihren Baum nieder; nun ſtrömte eine wohlriechende Luft durch die Gipfel der Bäume. Frau Phönix ſchwang ſich nochmals empor, die Flamme des Neſtes ſchlug hoch auf, ſie ſtürzte ſich hinein, und es ertönte folgender Geſang:

Frau Phönix.

In der Flamme wildem Streite
Athme ich nur milde Ruh,
Daß die Flamme züchtig mich entkleide,
Decken mich die linden, lieben, blauen Lüfte zu.

Chor der ſieben Fräulein.

Laſſe, o Sonne!
Das Opfer gelingen;
Flammen der Wonne!
Durch ſchimmernde Schwingen

Zucket ihr trunken,
Hebet in Funken
Lachende Farben,
Die in dem ſeligen Tode erſtarben,
Der ſie durchglühte
Jetzt wie die Blüthe,
Um ſie zu zeitigen,
Schnell zu dem freudigen
Göttlich mitleidigen
Lichte empor.

Frau Phönix.

Mich durchglühen ſüße Flammen,
Mich durchkühlet milde Luft,
Mir im Herzen dringen ſie zuſammen,
Wie verſöhnte Feinde ſich umarmen in der Gruft.

Chor der ſieben Fräulein.

Laſſe, o Luft dir
Das Opfer gefallen;
Sieh, wie voll Duft hier
Die Wolken aufwallen;
Weiherauch trinkſt du,
Rauſchend aufſchwingſt du,
Flammenpaniere,
Daß hoch die Jugend im Tod triumphire.

Frau Phönix.

O wie ſelig ſind die Wunden,
Die das Wiederſehn erſchließt;
Das Verlorne, Alles iſt gefunden,
Und das liebe ew'ge Leben mir das Herz durchfließt.

Schwanenlied.

Wenn die Augen brechen,
Wenn die Lippen nicht mehr ſprechen,
Wenn das pochende Herz ſich ſtillet
Und der warme Blutſtrom nicht mehr quillet:
O dann ſinkt der Traum zum Spiegel nieder,
Und ich hör der Engel Lieder wieder,
Die das Leben mir vorüber trugen,
Die ſo ſelig mit den Flügeln ſchlugen
Ans Geläut der keuſchen Maies-Glocken,
Daß ſie all die Vöglein in den Tempel locken,
Die ſo ſüße wildentbrannte Pſalmen ſangen:
Daß die Liebe und die Luſt ſo brünſtig rangen,
Bis das Leben war gefangen und empfangen;
Bis die Blumen blühten;
Bis die Früchte glühten,
Und gereift zum Schooß der Erde fielen,
Rund und bunt zum Spielen;
Bis die goldnen Blätter an der Erde rauſchten,
Und die Winterſterne ſinnend lauſchten,
Wo der ſtürmende Sämann hin ſie ſäet,
Daß ein neuer Frühling ſchön erſtehet.
Stille wird's, es glänzt der Schnee am Hügel
Und ich kühl' im Silberreif den ſchwülen Flügel,
Möcht' ihn hin nach neuem Frühling zücken,
Da erſtarret mich ein kalt Entzücken —
Es erfriert mein Herz, ein See voll Wonne
Auf ihm gleitet ſtill der Mond und ſanft die Sonne
Unter den ſinnenden, denkenden, klugen Sternen
Schau ich mein Sternbild an in Himmelsfernen;
Alle Leiden ſind Freuden, alle Schmerzen ſcherzen
Und das ganze Leben ſingt aus meinem Herzen:

Süßer Tod, ſüßer Tod
Zwiſchen dem Morgen= und Abendroth.

Schwalbenwitz.

Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch,
Himmel und Erde ſind ſich gleich.
Spricht der Himmel: Werde!
Da grünt und blüht die Erde!
Spricht die Erde: Sterbe!
Da wird der Himmel ein lachender Erbe.
Sterne ſah ich blinken und ſinken,
Den Mond in der Sonne ertrinken,
Die Sonne ſtieg in die Meere,
Ohne daß ſich ein Fünklein verlöre.
Feuer und Waſſer haſſen ſich,
Erde und Waſſer umfaſſen ſich,
Luft und Feuer entzünden ſich,
Erde und Feuer erſticken ſich,
Erde und Luft umkühlen ſich,
Luft und Waſſer umſpielen ſich,
Aber Alles iſt Liebe, Liebe, Liebe
Und wenn ſich Alles empörte, verzehrte, verſchlänge,
Daß gar nichts bliebe, bliebe doch Liebe
Die Hülle, die Fülle, die Menge.

Nachtigall.

Sehnſucht, Schwermuth, Wehmuth,
O wie ſchwüle Gefühle fühle
Ich im kleinen Herzen,
Daß ich ſtolz in Demuth,
Recht im Gluthgewühle
Mir den Muth erkühle

Und in bittern Schmerzen
Süß kann ſcherzen,
O du Liebeswiderſpruch!
Stummes Echo, ſegensvoller Fluch,
Feuer das erquicket, Luft die erſticket,
Waſſer, das dürſtend flehet,
Erde, die wie Luft und Feuer wehet.
O wie iſt der Streit ſo geſchwind und gelinde,
Daß die Luſt die Liebe finde, beide überwinde
Mit dem blinden Kinde Amor, der die Binde
Seiner Augen niederreißt im Siege,
Um zu ſchauen, wie die Lieb der Luſt erliege,
Daß das Leben ſich zu beiden ſchmiege,
Und er ſieht, der Kampf iſt nur die Wiege,
Daß die weinende Sehnſucht ſchwiege
Und das neue Leben ſchaukelnd gaukelnd
Zu den Sternen fliege.

Während die Dichterin Schwanenlied, die Sibylle Schwalbenwitz und die Sängerin Nachtigall ſo ſangen, hatte ſich der Leib der Frau Phönix in den Flammen verzehrt; nur ein kleines ſchimmerndes Würmlein lag, wie ein Rubin glänzend, in der dunkeln Aſche, und in dem Augenblick, als Frau Nachtigall verſtummte, verwandelte es ſich von Neuem in die Frau Phönix, die jubelnd, glänzender und ſchöner zum Glanz der Sonne emporſtieg.

Alle die ſieben Jungfrauen umkreisten ſie mit Geſang und dann eilten ſie freudig über den Berg hin und entſchwanden meinen Augen.

Da ich aber bemerkte, daß der Weihrauch an

den verbrannten Aeſten, an den Zweigen der Eiche herabgetröpfelt war, ſtieg ich zu dem Thale herab, und ſammelte deſſen eine Menge, um doch auch ein Andenken von meiner Urgroßmutter, Frau Phönix Federſchein, zu haben.

Kaum hatte ich deſſen eine hinreichende Menge geſammelt, als mich das Wiehern der Roſſe, das durch die Felſen ſchallte, überzeugte, meine Gefährten müßten in der Nähe ſeyn; ich folgte dem Bächlein, das unter der Eiche entſprang und fand bei deſſen Ausfluß in den Main meine Gefährten verſammelt; ich beſtieg mein Roß und wir zogen durch das Gebirg weiter.

Wie Radlauf die Frau Feuerſchein von ihrer Verbindung mit dem Kohlenjockel erzählen hört und nach Hauſe kömmt.

Es war, als habe ſich an dem Feuer, worin ſich Frau Phönix geopfert hatte, die Sonne ſelbſt erhitzt; ihre Strahlen fielen ungemein heiß auf uns hernieder, die Luft war dick und ſchwül, Gewitter zogen ſich rings zuſammen; wir waren in einem wilden Waldgebirge, und ich ließ meine Gefährten in einer kühlen Felſenhöhle ihre Roſſe einſtellen und ſich erholen. Mich ſelbſt trieb die Sehnſucht, den Berg höher hinan zu ſteigen, ob ich vielleicht nicht die Gebirge meiner Heimath erblicken könne, die das Bett meines geliebten Rheins begleiten; denn das Land gewann mir ein heimiſches Ausſehen. Epheu und Reben kletterten an den Felſen hinan, und ich glaubte nicht ferne vom Altare des Bacchus zu ſeyn.

Mühſam erſtieg ich den Gipfel des eichenbewachſenen Berges, und als ich mich ſeiner Spitze nähernd aus den Stämmen hervortrat, ſah ich einen Rauch aus ſeiner Mitte aufſteigen. Ausſicht aber hatte ich keine, weil der Wald rings hoch war.

Ich nahte mich der Stelle des Rauchs und er-

blickte eine Oeffnung gleich einem Keſſel und hörte in der Tiefe ein Murren und Sauſen; der Himmel aber verfinſterte ſich, die Gewitter zogen eine finſtere Wagenburg um mich her, und indem ſie tiefer ſanken als ich ſtand und ihren Donner um mich rollen ließen, ſchien es mir, als ſey ich allein auf einer Feſte, die belagert würde.

Da nun der Rauch des Gipfels ſtärker wurde, auch dann und wann Flammen emporzuckten, und glühende Steine emporflogen, ſo ward ich beunruhigt und wollte meinen Weg wieder hinab nehmen. Ich war zu dieſem Ende kaum hundert Schritte durch den Eichenwald zurückgegangen, als ich auf eine Höhle traf, deren Eingang ganz aus Schlacken und verglaſten Steinen beſtand, die künſtlich auf einander verſchmolzen ſchienen. Ich würde vorüber gegangen ſeyn, hätte ich nicht mehrere Stimmen darin flüſtern hören.

Neugier und die Gewohnheit, ſeltſame Dinge zu hören, lockten mich einige Schritte tiefer in die Höhle; bald fand ich ihre Wände von zuckenden Flammen angeſchimmert, ich ſchlich leiſe vorwärts und erblickte Frau Phosphor Feuerſchein, meine Großmutter, und ihre ſieben Gluthfräulein in einem runden Saale ſitzen, der die Geſtalt eines Backofens hatte. Sie ſaßen rings herum, eine jede hatte eine andere Arbeit vor. Frau Phosphor Feuerſchein aber unterbrach plötzlich die Stille mit folgenden Worten:

Lange war mit ſtummem Grimme
Hier im Haus mein Schmerz verſchloſſen,
Aber da die Zeit verfloſſen,
Hört, Geſpielen! meine Stimme.

Schon erſchallt ein dumpfes Lachen
In des alten Berges Bauch
Und es ſpeien hagre Drachen
Aus dem Gipfel Gluth und Rauch.

In der Tiefe Eingeweiden
Wüthet ſchon mein eigner Schmerz,
Meine Leiden all zerſchneiden
Jetzt des Berges kaltes Herz.

Schwefel, Kalk und Kohle ſchwitzet
Eingemengt in banger Wuth,
In den Adern ſich erhitzet
Der Metalle ſtarres Blut.

Die verſchiednen Geiſter drängen
Sich in banger Angſt nach Luft,
Bald wird die Gewalt zerſprengen
Dieſes Trauerkerkers Gruft.

Wo der edle Wald jetzt kühlet,
Tobt dann Feuers Raſerei,
Das ſchon ſummend aufwärts wühlet
Und macht meine Seele frei.

Hört, wie rings die Felſenknochen
Krachen in dem alten Berg,
Hört, wie heult erhitzt im Kochen
Laut der faule Heinz, der Zwerg.

Und es werden glühe Felſen
Fliegen aus des Berges Schlund,
Die ſich donnernd niederwälzen
In den ſanften Wieſengrund.

Wo jetzt ſtill die Hirſche graſen,
An der kühlen Epheuwand,
Werden Lavaquellen raſen
Nieder in das rhein'ſche Land.

Wenn die Zornfluth wird erkalten,
Klagen noch der fernen Zeit
Ihre ſchroffen Schreckgeſtalten
Meines Schmerzes Grimmigkeit.

Doch ich will hinab jetzt ſinken
In der Nymphen Quellenhaus —
Und den Schwefelbecher trinken
Die verſöhnten Quellen aus.

Ich verſöhne meine Thränen,
Meine Gluth und meine Wuth,
All mein Stöhnen, all mein Sehnen
Miſchend ihrem kühlen Blut.

Wenn ich mich mit ihr geſelle
In des Berges tiefſtem Schlund,
Sprudeln wir als Schwefelquelle
Heilend auf im Wieſengrund.

Krankes Weh ſoll dann geneſen
In dem Feuer= und Waſſerbund,
Die ſo lang getrennt geweſen,
Thuen ſo den Frieden kund.

Und dann eil' ich zu dem Rheine,
Wo der Biber hat gebaut,
Daß ich lebend mich vereine
Wieder mit des Sohnes Braut.

Ueber dieſe Worte waren die Gluthfräulein höchlich erfreut, und jede erzählte mit fröhlichem Ungeſtüm, was ſie Alles bei dem verheerenden Feuer thun wolle; zuerſt tanzte und gaukelte Fräulein Flämmchen hin und her und ward bald lang, bald breit, wie eine muthwillige Zunge; ſie ſang:

Vor dir will den Weg ich bahnen,
Denn ich werde von den Hecken
Auf die Bäume deine Fahnen
Glühend in den Wind aufſtecken.

Wie ein feurig Eichhorn klettern
Will ich durch die grünen Haſſeln,
Und die Nüſſe niederſchmettern
Daß ſie glüh'nd am Fels zerpraſſeln.

Zu den Fichten will ich klimmen,
In den Eichen will ich ſtürmen,
Das ſie ſchrei'nd die Aeſte krümmen
Gleich verbrennenden Gewürmen.

Auf die hohen Cederthürme
Stecke ich den rothen Hahn,
Und er ſchreit die wilden Stürme
Als Gehülfen bald heran.

Nun unterbrach Fräulein Fünklein das Lied des Fräulein Flämmchen und indem ſie aus ihrem Win=

kelchen hervorſprang, und in tauſenderlei ſchön verſchlungenen Linien an der Erde hinlief, ſang ſie alſo:

Auf dem Schlachtfeld lauf ich Fünklein,
Um die Todten zu begraben
Und mit einem Feuertrünklein
Die Ermatteten zu laben.

Wenn du, Flämmchen! ausgelecket
Satt im durſt'gen Ungeſtüme,
Wird dein Muth oft neu gewecket,
Wo ich emſig ſuchend glimme.

In dem dürren Laube irrend
Samml' ich der Zerſtreuten Chor, —
Am Wachholderbuſch aufſchwirrend
Zuckſt du, Flämmlein! neu empor.

Auch bin ich der raſche Flieger,
Auf des Windes leichtem Flügel
Trag ich, Flamme! dich als Sieger
Ueber Thal und über Hügel.

Nun unterbrach aber Fräulein Hitze das Fünklein ungeſtüm und machte ſich ſo breit und dick, daß Allen ringsum die Schweißtropfen auf die Stirne traten, indem ſie ſang:

Flämmlein! Fünklein! zu geſchäftig
Preiſet ihr hier eure Werke,
Sagt, was iſt in euch denn kräftig,
Als allein nur meine Stärke?

Ich kann ohne euch beſtehen,
Ohne euch bleib ich doch heiß;
Aber ohne mich euch ſehen
Laßt ihr nicht, ihr Naſeweis.

Ich bin eures Schwertes Schneide
Und wenn ihr ſo triumphiret,
Euch mit meinen Federn zieret,
Iſt es nur, weil ich es leide.

Hierauf trat auch Fräulein Lichterloh auf und warf den beiden erſten ihre Eitelkeit mit folgenden Worten vor:

Ich bin es, die euch geſtaltet,
Ei! ihr macht euch gar zu kraus,
Wenn ihr freudig euch entfaltet,
Sprecht ihr nur mein Weſen aus.

Häßlich wäre euer Treiben,
Nur ein Werk der Dunkelheit,
Nur ein ſchmutziges Zerreiben,
Gäb ich euch nicht Heiterkeit.

Was iſt edel an dem Feuer,
Als daß es die Nacht zerbricht,
Dieſes alte Ungeheuer
Unterliegt allein dem Licht.

Fräulein Rauch begann ihre Rede und ringelte und ſchlingelte ſich durch das Gewölbe mit folgenden Worten:

Ich gleiche einer Rieſenſchlange,
Ringe über eurem Funklen
Mich empor in ſchwarzem Drange,
Daß die Sterne ſich verdunklen.

Iſt der Streit erſt recht begonnen,
Wölb ich überm Gluthgetümmel,
Wo ihr kämpft gleich wilden Sonnen,
Euch den eignen Wolkenhimmel.

Wie ſich meine Fahnen ſchwenken,
Muß ſich eure Wuth auch drehen;
Flamme, willſt du recht einlenken,
Nur auf mich, auf mich geſehen!

Als dieſe fertig waren, traten ganz beſcheiden die zwei übrigen Fräulein, Kohlenſchwärzchen und Aeſcherling auf, die eine im ſchwarzen trauernd, die andere im grauen Bußröcklein; ſie ſang wie folgt:

Kohlenſchwärzchen.

Um euch trag ich noch die Trauer,
Kehren einſt die ſcheuen Hirſche,
Fliehen ſie in bangem Schauer,
Wenn ich unter ihnen knirſche.

Wenn der Wald hier iſt verſchwunden,
Dien' ich zu willkommnem Troſte
Armen, die mich aufgefunden,
In des Winters hartem Froſte.

Einſam bleibe ich zurücke,
Ringsum öd und ausgeſtorben,
Gleich ich doch der Ehrenkrücke,
Die im Kriege wird erworben.

Aeſcherling.

Aſche warſt du, und zur Aſche
Sollſt du einſtens wieder werden,
Wenn ich naſchend dich erhaſche,
Sprach der Herr zum Sohn der Erden.

Wenn im eitlen Triumphiren
Eure Schimmer all verglühten,
Werde ich allein regieren,
Einſam hier die Wahlſtatt hüten.

Traure Kohle, ich will büßen
Und der Erde nacktem Haupt,
Dem ihr allen Schmuck geraubt,
Will ich ſeinen Schmerz verſüßen.

Denn mit meinen ſcharfen Laugen
Will ich hier den Grund ausſcheuern,
Daß zur ſüßen Luſt der Augen
Sich die Wieſen ſchön erneuern.

Alſo rufe ich zurücke,
Was die blinde Wuth verheerte,
Ueber meine graue Brücke
Treibt der Frühlingshirt die Heerde.

Nun aber ſagte Frau Feuerſchein: „Gebet euch zur Ruhe, keine hat Urſache ſich zu brüſten, eine kann ohne die andere nicht beſtehen, und mich verherrlichet

ihr alle. Zum Lohn eures Dienſteifers will ich meine traurige Geſchichte erzählen, die einen ſo grimmigen Zorn in mir erregt hat, daß ich zu einem ewigen Angedenken dieſes alte Felſenſchloß zerſtören und mich den Quellen, die in ſeinem Keller hauſen, vereinen will. Setzet euch ruhig um mich her, jede nehme ihre Arbeit vor.“ Jetzt ſetzten ſich die Fräulein ſtill und aufmerkſam um Frau Feuerſchein herum, und verfertigten Irrwiſche, Feuerkugeln, feurige Drachen und allerlei ſolche leuchtende Sachen, ſie aber erzählte wie folgt:

„Jakob von Staarenberg hatte eine beſondere Leidenſchaft von Jugend auf, mit Feuer zu ſpielen, was er vielleicht von der Gewohnheit ſeiner Mutter, ſich in den Flammen zu erneuern, mochte geerbt haben. Als ſein Vater von den Staarenbergern vertrieben war, war Jakob bereits in einem Alter von 25 Jahren und hatte den Beinamen des Kohlenjockels. Seinen Regierungsantritt feierte er mit unendlichen Illuminationen, die ſo herrlich von den Bergen in den See ſchimmerten, daß die Fiſche an der Oberfläche tanzten.

So lange er regierte, mußten rings auf den Bergen ewige Feuer unterhalten werden; er brannte ſich zur Augenluſt ganze Wälder an, und oft machte er ſich ein Vergnügen daraus, Abends in die Spinnſtuben der Mägdlein zu gehen, und mit einer Fackel ihnen den Rocken zu verbrennen. Als er einſtens in der Nacht mit einer Fackel durch einen Wald lief und ihn

muthwillig entzündete, ward die Hitze ſo groß, daß er fliehen mußte und nicht zurückkehren konnte. Seine Fackel erloſch ihm und er ſah bald einige Irrwiſche vor ſich, denen er, als ihm ganz neuen Erſcheinungen, begierig nachfolgte.

Unbekümmert, was ſeine Unterthanen über ſeine Abweſenheit denken möchten, ruhte er bei Tag in der Wildniß und ſetzte ſeine Verfolgung der Irrwiſche bei Nacht fort, bis er endlich hieher in dieſe Burg gelangte, die mir von meiner Mutter damals angewieſen wurde, als mich ein kühner Sterblicher, Prometheus genannt, ihr raubte und mich zum Erdfeuer machte. Hier ſaß ich einſam und trauerte über das Schickſal meines geliebten Entführers, den die Götter als einen Jungfrauenräuber an einen Felſen geſchmiedet, als Jakob zu mir ermüdet und ächzend eintrat.

Er war ein ſchöner Jüngling und ich knüpfte mein Schickſal an das ſeine. Er bat mich, ihm als ſeine Gattin nach Staarenberg zu folgen; ich wollte dies aber nicht, um meine Freiheit nicht gänzlich aufzugeben, und machte den Bund mit ihm, daß er mich nie anders ſehen ſollte, als in mondloſen dunklen Nächten. Hierzu gab ich ihm einen Stein, mit dem er nur an den Stahl ſeines Bruſtharniſches zu ſchlagen brauche, ſo werde ich ſeinen Ruf hören und ihm erſcheinen, und zugleich mußte er mir ſchwören, mich nie auf eine andere gewaltſamere Art zu rufen.

Jakob ging den Bund ein und wir lebten glücklich

mehrere Jahre. Auch gebar ich ihm einen Sohn, Chriſtel genannt, und eine Tochter Margaretha. Dieſe zwei Kinder ſpielten wie ihr Vater gern mit dem Feuer.

Ihr wißt, daß mein Liebling ein rother Hahn iſt, der die Gabe hat, wo er hingeſteckt wird, Alles zu entflammen; dieſen hatte Jakob durch vieles Bitten von mir erlangt, und er konnte ſich bald mit ſeiner Luſt, die Eigenſchaft dieſes ſeltſamen Thieres zu verſuchen, nicht mehr bändigen.

Nun hatten die Kinder, während der Vater ſchlief, dieſen Hahn heimlich in ſeinem eiſernen Käfich an das Ufer des Sees genommen, in dem Gedanken ihn zu waſchen und zu baden, womit ſie dem Vater eine große Freude zu machen hofften, denn ſeine Federn waren voll Ruß. Als aber der unvorſichtige Chriſtel ihn auf den Schooß nehmen wollte, entbrannten ſeine Kleider und er ſtürzte Hilfe ſuchend in den See.

Der kleinen Margaretha verbrannte das Thier die blonden Locken, und ſie floh geängſtigt in den Wald, und indem ſie ſich im Laube wehklagend wälzte, um das grimmige Thier los zu werden, fand ſie der Einſiedler Berthold Schwarz, nahm ſie zu ſich, fing den rothen Hahn ein und war ungemein erfreut über ſeine Beute. Dieſer Einſiedler war mein Feind, er beſchäftigte ſich mit allen geheimen Künſten, um das Feuer zu bannen und zu beſprechen, und die Einwohner des Landes umher ſuchten oft Hilfe bei ihm.

Wenn mein Gemahl ihnen mit ſeinen ausſchweifenden Feuerbeluſtigungen das Dach über dem Kopfe anſteckte, dann wußte er mit wenigen Zauberſprüchen der Flamme bald Einhalt zu thun. Ihr könnt euch denken, wie froh der alte Feuerkünſtler war, als er mein Kind und meinen rothen Hahn in ſeiner Gewalt ſah, die er beide ſorgſam verſteckte.

Als der Mond ſich verfinſtert hatte, und Jakob mich durch das Anſchlagen des Steines an ſeinen ſtählernen Harniſch zurück rief, wollte ich meine Kinder und meinen rothen Hahn ſehen, aber beide waren verſchwunden.

Ueber die Nachläſſigkeit Jakobs ergrimmt, raubte ich ihm den Stein und verließ ihn mit der Drohung, ihn nicht wieder zu ſehen, bis er mir meine Kinder und meinen Vogel wieder verſchafft. Jakob über dieſen meinen Ernſt erbittert, dachte, da ich ihm verboten hatte mich auf eine andere Art zu rufen, als die gewöhnliche mit Stahl und Stein, daß es doch noch ein anderes Mittel geben müſſe.

Er forſchte Tag und Nacht dem Geheimniſſe nach, und ward endlich auch mit meinem Feind Berthold bekannt, der ebenfalls keine andere Abſicht hatte, als mir zu ſchaden und auch dem Jakob, der das ganze Land mit ſeinen Feuerwerkereien verwüſtete, das Handwerk zu legen. Jakob eröffnete ihm ſeine Verbindung mit mir und ſagte ihm, wie ich ihm das Mittel geraubt ihn zu ſehen.

„Es gibt allerdings Mittel, ſie wieder zu euch zu

zwingen,“ ſagte Berthold, „aber ſie hat ſie euch entriſſen, weil ſie dadurch überraſcht werden könnte; denn ihr müßt wiſſen, wenn ſie gleich ſich mit euch verbunden, ſo hängt ſie doch mehr an ihrem früheren Freunde Prometheus, der, ſeit er ſie geraubt, an einen Felſen geſchmiedet ſeufzet, und wenn ſie nicht bei euch iſt, ſitzt ſie bei jenem und tröſtet ihn.“

Der Zorn meines thörichten Gemahls ward dadurch auf das höchſte gereizt, und er verlangte von Berthold, er ſolle mich herbannen, es koſte was es wolle. Berthold gab nun meinem Gemahl den rothen Hahn und meine Tochter Margaretha zurück und forderte ihn auf, mit ihm zu arbeiten. Die kleine Margaretha mußte Kohlenpulver reiben, Jakob Schwefel darunter mengen, und Berthold miſchte Salpeter dazu. Als ſie aber in der beſten Arbeit waren, flog der gierige Vogel, der lange gefaſtet hatte, auf das Gemenge, das er für ſein Futter hielt; die Maſſe entzündete ſich plötzlich, warf den Kohlenjockel und meine Margarethe weit zurück, und ſchleuderte den böſen Berthold hoch in die Luft, daß er todt niederſchmetterte. Die Berge bebten, Thürme ſtürzten ein und der See trat aus ſeinen Ufern. Kaum hatte Jakob ſich aus ſeiner Betäubung etwas erholt, als ich vor ihm ſtand und ihm zornig ſagte: „Du haſt deinen Schwur gebrochen, du haſt mich gewaltſam hergezwungen, ſo haſt du mich denn in meiner ganzen Schreckensgeſtalt geſehen; gehe hin in den Wald mit

deiner Tochter Margaretha, die mitgeholfen hat mich zu betrügen, und ſey was dein Beiname dich nennt, der Kohlenjockel. So zog er denn in den Wald, nicht weit von ſeinem Vater, dem Kautzenveitel, und war ein Köhler, bis das Schickſal dieſes Stammes vor einigen Tagen durch meinen Enkel Radlauf den zweiten entſchieden ward.

Als ich nun meinen rothen Hahn wieder eingefangen hatte und meinen Rückweg hieher nehmen wollte, ſah ich meinen Enkel Radlauf am Ufer des Sees ohnmächtig liegen. Frau Lureley, eine Nymphe, ſaß bei ihm und ſuchte ihn ins Leben zu erwecken; ihr wißt, daß ich in Feindſchaft mit den Waſſerfräulein lebe, wir kamen in einen Streit um meinen Sohn, in dem ſie mich heftig bedrängte, und der ſich nur dadurch entſchied, daß ſie meinen Sohn zurück ins Waſſer riß, wohin er ihr auch willig mit dem Ausruf folgte: Ein gebranntes Kind ſcheut das Feuer.

Traurig, von meinem Gemahl und meinen Kindern verlaſſen zu ſeyn, zog ich mich hierher in mein Schloß zurück und trauerte lange. Nun aber, da das Schickſal zu Ende gelaufen, da ich den Kohlenjockel begraben, will ich mich mit der Nymphe verſöhnen, und nachdem ich dieſes Haus der Trauer zerſtört habe, als heiße Schwefelquelle auf ewige Zeiten in dieſen Thälern Geſundheit und Wohlſeyn ausſprudeln. Nun rüſtet euch, machet ein Geräuſch, alle Thiere und Menſchen zu verſcheuchen, die in der Nähe ſind; denn ich will

keinen verletzen. Heiß iſt der Tag, meine Mutter, das Sonnenfeuer, hat große Gewitter um dieſes Felſenhaus gelagert, bald wird der Donner uns begrüßen, die Blitze werden mich ſuchen und küſſen, laſſet die Felſen erbeben, und murrend den Berg Feuer ausſpeien, um meiner Mutter zu antworten."

Dies ſagte Frau Erdfeuerſchein mit ſolchem finſtern Ernſt, und ihre Geſpielinnen traten ſo ungeſtüm auf, ihr Werk zu beginnen, daß ich eilends die Flucht ergriff. Unter mir bebte der Boden, Bäume ſchlugen um mich nieder, rollende Felſen verfolgten mich, ich erreichte mein Roß mit Mühe, das ängſtlich wieherte und unter mir wie ein Pfeil dahin flog. Bald hatte ich meine Gefährten erreicht, welche die Erſchütterung des Berges auch bereits aus ihrem Schutzwinkel aufgeſchreckt hatte, und wir eilten nun eine Strecke vorwärts, wo wir ſicher die ſchrecklichen Zornäußerungen der Frau Feuerſchein anſchauen konnten. Donner und Blitz wechſelten mit dem Gepraſſel des brennenden Waldes; eine heulende Feuerſäule ſtieg aus dem Gipfel des Berges empor und ſtürzte dann wie eine Fontaine an allen Seiten des Abhangs in glühenden Strömen nieder, die alles entflammten, was ſie berührten; zugleich bebte die Erde, ein dunkler Rauch bedeckte den Himmel und der Sturm trieb Wirbel von glühender Aſche vor ſich her; der Anblick war entſetzlich und auch in einiger Ferne unbequem; darum führte ich meine Schaar wieder in ein geſchütztes Thal. Sieh,

da trat mein Roß mit dem Huf auf die Wieſe und ſprang erſchreckt bei Seite. Ich ſah Dampf an der Stelle aufſteigen und ſich eine ſiedende Quelle ergießen. Es war alſo geſchehen, was Frau Feuerſchein verſprochen, ſie hatte ſich alſo mit den Nymphen vereinigt. Ich folgte der Quelle bis zum Rhein, in den ſie ſich ergoß. Einige Biber, die da ihre Wohnung hatten, verwunderten ſich ſehr, als ſie das heiße Waſſer ſchmeckten und entflohen. Ich aber ließ meine Gefährten in einem Buſche halt machen, entkleidete mich und ſtieg in den Rhein, wo die heiße Quelle ſich der kalten Fluth miſchend angenehm erwärmt war, um der Erſte zu ſeyn, der durch ihre Heilkraft geſtärkt würde. Sodann nahm ich meinen Zug eilend den geliebten Strom abwärts nach meiner Mühle.

Wie Radlauf ſeine Mutter, Frau Lureley, auf dem Mühlrad ſitzen ſieht, wie ſie ihm die Geſchichte ſeines Vaters erzählt, wie er nach Mainz kömmt und ſeine Ameley erlöſt.

Schon ſah ich den Rochusberg und die dunkle Bergwand, wo der Rhein dem Anblick verſchwindet; aber die Sonne ſank und ich ſuchte meine Mühle vergebens. Ich ging auf dem wohlbekannten Pfade über die Wieſe, und fand meine Mühle nicht mehr; der Mausthurm ragte mir gegenüber, den ich auch nie geſehen hatte. Da ich aber noch einen Reſt meines Mühldammes erblickte, ſchwamm ich hinüber und ſetzte mich drauf. Ich ſchaute tief gerührt in den theuren Fluß und ſang:

Weiß ich gleich nicht mehr wo hauſen,
Find ich gleich die Mühle nicht,
Seh ich dich doch wieder brauſen,
Heil'ger Strom im Mondenlicht.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Wer einmal in dir geſchwommen,
Wer einmal aus dir getrunken
Der iſt Vaterlandes trunken.

Wo ich Sonnen niederſenken
Sich zum Wellenſpiegel ſah,
Oder Sterne ruhig denken
Ueberm See, warſt du mir nah.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Wen du einmal aufgenommen,
Wen du gaſtfrei angeſchaut,
Keiner Freude mehr vertraut.

Ström' und Flüß' hab ich geſehen,
Reißend, ſchleichend durch das Land,
Aber keiner weiß zu gehen
Herrlich ſo durchs Vaterland.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Schild der Starken, Troſt der Frommen,
Gaſtherr aller Lebensgeiſter,
Erzmundſchenk und Küchenmeiſter!

Ordensband der deutſchen Erde,
Das der Weinſtock um ſie ſchlingt,
Wo am gaſtfrei deutſchen Herde
Sie der Helden Wohlſeyn trinkt.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Andre Flucht kann mir nicht frommen,
Denn an deinem Ufer lauſchen
Wein und Liebe, die berauſchen.

Weines Feuer, Liebestreue
Männerkraft und Jungfraun=Zucht,
Daß mein Herz ſich recht erneue,
Hab ich wieder euch beſucht.

O willkomm! willkomm! willkommen!
Echo ſchlag die Freudentrommen,
Daß der Vater Rhein auch höret,
Wie ich bin zurück gekehret.

Laut ich durch die Felſen ſchreie:
Tauche alter Fluthgott auf,
Sage, iſt lieb Ameleye
Noch getreu und recht wohlauf?
Daß willkomm, willkomm, willkommen
Sie nur, die mein Herz beklommen,
Mich in ihre Arme ſchließe,
Wie einſt hier auf dieſer Wieſe.

Sag, wer hat den Thurm gebauet,
Der ſo finſter aus dem Duft
Von der kleinen Inſel ſchauet,
Auf des Rattenkahles Gruft?
Nicht willkomm, willkomm, willkommen
Scheint er mir dahin gekommen,
Wie ein finſtrer böſer Rieſe
Steht er in dem Paradieſe.

Wer hat mir ſo bös zerbrochen
Hier mein gutes Müllerhaus,
Daß mein Rad nicht mehr kann pochen
In des Stromes Luſtgebraus.
Nicht willkomm, willkomm, willkommen
Schein ich mir hier aufgenommen,
Seit ich bin ein Fürſt geworden,
Stößt mich aus der Müllerorden!

Ich mochte aber ſingen und rufen, der alte Rhein hörte mich nicht. Als ich mich nun traurig umwendete und nach dem Platze ſah, wo ehedem meine Mühle geſtanden, ſah ich dort meine Mutter, die ſchöne Lureley, mit ihren ſieben Jungfräulein auf einem umgeſtürzten Mühlrad ſitzen.

Meine freundliche blonde Mutter ſaß auf der Mitte des Rades, die ſieben Jungfräulein aber auf den ſieben Speichen. Anfangs war ich ſcheu, heran zu treten; aber ſie ſah nach mir und winkte mir mit ihrem Schleier, da trat ich zu ihr in den Kreis und ſetzte mich zu ihren Füßen. Sie ſang hierauf mit ungemein freundlicher Stimme zu ihren Jungfräulein:

Lureley.

Singet leiſe, leiſe, leiſe,
Singt ein flüſternd Wiegenlied,
Von dem Monde lernt die Weiſe,
Der ſo ſtill am Himmel zieht.

Denn es ſchlummern in dem Rheine
Jetzt die lieben Kindlein klein,
Ameleya wacht alleine
Weinend in dem Mondenſchein.

Singt ein Lied ſo ſüß gelinde,
Wie die Quellen auf den Kieſeln,
Wie die Bienen um die Linde
Summen, murmeln, flüſtern, rieſeln.

Herzeleid.

Wer nie ſein Brod in Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Weinend auf ſeinem Bette ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himml'ſchen Mächte!

Wer einſam nie am Strome ging,
Wer nie wie die trauernde Weide
Sein Haupt zum Spiegel niederhing,
Der weiß noch nichts vom ſchweren Herzenleide.

Chor.

Sieh! wie wandelt der Mond ſo helle,
Horch! wie eilet die Quelle ſo ſchnelle,
Summ, ſumm, ſumm,
Kein Tröpflein kommt um.

Liebesleid.

Wer vor dem Fels die Hände ringt
Und eines Hirten Liedes fluchet,
Vom Brunn des Mondes nicht mehr trinkt,
Den hat das bittre Elend heimgeſuchet.

Wer keine Blume brechen mag,
Sie lieber mitleidlos vernichtet
Mit ſeines Pilgerſtabes Schlag,
Den hat der Liebe Leid wohl hingerichtet.

Chor.

Sieh! wie ſchlummern die Blumen ſo leiſe,
Horch auf der Nachtigall klagende Weiſe,
Summ, ſumm, ſumm,
Der Schmerz geht herum.

Liebeseid.

Wer glaubt, daß der Treue Schwur,
Den leicht die Lippe ſpricht in trunknen Stunden,
Ein leerer Schall des Rauſches nur,
Deß Ehre iſt an einer Frauen Haar gebunden.

Und wer die Götter lachen hört,
Als er den Liebesmeineid ausgeſprochen,
Von dem hat ſich der gute Geiſt gekehrt,
Sein Herz wird mit dem Glückesrad gebrochen.

Chor.

Sieh! wie das Auge der Eule glüht,
Horch! wie die Fledermaus rauſchend zieht,
Summ, ſumm, ſumm,
Der Meineid geht um.

Liebesneid.

Wer Steine wirſt in's grüne Haus,
Wo treue Turteltauben girren
Und falſche Lichter ſtellet aus,
Den Schwimmer auf der Liebesfahrt zu irren;

Wer in dem Thaue auf der Flur,
Um einer Hirtin Tugend anzuſchwärzen,
Verräth der nächt'gen Liebe Spur,
Der nährt den Wurm des Neids in böſem Herzen.

Chor.

Sieh! wie ringelt zwiſchen Blumen die Schlange,
Horch! wie ſeufzet die Nachtigall bange,
Summ, ſumm, ſumm,
Der Neid geht herum.

Reu und Leid.

Wer vor der Sünden Strafe bebt
Und nicht vor ihrem innern Tod erſchrecket,
Noch fremde Schuld in ſeine webt,
In dem iſt noch die Buße nicht erwecket.

Wer ſeine Zeit und die Gebrechlichkeit
In ſeiner eignen Schuld wagt anzuklagen,
Dem hat die Reue und das bittre Leid
Noch nicht ſo recht an's kranke Herz geſchlagen.

Chor.

Horch! wie der Wurm im Holz dort naget,
Horch! wie die Weid im Teiche klaget,
Summ, ſumm, ſumm,
Die Reue geht um.

Mildigkeit.

Wer nie der Vöglein Brut geſtört,
Wer auf der Schwalbe frühen Morgenſegen
Mit ſüß erquickter Seele hört,
Der geht der Armuth mildreich auch entgegen.

Wer die zerknickte Aehre gerne hebt
Und gern die Mücke aus dem Netz befreit,
Der Spinne ſchonend, die es ſinnreich webt,
Deß Herz iſt voll von göttlichem Mitleid.

Chor.

Sieh! an den Dorn hängt das Lamm die Wolle,
Daß ſich das Vöglein weich betten ſolle,
Summ, ſumm, ſumm,
Das Mitleid geht um.

Liebesfreud.

Wer lachend früh die Sonne grüßt
Und heiter an den Mittag blicket,
Und fromm im Abendſterne liest,
Zufrieden, wie die Nacht ihr Haus beſchicket:

Der wird auch froh in Liebesaugen ſehen
Und greifet in das falſche Rad dem Glücke,
Es muß vor ſeinem Frieden ſtille ſtehen,
Daß Liebesfreude gründlich ihn entzücke.

Chor.

Sieh! wie lächelt gen Morgen die Ferne,
Horch! wie grüßet die Lerche die Sterne,
Tireli, Tireli —
Der treue Müller iſt hie.

Als die Jungfrauen ſo geſungen hatten, ſprach meine Mutter, Frau Lureley: „Lieber Sohn Radlauf! du haſt auf deiner Rückreiſe hieher die ganze Geſchichte deines Stammes gehört; du haſt die Erzählung der Frau Mondenſchein, der Frau Edelſtein, der Frau Federſchein, der Frau Feuerſchein belauſcht; nun will ich dir auch die Geſchichte deines Vaters und deiner Mutter erzählen, wir haben noch eine Stunde bis Mitternacht, dann, wenn ich fertig bin, ziehſt du nach Mainz.

Als der kleine Chriſtel von Staarenberg mit ſeiner Schweſter Margaretha den rothen Hahn, während ihr Vater ſchlief, an den See getragen hatte, in der Idee ihn dort zu baden, ward der Feuervogel,

der das Waſſer haßt, ſehr ergrimmt; er entzündete dem Chriſtel ſeine blonden Locken, der vor Angſt in den See ſprang, und Margaretha nahm aus Furcht, ohne ihren Bruder nach Hauſe gehen zu müſſen und weil der rothe Hahn nach dem Walde flog, auch ihren Weg dahin zu dem Einſiedler Berthold. Chriſtel aber brachte ſeine Zeit in dem Staarenberger See recht angenehm zu. Ich wurde damals bei der Staarenberger Waſſerfrau erzogen, und wir wohnten in einem ſchönen gläſernen Schloß. Meine Neigung zu ihm ward täglich größer, denn er war ſanft und beſcheiden.

So lebte er beinahe ein Jahr mit uns, als ich einſt gegen Abend Arm in Arm mit ihm auf den Stufen des gläſernen Waſſerſchloſſes ſaß, um zu erwarten, daß der Mond und die Sterne durch das Waſſer ſchimmern ſollten: da zuckte ein plötzlicher Feuerſtrahl durch die Luft, von einem ſolchen heftigen Donnerſchlag begleitet, daß der See bis auf den Grund erſchüttert wurde und ſich hoch aufbäumte, zugleich ergriff mich und den kleinen Chriſtel eine Welle und warf uns beide an das Ufer.

Chriſtel war ohnmächtig, ich gab mir alle Mühe, ihn zu ermuntern; aber plötzlich kam Frau Feuerſchein, ſeine Mutter, und wollte ihn mir entreißen; ich ſtritt lange mit ihr, und ſiegte allein dadurch, daß ich meinen lieben Chriſtel wieder ins Waſſer zog. Am andern Morgen ſaß ich wieder mit ihm auf der Schwelle des Waſſerſchloſſes, da ſahen wir ein paar

Fiſche auf dem See hinfahren, die laut klagten, daß Herr Jakob von Staarenberg verſchwunden ſey, und der Erbprinz und die Prinzeſſin auch, und daß nun kein Menſch wiſſe, wer das Land regieren ſolle. Chriſtel, der dieſe Worte hörte, war ſehr betrübt und ſagte zu mir: „Liebe Lureley, ich wollte, ich wäre wieder auf dem Schloß!“ und begann heftig zu weinen. „Lieber Chriſtel,“ erwiederte ich ihm, „nach Hauſe kannſt du leicht kommen; wenn die Fiſcher das Netz auswerfen, darfſt du nur hineinſpringen, ſo ziehen ſie dich hinauf; aber wird es dir nicht leid thun, mich zu verlaſſen?“ — „Ach, freilich wird es mir leid thun,“ ſagte Chriſtel, „und drum ſollſt du mitkommen und immer bei mir bleiben.“ — „Das kann ich nicht, lieber Chriſtel,“ ſagte ich, „ſo gern ich auch wollte, aber wenn du dir eine Mühle dort an den See bauen läßt und manchmal hineingehſt, ſo will ich dich dort beſuchen.“ Chriſtel verſprach mir das, wir umarmten uns, das Netz der Fiſcher war nah, Chriſtel ſprang hinein, und als die Fiſcher es aufgezogen, begleitete ich ihn noch bis an die Oberfläche des Waſſers.

Die Freude der beiden Fiſcher beim Anblick ihres jungen Fürſten war ungemein, und als ſie ſahen, daß er lebte, hätten ſie bald vor überraſchender Freude das Netz wieder fallen laſſen. Aber Chriſtel faßte ſchnell den Rand des Kahns und ſprang heil und geſund hinein zu ihnen. Nun knieten die Fiſcher vor ihm nieder und baten ihn, er möge ihrer in Gnaden

gedenken. Er verſprach ihnen alles Gute, ſie führten ihn zurück und brachten ihn unter dem Jubelgeſchrei aller Staarenberger auf das Schloß. Da er noch ſehr jung war, ſo wurde ihm der Vorſchlag gemacht, einen Vormund zu wählen, und er wählte, ohne ſich lang zu beſinnen, den älteſten der beiden Fiſcher, die ihn errettet hatten. Das Erſte, um das er ſeinen Vormund bat, war die Erbauung einer Mühle am See, zum Andenken ſeiner Rettung. Die Mühle ward bald aufs allerzierlichſte erbaut, und er beſuchte ſie häufig. Auch wurden ihm zwölf ſchöne junge Knaben als Mühlknappen gekleidet zugeſellt, die ihm in Allem gehorchen mußten. In der Kammer der Mühle aber war ein Loch im Boden, das man auf- und zumachen konnte, und da kam er, wenn er ſich in der Kammer eingeſchloſſen hatte, bald zu mir, bald ich zu ihm.

So lebten wir wie Geſpielen und Geſchwiſter wohl zehn Jahre lang, als unſer Glück unterbrochen zu werden drohte. Meine Mutter kam, mich aus dem Staarenberger See abzuholen; ſie ſagte mir: „Du biſt groß genug, jetzt ſelbſt einem See vorzuſtehen, und ich will dich nach Laag, wo ein ſchöner See in der Nachbarſchaft des alten Rheines entſtanden iſt, bringen, da kannſt du zeigen, was du hier gelernt haſt; es iſt dort ſehr ſtill und fromm, die heilige Genovefa liegt nicht weit von dort begraben, auch wird dort am See ein prächtiges Kloſter erbaut, und iſt es ein recht ſchicklicher ſtiller Ort für dich.“ Die Worte

meiner Mutter machten mich ſehr betrübt; ich bat ſie, mich hier zu laſſen; aber ſie wollte nicht einwilligen, und als ſie einen goldnen Ring an meinem Finger ſah, ſchöpfte ſie einen Verdacht, den ſie verſchwieg.

Als die Nacht herankam, ſchlich ich mich von ihrem Lager und eilte zu Chriſtel in die Mühle, dem ich unter Thränen erzählte, daß ich ihn verlaſſen müſſe. Er weinte auch ſehr und ich ſchwur ihm, ſobald wiederzukehren als möglich und ſein Weib zu werden.

Gegen Morgen verließen wir uns, aber meine Mutter war mir gefolgt und hatte uns belauſcht. Sie ſchmähte mich aus und ſagte mir: „Lureley! du wirſt ſehr unglücklich ſeyn, du haſt dich einem Staarenberger verbunden und er wird dich verrathen, wie alle ſeine Vorfahren ihre Frauen verrathen haben; laſſe von ihm ab.“ Da weinte ich heftig und ſagte ihr, daß ich das nicht könne. „Wohlan,“ ſagte meine Mutter „du ſollſt deinen Willen haben; die Bedingung aber ſey, daß du ſein Weib wirſt, ohne daß er weiß, wer du biſt, und daß du ihn nie ganz für ſeine Verrätherei verlaſſen darfſt.“ Ich mußte mich ihrem Willen fügen, und ſie brachte mich den andern Morgen in den Laager See.

Hier war ich einſam und traurig; meine Ufer waren mit alten Eichen bedeckt; nur der Glockenklang vom Chorgeſang der Kirche unterbrach die Stille, und ich hatte alle Zeit, meiner Sehnſucht zu meinem lieben Chriſtel nachzuhängen.

Ein Jahr war herum, und da meine Mutter ſah, wie ich mich kümmerte, ſagte ſie mir: „Lureley! gehe hin, wohin dein Herz dich treibt, aber gebe dich nicht zu erkennen.“ Ich verließ alſo beim Anbruch des Frühlings meinen Aufenthalt, und begab mich in der Geſtalt, wie du mich ſiehſt, nach Staarenberg. Dieſe Kleidung, dieſes Ausſehen habe ich von einem heſſiſchen Bauernmädchen entliehen, die ich auf meiner Reiſe im Walde Erdbeeren ſuchen ſah, und die an einem Brunnen, in dem ich übernachtete, heftig über ihre böſe Stiefmutter weinte. Sie war ſo wunderſchön und lieblich, daß ich ſie der Brunnenfrau herzlich empfahl und mich ganz ſo geſtaltete, wie ſie, und wenn gleich meine eigene Geſtalt glänzender und reizender iſt, als dieſe, ſo hat doch niemals ein ſo edles, frommes und ſchönes Menſchenbild gelebt, als dieſes.

So kam ich nach Staarenberg und ſetzte mich in den Wald, nicht weit von der Mühle und hatte ein Körbchen voll Erdbeeren im Schooß. Es war am Morgen, Chriſtel kam von der Mühle her, und es freute mich zu ſehen, daß er die Mühle noch beſuchte. Er ſchien mir ſehr traurig, als er mich aber ſah, erheiterte ſich ſein Antlitz, er war durch meinen Anblick gerührt.

Er ſetzte ſich zu mir ins Gras, er aß von meinen Erdbeeren und gewann mich ſo lieb, ſo lieb, daß er mich bat, ſeine Ehegattin zu werden. Traurig willigte ich ein, weil ich ſah, daß er mich nicht kannte, und

daß er mich alſo vergeſſen hatte. Doch machte ich ihm die Bedingung, mich unter harter Strafe am ſiebenten Tage in der Woche in der Nähe der Mühle allein zu laſſen, und nie nachzuforſchen, was ich dann mache. Er verſprach mir Alles heilig und brachte mich nach Staarenberg. Wir hielten Hochzeit und lebten glücklich.

Nach einem Jahre gebar ich ihm zwei Söhnlein, ſchön und lieblich wie die Engel. Ich zog die Kinder auf und ſie waren ſchon ziemlich herangewachſen und begleiteten mich immer Freitag Abends, wenn ich nach der Mühle ging, bis an die Thüre. Chriſtel aber wollte nie mitgehen nach der Mühle, denn er dachte heimlich, was er mir dort einſt unter anderer Geſtalt geſchworen hatte, und hatte drum kein gutes Gewiſſen.

Nun hatten meine beiden Söhnlein einen Lehrer, der ſehr weit gereist war; es war ein ernſthaft wunderlicher Menſch, trug immer rothe Strümpfe und weiße Hoſen und Rock; er war ſehr pathetiſch und melancholiſch; und führte die Kinder zurück von der Mühle. Chriſtel brachte, während ich abweſend war, immer ſeine Zeit mit ihm zu, und dieſer verdrießliche Mann erregte zuerſt die Neugierde in ihm, zu wiſſen, wer ich ſey und was ich in der Mühle den Sonnabend mache. Chriſtel ließ ſich von ihm verführen; doch wagte er es nicht, ſelbſt zu lauern, weil ich es ihm zu ſtreng verboten hatte; der Hofmeiſter aber übernahm es, meine beiden Söhnlein dazu abzurichten

und die armen Kindlein ließen ſich von dem Schelm verführen.

Am folgenden Morgen ſchlichen ſie ſich in die Mühle mit dem Schulmeiſter; ich ſaß in dem offenen Boden der Kammer, wo ich ſonſt Chriſtel beſucht hatte, in meiner Waſſerjungfergeſtalt mit meiner Mutter, die mir die Haare kämmte, da trat der Schulmeiſter und meine zwei Kinder herein. Ich erſchrack, daß ich ohnmächtig wurde, meine Mutter aber ſagte: „Sieh, liebe Lureley! daß ich recht prophezeite, man verräth dich.“ Und ſomit verwandelte ſie meinen Sohn Georg in eine weiße Maus, den Philipp aber in einen Goldfiſch und den Schulmeiſter in einen Storch, und ſprach: „Ziehe fort mit ihnen, Verräther! und laſſe dich nicht wieder ſehen, bis die Kleinen durch ihre Treue und Tugend wieder gut gemacht haben, was ſie jetzt verderben wollten.“ Sogleich nahm der Storch die weiße Maus und den Goldfiſch in den Schnabel und flog eilends davon. Ich war ſehr traurig über den Verluſt meiner Kinder; aber meine Mutter ſagte mir: „Sey ruhig, ſie ſind gut aufgehoben, du wirſt ſie einſt in Ehren wieder ſehen.“

Als ich nach Staarenberg zurückkehrte, fragte mich Chriſtel nach den Kindern und ich ſagte ihm, die Waſſerfrau habe ſie vor meinen Augen geraubt. Da ward Chriſtel ſehr traurig und dachte, es müſſe eine Strafe der Waſſerfrau ſeyn, weil er ſie verlaſſen und mich geheirathet.

Als ich aber am nächſten Sonnabend wieder in der Mühle war, ließ ſich Chriſtel von den zwölf Knappen verführen, mich zu überfallen, als ich im Bade ſaß, und Chriſtel ſah, daß ich von der Bruſt hinab die Geſtalt eines Fiſches hatte. Erzürnt ſprach ich zu ihm: „Du verräthſt mich zum zweitenmal, dafür beſtrafe ich dich und nehme dir das Gedächtniß,“ und ſomit beſpritzte ich ihn und die Knappen mit Waſſer und verſchwand.

Chriſtel wußte nun nichts mehr davon, daß er Fürſt von Staarenberg geweſen, daß ich ſein Weib war; er und ſeine Knappen hielten ſich für Müller von jeher, und trieben es, wie es andere Müller auch treiben, und da die Einwohner von Staarenberg ſahen, daß ihm auf keine Weiſe einzureden ſey, daß er jemals ihr Herr geweſen ſey, ließen ſie ihn bleiben, was er wollte und brachten ihm ihr Korn zu mahlen. Da ich ihn nach dem Schwur meiner Mutter nicht verlaſſen konnte und ihn auch immer noch liebte, beſuchte ich ihn wieder in dieſer meiner Verkleidung, und brachte ihm Getreide zu mahlen. Er liebte mich von Neuem; ich machte von Neuem den Bund mit ihm, daß er mich am ſiebenten Tag in einem Erlenwäldchen verlaſſen mußte.

Ich begab mich dann immer nach jener Inſel, wo du die Frau Mondenſchein geſehen, und wo in der Höhle die Frau Aglaſter begraben liegt. In dieſer Höhle erwachte ich in der Sonntagsnacht, und ſah

wieder zwei ſchöne Knäblein bei mir liegen, die ich dem Chriſtel bringen wollte; das eine hatte Frau Mondenſchein im Arm, das andere der Geiſt der Frau Aglaſter. Frau Mondenſchein ſagte: „Der Knabe ſoll Radlauf heißen, und ſein Geſchlecht in die Höhe bringen.“ Frau Aglaſter ſagte: „Der Knabe ſoll Hans heißen, und wenn er durch Schwätzerei ein Staar geworden, ſollen alle Staarenberger wieder Staaren werden, bis er ſo freiwillig ſtirbt wie ich.“

Erſchrocken über den Anblick der zwei Frauen und ihre Reden, ſprang ich auf und nahm der Frau Aglaſter das Kind mit Gewalt, ſie lachte und verſchwand. Frau Mondenſchein aber gab mir das Kind freundlich lächelnd und ſagte mir: „Dieſer dein Sohn Radlauf wird ein König werden und dir Freude machen“ — dann verließ ſie mich.

Ich kehrte zu Chriſtel zurück, er freute ſich über die Kinder, und wir erzogen ſie mit vieler Liebe und Sorgfalt.

Als aber Hans vier Jahre alt war, begann er bereits ſeinen geſchwätzigen Charakter zu zeigen: Alles, was er hörte plauderte er nach, und ängſtigte mich nicht wenig mit ſeinem Vorwitz. Ich begab mich ſeit der Geburt meiner Kinder nicht mehr nach der Inſel, weil ich mich vor Frau Aglaſter fürchtete, und ging ſtatt deſſen in ein nahes Erlenwäldlein, wo eine ſchöne Quelle floß, und kam dort mit meiner Mutter zuſammen. Die frechen Mühlknappen führten allerlei Reden über meine Abweſenheit, Hans ſchnappte ſie

auf und ging vorwitzig, gegen das ſtrenge Verbot, Abends in den Erlenwald, mich zu belauſchen. Meine Mutter erblickte ihn, ergriff ihn und wollte ihn ſo eben in einen Staaren verwandeln; aber ich bat ſehr für ihn und ſagte ihr die Drohung der Frau Aglaſter. Da ließ ſich meine Mutter rühren, und ſagte: „Wohlan! ich überlaſſe es der Frau Aglaſter, ihn einſt ſelbſt zu ſtrafen; aber hier muß er weg, er verräth dich ſonſt ſpät oder früh, ich nehme ihn mit an den Rhein und lege ihn zu Mainz dem König vor die Schwelle, der mag ihn erziehen.“ Sie nahm ihn und verſchwand.

Als ich in die Mühle zurück kehrte, lagen die Knappen noch alle ſchlafend; ſie waren Abends vorher auf einer Kirchweih geweſen; jeder hatte noch ein Stück Kirmskuchen neben ſich, und ich ſagte ihnen zur Strafe: „Schlafet ſo lange, bis mein armer Hans begraben iſt.“ Nun ging ich zu Chriſtel und ſagte ihm: „Deinen Sohn Hans wirſt du nicht wieder ſehen, ſeine Neugierde iſt beſtraft worden; ich ſelbſt verlaſſe dieſe Gegend und ziehe an den Rhein, wo ich her bin; verlaſſen werde ich dich nicht, wenn du mir getreu bleibſt“ — und nach dieſen Worten verſchwand ich vor ſeinen Augen. Chriſtel blieb nun keine Stunde mehr im Land, er nahm dich, lieber Radlauf! an der Hand und zog an den Rhein und baute hier dieſe Mühle.

Hier lebte er anfangs ſtill und ruhig und ſtudirte viel; ich kam oft zu ihm und ſchenkte ihm Gold und

Silberſand und Perlen, und er ward ſehr reich; du warſt ein guter frommer Jüngling.

Ich baute mir damals ein Schloß und wohnte zugleich mit der Frau Echo darin, es iſt der Lureley-felſen bei St. Goar. Während ich da arbeitete zog die Königin von Trier durchs Land, und übernachtete bei Chriſtel auf der Mühle. Er bewirthete ſie ſo herrlich und zeigte ihr ſo viel Silber und Gold, daß ſie eine große Liebe zu ihm gewann, und ihn beredete, ſeine Mühle zu verlaſſen und ihr zu folgen.

Chriſtel beſann ſich nicht lange, er packte ſeine Schätze auf ein Schiff und zog mit ihr nach Trier; dich ließ er zurück, du warſt damals ſechs Jahre alt, und ſo verlaſſen fand ich dich eines Morgens in der Mühle. Nun war mein Unwille gegen deinen Vater ſehr groß; ich ſtand am Rhein und klagte, da ſtieg der alte Rhein aus ſeinen Wellen hervor und ſagte: „Geh nach Haus, Frau Lureley! in den Echofels und lebe für dich einſam, ich will mich deines Kindes annehmen.“ Ich folgte ſeinem Rath, küßte dich und zog in mein neues Schloß. Der alte Rhein gab dir einen Waſſermann zum Erzieher; es war jener alte Knappe, den du für deinen Vater hieltſt, und der dich in deinem ſechszehnten Jahr, als du ein vollkommener Müller warſt, verließ. Du glaubteſt er ſey ertrunken, da du ihn vor deinen Augen in den Fluß ſtürzen ſahſt; aber er lebt noch und iſt der Wächter in dem Waſſerſchloß des alten Rheins.

So lebteſt du nun ruhig und fromm eine lange Zeit, und fingſt einſt einen Staaren, den du ſehr lieb gewannſt; dieſer war niemand anders als dein Bruder Hans, an dem der Fluch der Frau Aglaſter wahr geworden iſt. Hans war vor der Schloßthüre des Königs von Mainz, wo ihn meine Mutter hingelegt hatte, gefunden worden und zwar von der kleinen Prinzeſſin Ameley, deiner Braut; er wurde mit ihr erzogen, und als er heran wuchs, liebte er ſie ſehr, und ſie war ihm auch gut; aber ſeine außerordentliche Schwätzerei war ihr zuwider. Als ſie ihm dieſelbe vorwarf, verſprach er ihr hoch und theuer zu ſchweigen; ſie ſollte ihn auf irgend eine Probe ſtellen. Sie willigte ein und ſchenkte ihm ihre goldne Haarnadel mit dem Verbot, ſie nie zu zeigen und nie davon zu reden, daß ſie ſie ihm gegeben habe. Aber Hans konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, als die andern Pagen mit ihm zuſammen kamen, mit ſeiner Nadel zu prahlen: ſiehe! da verwandelte er ſich plötzlich in einen Staaren und flog davon. Zugleich kam er ganz wieder zu Sinnen, er wußte wer er war, er wußte daß er ein Fürſt von Staarenberg ſey, und flog nach Staarenberg aufs Schloß; kaum war er dort angekommen und hatte ſich auf dem Thurmknopf niedergelaſſen, als ſich alle Staarenberger wieder in Staare verwandelten. Frau Aglaſter erſchien ihm und erzählte ihm die ganze Geſchichte ſeines Stammes. Er beſuchte den Grubenhanſel, den Kautzenveitel, den

Kohlenjockel, und ſah ſie alle mit ſtummer Traurigkeit an, und flog dann hierher zu dir in die Mühle, wo er ſaß, bis er ſich vor den Augen der Prinzeſſin Ameley aus Liebe mit der Nadel ermordete. Dein Vater lebte nun als König von Trier mit der Königin, der er gefolgt war, und ſie ſchenkte ihm einen Sohn, den Rattenkahl. In der Nacht nach ſeiner Geburt erſchien ich ihm im Traum und warf ihm ſeine Treuloſigkeit vor, und bat ihn, in ſich zu gehen. Er verſprach es mir heilig, aber er hielt es nicht, und da ihm nach mehreren Jahren die Königin den kleinen Mausohr ſchenkte, verwandelte ich ihn zur Strafe ſeiner Falſchheit in den Rattenkönig. — So iſt meine und deine Geſchichte, das Uebrige iſt dir bekannt." — „Ach!" unterbrach ich hier die Frau Lureley, „ſo iſt dann der gute Rattenkönig mein Vater? O liebe Mutter! helfet ihm, verzeihet ihm; und wo ſind meine Brüder Weißmaus und Goldfiſch hingekommen? Ach! werde ich ſie alle nicht wieder ſehen?"

„Mein Sohn," ſagte ſie, „jetzt breche auf und ziehe nach Mainz wie ein Fürſt und Herr ein, dort wird ſich Alles entwickeln; erzähle alles, was du erfahren haſt, und es wird dir deine Braut werden."

Nach dieſen Worten umarmte ſie mich, ihre Geſpielinnen ſprangen auf und riefen alle: „Heil dir, König von Mainz!" und ſo ſtürzten ſie in den Rhein und ich hörte das Echo noch lange rufen: Heil dir, König von Mainz!

Kaum hatte Radlauf ſo weit erzählt, als alle Bürger auch laut riefen: Heil dir König von Mainz! und es auf dem Rhein erſchallte: Heil dir König von Mainz! Ein goldnes Schiff mit Schwänen beſpannt ſchwamm ans Ufer; daraus ſtieg ein würdiger alter Herr mit grauem Bart und einer Fürſtenkrone, daraus ſtieg die ſchöne Ameley wie eine Braut geſchmückt, daraus ſtiegen zwei wunderſchöne Prinzen, der eine ganz in Silber, der andere ganz in Gold gekleidet, daraus ſtieg ein ehrbarer alter Schulmeiſter mit rothen Strümpfen.

Es war der Rattenkönig, Weißmäuschen und Goldfiſchchen und der Storch, die wieder ihre Geſtalt angenommen. Der Jubel des Wiederſehens war allgemein.

Chriſtel ward von den zwölf Knappen empfangen, und zog bald mit ihnen nach Staarenberg als Fürſt zurück. Prinz Georg und Prinz Philipp blieben noch bei Radlauf, der Ameley heirathete; Mausohr kam auch auf die Hochzeit, der Schullehrer Storch ward oberſter Präzeptor im ganzen Land.

Kaum war die erſte Freude etwas vorüber, als ſich die Mainzer Bürger an ihre neue Königin Ameley heran drängten, und nach ihren Kindern im Rhein fragten. „Sie befinden ſich alle recht wohl,“ ſagte Frau Ameley, „und beſinnt euch nur auf hübſche Märchen, ſo werden ſie bald, wie ich, befreit werden; von nun an ſollen alle Morgen hier Märchen erzählt werden, und morgen früh wird der Anfang gemacht;

wer heute erzählt, muß immer den ernennen, der morgen erzählen ſoll, und ſo iſt von meinem lieben Radlauf die gute Fiſcherin, Frau Marzibille, auf morgen ernannt, und wenn ſie hübſch erzählt, wird ihr liebes Töchterchen, mein Taufpathchen Ameley, wieder zu ihr kommen; das liebe Kind läßt ſie hübſch grüßen, es war das artigſte Kind, das der alte Rhein bei ſich hatte.

Frau Marzibille weinte vor Freuden, daß ſie morgen ihr Kind wieder haben ſollte, und als ſie nach Tiſch ſaß und nachdachte, was ſie doch morgen für einen Rock anziehen ſollte, wenn ſie vor allen Leuten daſitzen und erzählen würde, kam eine alte Judenfrau zu ihr und ſagte: „Gottes Wunder, Frau Marzibille! wie wird ſie ſich morgen ankleiden, um in der Geſellſchaft zu erzählen; hör ſie, ich will ihr leihen ein ſeidnes Kleid mit goldnen Blumen, es iſt ganz neu, ich habe es gekauft von dem Schloß; es war ein Vorhang von dem königlichen Bett, da kann ſie Staat mit machen wie eine Prinzeſſin" — und ſomit legte ſie das wunderliche alte Kleid vor der armen Frau auseinander, und begehrte dafür, daß ſie ihr nach ihrer Erzählung die Stimme zum folgenden Märchen geben ſollte.

Frau Marzibille aber jagte ſie fort und ſagte: „Ich werde in meinen ehrlichen Bürgerskleidern erzählen, häng ſie ihren alten Vorhang ſelbſt um! wenn ſie mir aber hier für mein Muttergottesbildchen über

meinem Betſtuhl einen neuen ſchönen Rock ſchenken will, ſo ſoll ſie nach mir erzählen.“ Das wollte die alte Jüdin nicht und ging fort.

Viele Leute kamen noch und baten um ihre Stimme; aber ſie ſagte es keinem zu und ſagte, wenn ſie erſt ihre Ameley habe, werde ſie es ſchon ſagen.

Der Morgen kam, Radlauf und Ameley ſaßen auf dem Thron am Rhein; auf Radlaufs Seite ſtanden ſeine Brüder, Philipp und Georg, die Fiſcherin ſaß auf der unteren Staffel des Throns, ein Zeichen des Stillſchweigens ward gegeben und Marzibille erzählte Folgendes.

Das Märchen vom Murmelthier.

Frau Lureley, die gute und ſchöne Waſſerfrau, reiste über Land, und als ſie in Heſſen ins Gebirg und in den wilden Wald kam, neigte ſich die Sonne ſchon zu ihrem Untergang, und immer hatte ſie noch keinen Brunnen gefunden, in dem ſie übernachten konnte. Sie war daher etwas beſorgt und legte ſich dann und wann auf die Erde, um zu lauſchen, ob ſie nicht einen Brunnen murmeln höre.

Als ſie auch einmal ſo lauſchte, hörte ſie das Getrappel von einer Heerde Schaafe, und eilte nun nach der Gegend zu, wo das Geräuſch erſchallte, weil ſie wohl wußte, daß die Hirten ſich in der Nähe der Brunnen gerne aufhalten. Nicht lange ging ſie noch durch den Wald, als eine ſchöne Wieſe vor ihr lag, worauf eine kleine Heerde weidete; da ſie aber hervortrat, ſtürzten die Schaafe durch ihre Erſcheinung erſchreckt nach der andern Seite der Wieſe dem Walde zu, und zugleich ſah ſie ein junges Hirtenmädchen der Heerde nacheilen, um ſie zurückzuhalten. Die Hirtin hatte ein ſchwarzes Röckchen an, ihr Mieder war roth, ihre Haube auch ſchwarz

und ihre Haare hingen ihr in zwei langen blonden Zöpfen die Schultern herab, und während ſie lief, ſpann ſie ängſtlich an einem Rocken. Endlich hatte ſie die Heerde wieder geſammelt, und da ſie nun die ſchöne Waſſerfrau erblickte, welche einen blauen, mit Silber durchwirkten Rock an hatte, ſtand ſie erſchrocken ſtill, und warf ſich dann demüthig auf die Kniee. Frau Lureley aber nahte ſich ihr und hob ſie auf und ſprach ganz freundlich zu ihr: „Mein Kind! fürchte dich nicht, ich bin ein reiſendes Waſſerfräulein und ſuche einen Brunnen, in dem ich heute übernachten kann; willſt du mir einen Brunnen zeigen, ſo will ich dich belohnen.“

„Recht gern, mein ſchönes Fräulein!“ ſagte die Hirtin. „Ich muß nur noch meinen Rocken abſpinnen und mein Körbchen voll Erdbeeren leſen, dann treibe ich die Heerde an einen recht ſchönen Brunnen, der nicht weit von hier iſt, um ſie zu tränken und waſche auch meine Erdbeeren dort.“ — „Komm, gib mir deinen Rocken,“ ſagte das freundliche Waſſerfräulein, „ich will ein Weilchen ſpinnen, ſo ſammle deine Erdbeeren geſchwind, damit wir eher an den Brunnen kommen.“

Die Hirtin gab ihr den Rocken und ſuchte Erdbeeren, die ſie plötzlich in ſolcher Menge fand, daß ihr Körbchen ſchnell gehäuft voll war. „Ich bin recht glücklich,“ ſagte ſie, „mein Körbchen iſt ſchon voll, jetzt will ich euch zum Brunnen führen.“ —

„Gut,“ ſagte das freundliche Waſſerfräulein; die Hirtin trieb nun ihre Heerde voran und folgte an der Seite des Waſſerfräuleins durch den ſchönen ſtillen Abend.

„Wie heißt du, mein liebes Kind?“ ſagte Lureley. Die Hirtin erwiederte: „Ich heiße Murmelthier.“ — „Murmelthier!“ ſagte Lureley erſtaunt, „Murmelthier! Wer hat dir dieſen häßlichen Namen gegeben? Du biſt ja ſo freundlich und haſt hübſche rothe Wangen und ein paar helle blaue Augen; ſo ſieht ja kein Murmelthier aus.“ Als Lureley ſo geſprochen hatte, ſah ſie, daß die Hirtin weinte, und bat ſie nun ſehr, nicht zu weinen und ihr zu erzählen, was für ein Kummer ſie betrübe.

„Ach, liebes Waſſerfräulein!“ ſagte die Hirtin, „ich weine oft hier auf der Wieſe; denn es geht mir recht übel. Nicht weit von hier, im wilden Walde wohnt meine Mutter und meine Schweſter; ſie lieben mich nicht, nichts kann ich recht machen; ſie geben mir ſo viel Arbeit, daß ich ſie nie ganz verrichten kann; ich ſoll alles thun, was zu Hauſe zu thun iſt: waſchen, Feuer machen, Stube und Stall kehren, und doch auch wieder die Heerde führen und pflegen und alle Abend den abgeſponnenen Rocken und einen ganzen Korb voll Erdbeeren nach Hauſe bringen; und fehlt nur das Mindeſte an dieſen Aufgaben, ſo geben ſie mir das Stückchen Brod nicht, wovon ich lebe, oder nehmen mir das Stroh, worauf ich ſchlafe,

daß ich auf der harten Erde hungernd ſchlafen muß; ich ſage zu allem dem auch kein Sterbenswörtchen und leide Alles mit Geduld; wenn meine Schweſter aber mich ſchlägt und ich weine ſtill, ſo nennen ſie dies murren, und ſo haben ſie mir den Namen Murmelthier gegeben. Ach! wenn die Sonne untergeht, werde ich immer gar traurig; denn nun muß ich nach Haus und da geht mein Kummer und Leiden an. Wenn ich ſo den Tag über hier im Walde bin, da habe ich doch Ruhe, da iſt mir wohl; alle Vögel kennen mich und grüßen mich und hüpfen um mich herum, wenn ich Erdbeeren leſe, und ſitzen auf meinem Rocken, wenn ich ſpinne, und ſo bring ich den Tag mit einiger Ruhe zu; doch ſehe ich immer mit Angſt nach der Sonne und zittere, wenn ich ſehe, daß ſie ſich nach den Bäumen ſenkt, denn dann kommt der Abend, und ich muß nach Hauſe, wo mich Noth und Elend erwarten.“

Während dieſer Erzählung hatten ſie ſich dem Brunnen genähert. „Mein liebes Murmelthier!“ ſagte Lureley, „nun müſſen wir ſcheiden; ich werde heute Nacht hier bei der Brunnenfrau dieſer Quelle wohnen und morgen mit Tagesanbruch weiter reiſen; nun hätte ich doch gerne ein Andenken von dir und möchte auch dir etwas geben, denn ich bin dir ſehr gut, mein liebes Kind!“ — „Ach!“ ſagte Murmelthier, „was habe ich armes Mägdlein, das ich euch geben könnte?“

„Ich will dir ſagen,“ erwiederte Lureley, „wie wir's machen: gib du mir deine Kleider, ich gebe dir meine; denn es iſt mir der ſilberne lange Rock doch hinderlich auf der Reiſe, und ich werde in deinem kurzen Röckchen viel ſchneller gehen können.“ Murmelthierchen mußte nun mit Frau Lureley die Kleider wechſeln, und ihr dann die Haare kämmen und flechten, wie ſie es ſelbſt trug. Aber wie wunderte ſie ſich, als ihr aus den Haaren der Frau Lureley lauter Perlen und Edelſteine in den Schooß fielen. „Die ſchenke ich dir alle,“ ſagte Frau Lureley, „jetzt will ich mich in dem Brunnen betrachten, wie mir dein Kleid ſteht,“ und indem ſie in den Brunnen ſah, ſagte ſie: „O, allerliebſt!“ und ſprang in den Brunnen hinab.

Murmelthier trat nun an den Brunnen und ſagte: „Leb wohl, leb wohl, lieb Waſſerfräulein! vergiß das arme Murmelthier nicht!“

Da tauchte Frau Lureley noch einmal hervor und ſprach: „Mein liebes Kind! ertrage Alles mit Geduld, bleibe fromm, fleißig und demüthig, und wenn du in großer Noth biſt, ſo ſtürze dich in dieſen Brunnen, ich will der Brunnenfrau, die drin wohnt, ſagen, daß ſie ſich deiner annehmen ſoll. Nun leb wohl!“ Da verſchwand ſie.

Murmelthier ſah noch hinab, und da ſie ihr eigenes Bild ſo ſchön geſchmückt im Waſſerſpiegel ſah, dachte ſie nicht, daß ſie es ſelbſt ſey und ſagte

nur immer: „Je, die ſchöne, liebe Lureley!“ Nun wuſch ſie ihre Erdbeeren in dem Waſſer und ließ dann ihre Heerde trinken, nahm den Rocken und das Erdbeerenkörbchen und zog nach Hauſe, mehr an die liebe Frau denkend, als an die harte Begegnung, die ſie erleiden würde.

Als ſie aber den Mond über den Bäumen heraufſteigen ſah, ergriff ſie eine große Angſt, daß es ſchon ſo ſpät ſey, und ſie eilte furchtſam in ihre Hütte, trieb die Schaafe in den Stall, nahm ihren Rocken und ihre Erdbeeren und trat an die Thüre. Da hörte ſie ſchon drin ihre Schweſter zanken: „Das faule Murmelthier iſt ſchon wieder zu ſpät nach Hauſe gekommen, Mutter!“ ſagte ſie, „und wenn ſie nicht Alles fertig hat, ſo will ich ſie recht anfahren und ihr das Brod nehmen.“ — „Ja,“ ſagte die Mutter, „das häßliche, freche Mädchen weiß gar nicht mehr, was ſie vor Uebermuth treiben ſoll; hat ſie nicht geſtern gar einen Kranz von Roſen auf dem Kopf gehabt, als ſie aus dem Walde kam; es wundert mich nicht, daß ſie nie mit ihrer Arbeit fertig wird, wenn ſie ſolche Eitelkeit treibt.“ — „Ich habe ihr aber den Kranz herunter geriſſen und mit Füßen getreten,“ ſagte die böſe Schweſter, „und ihr einen Strohkranz gegeben. Wo ſie nur ſo lange bleibt? ich habe doch die Schaafe ſchon blöcken hören; ſie hat gewiß wieder etwas angeſtellt und fürchtet ſich hereinzugehen; aber ich will ſie ſchon bei den

Ohren hereinziehen.“ Nach dieſen Worten riß Murra (ſo hieß die böſe Schweſter) die Thüre auf, um das Murmelthier zu holen; aber wie erſtaunte ſie und die Mutter, als ſie die glänzende, von Silber ſchimmernde Jungfrau auf der Schwelle ſtehen ſahen. Die Frau Wirr, ſo hieß die alte Frau, und Murra erkannten ſie nicht und warfen ſich vor ihr auf die Kniee, denn ſie hielten ſie für eine Königin. Murmelthier aber ſagte: „Liebe Mutter, liebe Schweſter, ach! kennt ihr mich denn nicht mehr? ich bin ja Murmelthier eure Tochter.“

Nun erkannten ſie das arme Kind an der Stimme, und kamen auch gleich in den größten Zorn. „Ei! ſieh da! das garſtige Murmelthier läßt ſich auf den Knien verehren“ ſchrie Murra, „wo haſt du die prächtigen Kleider geſtohlen?“ ſagte Wirr — „herunter mit den Kleidern!“ ſchrie die Schweſter, ich will ſie anziehen“ — und ſo ging es in einem Zanken fort.

Murmelthier ließ ſich richtig die Kleider ausziehen, gab der Mutter die Erdbeeren; die waren aber lauter Goldkörner, und dabei lagen die Perlen, die ſie der Lureley aus den Haaren gekämmt hatte; darüber war die Mutter von Neuem erſtaunt, und als ſie ihr den Rocken gab, war das Geſpinnſt reines Silber. Aber Alles war nicht recht; bei Allem wurde ſie gezankt, und da ſie von Frau Lureley erzählte, ſagte Murra: „Morgen werde ich hingehen und werde ganz anders beſchenkt werden; die Frau Lureley muß nicht recht

Wo in die Wellen ſie ſtellen
Die roſigen Füße, zu kühlen im Schwülen;
Da grüß ich ſie alle mit ihres Namensſchalle:
Grüß dich Gott, lieb, lieb Ludmilla!
Lilla! Sibylla! Kamilla!
Grüß dich Gott, lieb, lieb Agneta!
Margaretha! Eliſabetha! Ameleya!
Sophia! Dora! Leonora!
Rieke! Fieke! Anna! Johanna!
Marianna! Suſanna!
Grüß dich Gott und das Himmelblau
Süße Jungfrau! aber alle, alle,
Wie auch ihr Name ſüß ſchalle,
Sind mir nicht ſo lieb, lieb, lieb, lieb,
Als du lieb, du ſüß, du zart, mild Bild,
Du ſtill, fromm, blond, lind Kind,
Du ſchön, gut, treugemuth
Murmelthierchen!

Murmelthierchen hörte zu, aber ſie verſtand nicht, was die liebe Frau Nachtigall ſang, und ſang ihr ganz leiſe wieder:

Schweig, liebe Nachtigall!
Daß der laute Wiederhall
Nicht Frau Lureley erwecke,
Die hier in dem Brunnen ruht.
Ach! ſie iſt ſo lieb, ſo gut!
Laß ſie ſchlummern und verſtecke
Dich hier in der Roſenhecke;
Still, ſtill, ſtill, ſchweige, ſchweige,
Rauſcht nicht ſo ihr Eichenzweige,
Morgenwind zieh ſtill vorbei,

Wecke nicht Frau Lureley.
Sieh, wie ich ſo ſtille weine
Hier im lieben Mondenſcheine,
Laſſe mich alleine, alleine.

Als aber Frau Nachtigall den Namen Lureley hörte, gefiel er ihr ſo gut, daß ſie laut zu ſingen begann:

Lureley! Lureley —
Klingt ſüß wie Ameley —
Alle Töne geb' ich frei,
Lureley! Lureley!
Komm herbei, herbei, herbei,
Daß das Kind getröſtet ſey,
Ruf ich immer einerlei:
Lureley! Lureley! —

Nun erſchallte aus dem Brunnen eine Stimme:

Wer wecket mich,
Das iſt nicht fein!
Noch decket mich
Der Mondenſchein;
Ich ſtrecke mich
Und ſchlafe ein.

„Da haſt du's gehört, Frau Nachtigall! jetzt ſey ſtill und verſtecke dich.“ Frau Nachtigall begab ſich hinweg in die Roſenhecke und war ganz mäuschenſtille.

Auch Murmelthier regte ſich nicht, und mit dem Haupt an den Brunnen gelehnt, ſah das arme Mägd-

lein in den Mond, bis es entſchlummerte, und nicht eher erwachte, bis der Schwalbe über dem Brunnen am Fels ihr graues Köpfchen zum Neſt herausguckte, und dem Morgenſtern allerlei vorſchwätzte:

I wie zieh'n die Winde
So geſchwind durch Linde
Daß die Blätter zwitſchern
Und die Grasſpitzen glitzern!
Vom Thau, ſchau!
Da ruht die Jungfrau —
Sie iſt gewiß von der Schweſter
Geſtern wieder geſchimpft und gezwickt
Aus dem Zimmer vertrieben, immer
Iſt ſie in Zwiſt, die Liſt
Der böſen Frau Wirx
Quält ſie, o die verſchiedenen Geſchwiſter!
Die Schweſter läſtert und hetzet
Und ſchwätzet, bis ſie das liebe Herz
Mit Schmerz verletzet.
Ach! hätte ich Kiſten und Kaſten voll
Silber, Perlen und Edelſtein,
Dir, Murmelthier, wär Alles allein;
Aber ich bin arm, daß Gott erbarm,
Alles iſt leer, leer, leer, leer.

Ueber dieſem Geſchwätz der Schwalbe erwachte Murmelthier, und da ſie in der kühlen Morgenluft fror, weil ihr die böſe Schweſter ihr Kleid genommen hatte, ward ſie ſehr traurig und ſah in den Brunnen und konnte nicht widerſtehen, ſie ſtürzte ſich hinab. Sie ſank leiſe hinunter in eine Kammer ganz von

reinem Glas, wo Frau Lureley und Frau Elſe, die Bewohnerin dieſes Brunnens, auf dem Bette ſaßen.

Murmelthier umarmte weinend die Füße der Frau Lureley, und küßte der Frau Elſe den Rock. Dieſe aber hoben ſie auf und ſetzten ſie neben ſich, und Frau Elſe ſagte zu ihr: „Mein liebes Mägdlein! ſo eben hat mir Frau Lureley viel Gutes von dir erzählt, und da ſie jetzt abreist, will ich, die hier immer im Brunnen wohnt, deine Freundin ſeyn" — dann ſprach Frau Lureley: „Warum haſt du denn kein Kleid an?" „Ach!" klagte Murmelthier, „Alles hat mir die Mutter und die Schweſter genommen, was ihr mir geſchenkt habt, und hat mich noch dazu in den Arm gezwickt, daß ich habe weinen müſſen, da bin ich denn in meiner Angſt hieher geflohen."

„Wohlan, mein Kind!" ſagte Frau Elſe, „ich will dir ein anderes Röckchen geben" — und nun gab ſie ihr ein ſchönes, einfaches, grünes Kleid, dann ſchenkte ſie ihr einen Spinnrocken, der immer von ſelbſt ſpann, wenn ſie allein war, und einen Schäferſtab, der alle Wölfe verſcheuchte, wenn ſie ihn auf der Wieſe aufſteckte. Nachdem Murmelthier herzlich für dieſe Geſchenke gedankt hatte, ſagte Frau Elſe: „Nun, mein Kind! kämme mir und Frau Lureley die Haare, wir wollen die deinigen dann auch kämmen" — dann gab ſie ihr einen goldnen Kamm und Murmelthier kämmte beiden die Haare und flocht ſie ſo ſchön, daß die Waſſerfrauen ſehr zufrieden mit ihr waren.

Frau Elſe kämmte ihr hierauf ihre Haare auch und ſagte zu ihr: „Mein Kind! ſo du nun deine Haare ſchüttelſt und kämmſt, ſollen dir die ſchönſten und glänzendſten Blumen herausfallen. Nun aber gehe nach Haus, beſorge Alles und führe dann deine Heerde auf die Weide, damit die böſe Frau Wirr und die Murra dich nicht zanken.“ — Frau Lureley machte ſich nun auch auf die Reiſe und ſtieg, nachdem ſie von ihrer Wirthin, der Frau Elſe, Abſchied genommen, mit dem Murmelthier aus dem Brunnen. „Liebes Murmelthier!“ ſagte ſie, „jetzt führe mich noch den rechten Weg, es ſoll dich nicht gereuen.“ Murmelthier that es von Herzen, ſie ging mit ihr bis wo das Bächlein einen Teich bildete, da ſah ſie einen Biber, der ſich in einer Falle gefangen hatte, und ſchnell machte ſie ihn frei, wofür ihr der Biber die Füße küßte und freundlich murrte. Da ſprach Frau Lureley zu dem Biber:

„Lieber Biber!
Kannſt nicht
Wie du möchteſt dankbar ſeyn,
Weil die Falle ſie zerſchlagen,
Sollſt du ihr das Waſſer tragen,
Sollſt ihr Stall und Stub ausfegen,
Und ihr dienen allerwegen;
Lieber Biber!
Kannſt nicht ſagen,
Wie du möchteſt dankbar ſeyn.“

Nach dieſen Worten umarmte Frau Lureley das gute Murmelthier und trennte ſich von ihr. Murmelthier aber eilte nach Hauſe, und der Biber hinter ihr her und während ſie die Schaafe ſchnell aus dem Stall trieb, hatte er ihr ſchon das nöthige Waſſer getragen, und mit ſeinem Schwanze Alles rein und ſauber gekehrt, worauf er ſich nach ſeiner Wohnung zurück begab.

Als Frau Wirr nnd Murra die Schaafe blöken hörten, ſtanden ſie auf und traten an die Thüre. „Wer hat dir geſagt die Schaafe auszutreiben!“ ſchrie Frau Wirr — „haſt du nicht gehört, daß Murra heute auf die Wieſe will?“ — „Die Schaafe mag ſie immer treiben,“ ſagte Murra, „aber nicht nach der Wieſe; da geh ich allein hin; aber wo hat ſie das grüne Kleid ſchon wieder her, ſie muß gewiß ſtehlen.“ Nun näherte ſich Murmelthier und erzählte alles, was ihr im Brunnen begegnet. „Sieh!“ ſchrie die Murra, „wie ſie ſich die Haare in ſo zierliche Flechten gelegt“ — und riß ihr die Zöpfe herunter; da ſchüttelte Murmelthier ihre Locken, und es fielen die ſchönſten Blumen heraus, worüber Frau Wirr und Murra ſehr erſtaunten und Letztere ſagte: „Gleich will ich zum Brunnen laufen und mit eben ſolchen Gaben zurückkehren.“

Frau Wirr befahl nun dem Murmelthier, ihre Heerde nach der andern Seite des Waldes zu treiben, und zugleich einen Korb voll Birnen am Abend mit-

zubringen von dem Baume, der dort ſtand. Murra aber ging ganz hoffärtig in dem ſchönen Kleide der Frau Lureley nach dem Brunnen. Als Murmelthier mit der Heerde zum Birnbaum gekommen war, ſteckte ſie ihren Schäferſtab in die Erde, zierte ihn mit Blumen und ſprach:

„Hüte frommer Hirtenſtab,
Den die gute Elſe gab,
Meine Heerde,
Halte mir die Wölfe ab,
Laß die Lämmer nicht verlaufen,
Daß ſie all auf einem Haufen
Hier im Gras beiſammen bleiben,
Bis ich ſie nach Haus will treiben;
In die Erde
Hab ich dich darum geſteckt,
Und mit Blumen dich geziert,
Wie's gebürt.“

Dann ſteckte ſie ihren Rocken neben den Birnbaum und ſprach:

„Spinne lieber Rocken, ſpinne
Fein und klar nach meinem Sinne,
Daß ich Fäden viel gewinne
Fein und klar, wie das Haar
Der Frau Elſe im Brunnen war.“

Und ſieh da! der Stab hütete die Lämmer, ſie verließen ihn nicht, und der Rocken ſpann den klarſten und reinſten Faden wie das goldne Haar der Brunnen-

frau. Traurig aber ſah Murmelthier den Birnbaum an, er war hoch und ſteil; ſie hatten ihr zwar eine Leiter mitgegeben, aber ſie war viel zu kurz, und indem Murmelthier mit Sehnſucht hinauf nach den gelben Birnen ſah, ſprach ſie:

„Lieber Birnbaum auf der Wieſe,
Kann ich dein gleich nicht genießen,
Will ich dich doch friſch begießen
Aus den Quellen, die hier fließen.“

Und nun grub ſie mit einem ſpitzigen Stein eine Rinne aus der Quelle bis zu dem Birnbaum, ſo daß das Waſſer an ſeine Wurzel floß, und den Baum erquickte. Als ſie freudig ſo zuſah, wie die durſtige Erde rund um den Baum das Waſſer einſchluckte, fühlte der alte Birnbaum ſeine Wurzeln erfriſcht, er ſah mit freudigem Geräuſch nieder zu dem Kinde und ſprach, indem er die Aeſte nieder beugte, mit einer Stimme die wie eine Säge ziſchte:

„Quellen führſt du mir zum Herzen,
Linderſt mir des Durſtes Schmerzen,
Meine Blätter nicht mehr ächzen
Zungen, die nach Waſſer lechzen,
Und ich ſenke meine Aeſte
Niederſchwenkend, meine beſten
Birnen kannſt du ſo erreichen,
Ohne erſt herauf zu ſteigen.“

Murmelthier dankte dem Birnbaum, und brach ganz leiſe, um ihm nicht weh zu thun, die ſchönſten

gelben Birnen ab, und legte ſie ſchonend in ihren Korb. Worauf der Baum ſeine Zweige wieder emporhob, und freundlich über ihr rauſchte.

Als der Abend kam, nahm ſie den Schäferſtab und den Rocken in die Hand; hob ſich den Korb voll Birnen auf den Kopf und zog hinter ihrer Heerde nach Haus.

Unterwegs begegnete ihr ein ſchöner Jäger zu Pferd, er ſah die ſchönen Birnen in ihrem Korb und kaufte ſie ihr alle um mehrere Goldſtücke ab, ſo daß ſie ganz vergnügt nach Hauſe kam. Aber da erwartete ſie wieder Zank und Verdruß, wenn ſie gleich alles, was ihr aufgetragen war, wohl verrichtet hatte.

Murra war an dem Brunnen geweſen, und hatte der Frau Elſe grob und unhöflich gerufen. Da ſie darauf nicht hören wollte, hatte ſie einen ſchweren Stein hinabgeworfen, und war ſelbſt hintendrein gefallen; da fand ſie denn keine gläſerne Kammer, ſondern ein trübes ſumpfiges Waſſer, und Frau Elſe erſchien ihr und ſprach: „Du böſe, neidiſche Schweſter! ſo oft du deine rothen Haare ſchüttelſt, ſoll lauter faules Schilf und Stroh heraus fallen.“ Wüthend vor Zorn fiel ſie daher das arme Murmelthier an, die ſich kaum vor ihren Mißhandlungen retten konnte. Da Murra vor Zank und Zorn müde ſich in eine Ecke ſetzte und weinte, legte Murmelthier der Mutter das Gold auf den Tiſch und erzählte,

wie es mit dem Birnbaum und dem Jäger gegangen war; aber ſie hatte ſchlechten Dank, und wurde ihr geſagt: „Daß du mir heute Nacht das Haus noch kehrſt und den Stall reinigeſt und Waſſer zuträgſt, ſonſt gibts Schläge; denn morgen früh mußt du den Eſel mit einem Sack Korn in die Unglücksmühle treiben. Geſchwind packe dich, Faullenzerin! und arbeite.“

Ruhig ging Murmelthier nach dem Hof um zu kehren; aber da ſchlüpfte ihr Freund, der Biber, aus der Hecke hervor, und fegte Alles rein, und trug ihr das Waſſer, und gerührt nahm ſie ihn in die Arme, und gab ihm einen Kuß und ſprach: „Lieber Biber! du biſt mein einziger Troſt, ohne deine Hülfe müßte ich vor Kummer und Noth ſterben.“ —

Da konnte der Biber auf einmal reden und ſprach: „Sey zufrieden, mein gutes Kind! und lege dich zu Bett, und ſchlafe ruhig; ich verdanke dir das Leben und nun auch die Sprache, weil du mich geküßt haſt. Wenn du morgen an meinem Bau am Teiche vorüber gehſt, ſo will ich dir wegen der Unglücksmühle guten Rath geben. Gute Nacht, lieb Murmelthier!“ — ſprach er und ging fort — „Gute Nacht, lieber Biber!“ ſagte ſie und ging ſich auf's Stroh zu legen.

Kaum daß der Tag graute, ſtand ſie wieder auf, legte den Sack mit Korn auf den Eſel und zog nach dem Teiche hin. Es war ihr angſt und bang nach

der Mühle zu gehen; denn wenn gleich der Müller das feinſte Mehl mahlte, ſo waren doch wenige Menſchen wieder aus ſeiner Mühle herausgekommen, und wußte Niemand, was aus ihnen dort geworden. Da ſie nun an dem Teiche bei ihrem Freund Biber angekommen, rief ſie ihm:

„Lieber Biber!
Komm heraus
Aus dem Haus.“

Der Biber ließ ſie nicht lange warten, kam hervor, grüßte ſie und ſetzte ſich neben ſie ins Gras, wo er alſo zu ihr ſprach:

„Liebes Murmelthier! ſie haben dich nach der Unglücksmühle geſchickt, damit du zu Grunde gehſt; kein Menſch geht mehr in die Mühle, ohne umzukommen; aber ich will dir rathen, wie du ſicher hin gelangen kannſt.“

„Ach! iſt denn der Müller ein ſo gar grauſamer Mann?“ ſagte Murmelthierchen, „daß er mich umbringen wird?“ — „Das eben nicht,“ ſagte der Biber, „aber er iſt ein ſehr wunderlicher Menſch und geräth leicht in den bitterſten Zorn; ich ſelbſt habe es erfahren, laß dir erzählen. Sein Vater, der alte Kampe, bemerkt plötzlich ein wunderbares Glück in ſeinem Haus; Gold, Silber, Getreid, Mehl, Gut und Geld mehrte ſich unbegreiflich unter ſeinen Händen, und er wußte gar nicht, wo ihm all der Segen herwuchs. Als er nun einmal mit der Hacke

im Garten ſtand, und den vollen Segen ſeines Feldes und der Bäume anſchaute, ſprach er traurig: „Lieber Himmel! was ſoll mir all das Glück, da ich den nicht kenne, der mir es geſchenkt, um ihm zu danken; lieber wollt ich arm ſeyn, und den Freund umarmen, der mir dieſen Segen bringt, als ſo allein hier in Hülle und Fülle ſitzen.“ Kaum hatte er dieſe Worte von ganzer Seele geſprochen, als die Erde vor ihm erwühlt wurde, und er, der einen Maulwurf zu ſehen erwartete, ſchon die Hacke aufhob, um ihn zu erſchlagen; aber ſieh da! es war kein Maulwurf, es war ein kleines, braunes, freundliches Erdfräulein, das ihm die Arme entgegenſtreckte und zu ihm ſagte: „Ich halte dich beim Wort, mein lieber Kampe! umarme mich, ich bin das deutſche Erdfräulein und heiße Wurzelwörtchen; immer hab' ich dich geliebt, wegen dem ſchönen, reinen und richtigen Deutſch, das du ſprichſt, und habe dich deßwegen mit Segen überſchüttet; werde mein Gemahl, ſo ſoll dein Glück ſich immer mehren.“ Meiſter Kampe zögerte nicht lange, er ſchlug ein, und ſie heiratheten ſich. Nach einem Jahr ſchenkte Wurzelwörtchen dem guten Müller Kampe einen Sohn, der Voß hieß, und ſehr bald ſprechen, aber wie ſprechen lernte: ſo ſchön, ſo richtig, ſo rein, daß auch kaum ein Härchen fehlte, daß man ihn gar nicht verſtanden hätte.

Dieſer Sohn wuchs heran; er war ungemein tiefſinnig und ſtill; er ſpintiſirte bald Alles aus und

richtete die Mühle beſſer ein, daß die Räder auch ſo richtig klapperten, daß nicht eine Sekunde am Schlag fehlte. Sein Vater wollte, er ſollte ſich ganz allein mit der Mühle abgeben, damit er ſelbſt ſtudiren könne, aber das ging nicht. Voß hatte einen viel größeren Trieb zum Studiren als ſein Vater, und wartete nur eine Gelegenheit ab, dieſem zu zeigen, daß er gegen ſeinen Sohn doch nur ein dummer Müller ſey.

Als nun Kampe mit ſeiner Frau Wurzelwörtchen, einſtens im Garten ſaß und neue Worte machte, trat Voßchen auf einmal hervor, und las ihnen dreimal hunderttauſend neue deutſche Wörter vor, an die der gute Meiſter Kampe nie gedacht hatte; und der Vater ward durch dieſe Gelehrſamkeit ſeines Sohnes ſo beſtürzt, daß er in den Armen der Frau Wurzelwörtchen auf der Stelle verblich. „Lebe wohl, mein Sohn!“ ſagte nun die Ehefrau, „dein Vater iſt durch dich geſtorben, drum muß ich von dir ſcheiden; aber weil du unſchuldig daran biſt, ſo ſollen dir meine Geiſter doch immer dienen.“ Somit nahm ſie ihren Gatten in die Arme und ſank mit ihm in die Erde.

Voß machte ſich nicht viel daraus; er arbeitete immer darauf los und ward täglich finſterer und menſchenſcheuer; ja, je weiter er in der Sprache kam, je mehr hütete er ſich, ſie zu ſprechen, um ſie nicht zu verderben oder zu beſchmutzen. Nun wurde

ihm der große Zulauf zu ſeiner Mühle immer läſtiger, weil der Mehlſtaub ihm alle die ſchönen neuen Wörter und Redensarten beſtaubte, die er täglich ausdachte, und er machte ſich dran, den Zugang zu ſeiner Mühle auf alle mögliche Weiſe zu erſchweren, was er auch mit Hülfe ſeiner Erdgeiſter ſo zu Stande brachte, daß faſt Niemand mehr zu ihm gelangt. Ich ſelbſt habe ſeinen Zorn bitter erfahren, denn er iſt es, der mich in einen Biber verwandelt hat."

„Ach! was warſt du denn, lieber Biber?" fragte Murmelthier neugierig.

„Ich war ein Fiſcher und hieß Biber" — ſagte der Erzähler — „und lebte ſtill hier am Teiche. Da nun einſtens der Müller Voß eine Menge neue Wörter und Redensarten, die ihm unter die Kleien gekommen waren, hier am Teiche waſchen wollte, ſchnappten ſie ihm meine Hechte und Karpfen weg, und ſo kamen alle dieſe wunderlichen Worte mit den Fiſchen nach und nach in meinen Netzen zu mir. Ich aber trieb einen frommen Handel damit; denn da ich wußte, daß der Müller alle Leute in Kornſäcke ſteckte und ſo in den Rauch hängte, die zu ſeiner Mühle kamen, ohne ein neues Wort zu haben, ſo warnte ich hier die Vorübergehenden, und gab ihnen für kleine Münze neue Wörter, womit ſie den Müller bezahlen konnten. Endlich merkte der Müller ihre Quelle; zornig kam er zu mir, nahm meinen ganzen Vorrath als ſein Eigenthum in Beſitz, und verwandelte mich zur Strafe

in das, was mein Name bedeutete, in einen Biber, und nahm mir die Sprache; denn umbringen durfte er mich nicht, weil ſeine Mutter mir wohlwollte. Als er mich ſo verwandelt hatte, ſagte er: „So lange ſollſt du die Sprache verlieren, bis ein Murmelthier dich umarmt und zu dir ſpricht, lieber Biber! daß du es ſeyn könnteſt, wußte er nicht; ſo haſt du mir die Sprache wieder gegeben, und mir früher das Leben gerettet aus der Falle, die er mir geſtellt, und nun will ich dir ſagen, wie du zu der Mühle kommen kannſt, und wie du dich bei ihm benehmen mußt. — Nehme hier nicht den kurzen Weg, ſondern gehe dort droben auf dem Umweg durch die Felſen. Miſche dich in keinen Streit, keinen Handel, der dir auf dem Weg aufſtoßen könnte; ſtellen ſich dir wilde Thiere entgegen, ſo berühre ſie nur mit deinem Schäferſtab; triffſt du Jemand in Noth, ſo helfe von ganzem Herzen; fährt dich Jemand grob an, ſo antworte ihm höflich; des Müllers böſen Hunden gebe dein Brod. An die Thüre klopfe nicht, ſondern ſage nur: Ins Heu, ins Heu, ins Heuderlei; erlaubt er dir einen Strauß zu binden, ſo breche die Blumen nicht ſelber, ſondern gehe lieber ohne Strauß heim; vor Allem hüte dich ein undeutſches Wort zu ſagen, und ſtatt Sack ſage Beutel. — Nun gehe in Gottesnamen, ich will immer in der Nähe ſeyn."

Das Murmelthier dankte dem Biber, und trat nun ihre Reiſe an. Das erſte, was ihr begegnete,

war ein ſehr lächerlicher Zank jenſeits des Zaunes, der ihren ſchmalen Fußſteig begleitete. Zwei Männer ſtritten ſich: ob die Louiſe oder die Dorothea ſchöner ſey; der Eine ſchrie, Louiſe hat ſchönere Füße, der Andere ſagte, Dorothea hat eine ſchönere Seele. Da ſchrie der Andere: „Aber man geht nicht auf der Seele, man geht auf den Füßen,“ und darauf ſagte der Zweite: „Man denkt auch nicht mit den Füßen, man denkt mit der Seele. Louiſe hat immer mit den Hühnern zu thun, und Dorothea läuft immer an den Brunnen.“ So zankten ſie lange, und Murmelthier wollte eben durch den Buſch gucken, als der Biber vor die Lücke trat und ſie warnte.

Als ſie weiter kam, ſtellte ſich ihr ein Wolf entgegen; er hatte ſich eine Schaafshaut umgehängt und Kamaſchen angezogen, und ſtellte ſich ganz galant. Aber Murmelthier kannte ihn gleich, ſie zeigte ihm nur den Schäferſtab, und er zog ſich zurück. So machte ſie es auch mit einem Bären und einem Auerochſen; ſchon ſah ſie die Mühle am Ende einer Wieſe liegen, als ſie plötzlich neben ſich an einem Brunnen eine weinende Stimme hörte. Sie eilte hinzu, und ſieht ein wunderſchönes Kind in dem Brunnen liegen, das ſich kaum mehr über dem Waſſer erhalten kann. Ohne ſich zu beſinnen, ſpringt Murmelthier hinab und wirft das Kind heraus ins weiche Gras. Als ſie ſich aber kaum ſelbſt wieder auf den Rand des Brunnens geſchwungen hatte, erblickt ſie einen närriſchen

Affen in einer bunten Jacke, der das Kind aufpacken und davon laufen will. Schnell ſpringt nun Murmelthier herzu, rührt den Affen mit dem Schäferſtab an und er fällt auf den Rücken todt nieder. Nun naht ſie ſich, das Kind auf den Armen, der Thüre der Mühle. Große Hunde nahen ſich ihr; ſie bellten nicht, denn der Müller, der das Hundegebell nicht leiden konnte, hatte ihnen die Zungen ausgeſchnitten; aber grimmig fletſchten ſie die Zähne. Da gab ihnen Murmelthier ihr Brod, und ſie legten ſich ruhig wie Lämmer nieder und fraßen. Nun war zwar ein ſchöner brillantener Klopfer an der Thüre, aber Murmelthier rührte ihn nicht an und ſagte nur: „Ins Heu, ins Heu, ins Heuderlei," da ſprang die Thüre vor ihr auf, ſie ging mit dem Kinde hinein.

„Wer hat dich gelehrt unangemeldet zu treten ins gaſtfreie Haus, glänzt der Hammer doch blank geſcheuert am reinlichen Thor" — ſchrie der Müller ihr entgegen. Murmelthier erwiederte: „Ich wollte nicht ſtören die Ruhe des heiligen Denkers mit lautem Geſpräche." Da ſagte der Müller: „Immer wißt ihr mit edler Entſchuldigung zu mehren die Schuld; ſchweiget und tretet herzu, weil ihr nun einmal liſtig gelangt in das Haus."

Nun eilte Murmelthier mit dem Kind ans Kaminfeuer, um es zu trocknen, und da ſah der Müller, daß es Abraham, ſein Söhnchen, war, dem ſie das Leben gerettet; er brachte es gleich ſeiner Frau die auch

erfreut war. Als er aber hörte, daß Murmelthier auch den Affen todtgeſchlagen, ging er ganz froh hinaus und holte ihn herein und ſagte ihr: „Herzlichen Dank verdienſt du, o Freundin! du ſchlugſt meinen Feind, den Affen Sonneto, den lumpengeflickten, und ich nagle den Schelm nun an den Baum des Gartens, daß er mir ſcheuche die Vögel, die Diebe der lachenden Kirſchen.“

Nun nahm er Murmelthier mit in den Garten und nagelte den Affen an den Baum unter den bitterſten Verwünſchungen. Es war nicht zu ſagen, wie ſchön der Garten war: da ſtanden nichts als Lorbeer und Olivenbäume und Roſen und Weinreben und eine Menge der ſchönſten Blumen. Der Müller ſagte ihr, ſie möge ſich einen Strauß brechen; aber ſie dankte. Da brach er ihr ſelbſt einen und einen für ihre Mutter, und ſprach dann zu ihr: „Nehme den Strauß, o Mägdlein! bewahre ihn, beſchaue ihn täglich, und bemerkeſt du traurig, daß er verliere den Glanz und den Duft der ſchimmernden Blätter, dann beſorge Gefahr und lege die zierlichen Blumen in Milch, ſo ſenkt der Schlaf ſich bleiern hernieder und Wirr, die Mutter, wird ſchlummern mit Murra, der zänkiſchen Schweſter; dann aber ſchreite und ſuche in Kiſten und Kaſten der Mutter, du findeſt ein Lichtlein, der Docht iſt gewunden aus rother und ſchwarzer Wolle; dies aber nimm und lege an deſſen Stelle dies ähnliche Kerzlein, das ich dir gebe, mein Kind! zum Danke der Rettung.“

Murmelthier dankte dem Müller herzlich, und ſchon wollte ſie ſcheiden, als er ihr ſagte: „Aber wo haſt du das Korn, das zu mahlen du brachteſt auf rüſtigem Eſel?"

Da erwiederte Murmelthier: „Draußen im leinenen Beutel trägt es feſt gefüllt das Thier und ſeufzt der Entladung."

„Gut iſt die Sprache, mein Kind!" verſetzte der Müller, „doch ſage, wer lehrt dich zu meiden ausländiſches Wort, und den Sack nicht zu nennen, dem doch die ſprechenden Völker alle gegeben das Recht der Heimath bei ſich?" — „Ach!" ſagte Murmelthier ängſtlich und kniete nieder, „ach! theurer, beſter Herr! verzeiht mir, ich habe einen Freund, einen guten braven Mann, den Biber, der hat es mich gelehrt; ach! wenn Ihr mir eine Liebe anthuen wollet, und wollet ihn wieder zum Menſchen machen, ſprechen kann er ſchon, er hat mir ſein Unglück Euch zu mißfallen erzählt, ich bin ihm viel Dank ſchuldig." — „Wohlan," verſetzte gerührt der Müller, „die Bitte gewähre ich; Murmelthier heißt du, ſo ward denn mein Fluch erfüllet und gehe berühre mit den Blumen den Freund, ſo wird ihm geholfen. Aber er meide das Land und ziehe hinab an den Rheinſtrom, nicht mehr ſich mengend in ſprachliche Forſchung." Nun gab er dem Murmelthier einen Sack voll Mehl ſtatt dem Korn und entließ ſie, die voll Freuden nach dem Teiche zog, um den guten Biber zu erlöſen.

Als Murmelthier bei dem Biberbau am Wege anlangte, kam ihr der gute Biber mit den Worten entgegen: „Nun, mein liebes Kind! wie iſt es dir ergangen?“ — „Ueber alle Erwartung gut“ — ſagte Murmelthier, „und dir ſelbſt bringe ich die freudigſte Botſchaft, wenn du an den Rhein ziehen und dich gar nicht mehr mit neuen Wörtern abgeben willſt, ſo darf ich dich nur mit dieſem Blumenſtrauß berühren, und du biſt wieder der Fiſcher, der du warſt.“ — „Mein Kind,“ ſagte Biber, „das iſt ein hoher Preis; ich ſoll dich verlaſſen, ich ſoll dir die Stube nicht mehr auskehren, das Waſſer nicht mehr tragen, ich ſoll dich in Kummer und Noth wiſſen, und dafür nur ein Menſch ſeyn. Nein, mein liebes Murmelthier! muthe mir das nicht zu; lieber bleibe ich bei dir und ein ehrlicher Biber, als daß ich dich verlaſſe und wieder ein Menſch werde.“ — Murmelthier war über die große Güte des Bibers tief gerührt und ſprach zu ihm, indem ſie ihn zärtlich an ihr Herz drückte: „Lieber Biber! du biſt das edelſte, liebſte Weſen auf Erden, das ich kenne, und es verdient meine innigſte Liebe, daß du mir ein ſo großes Gut aufopferſt; aber ich will es dir ewig gedenken, und es ſteht von nun an in deiner Gewalt, ein Menſch zu werden, wenn du es begehrſt.“ Da ſprach der Biber: „Nie werd ich es begehren, wenn ich dich darum verlaſſen ſoll.“ — In ſolchen Geſprächen nun zogen ſie mit einander nach Haus.

Der Biber ſchlich in den Hof und den Stall und brachte Alles in Ordnung. Murmelthier aber lud ihren Eſel ab, ſtellte den Mehlſack in die Küche, und trat freundlich mit ihren zwei Blumenſträußen in die Stube zur Mutter; doch verbarg ſie den ihrigen auf ihrer Bruſt, weil ſie fürchtete er möge ihr von Murra genommen werden. „Seht, da hat ſie der Kukuk ſchon wieder“ — ſchrie Murra, „wir dachten ſchon wir wären ſie los.“ — „Unkraut verdirbt nicht,“ ſchrie Frau Wirr, „wo haſt du das Mehl? du warſt gewiß nicht in der Mühle.“ — „Liebe Frau Mutter!“ ſprach Murmelthier, „in der Küche ſteht ein großer Sack des feinſten Mehls, und hier habt ihr einen Strauß von lauter Edelſteinen, den mir der gütige Müller für Euch gegeben“ — und nun erzählte ſie von der Schönheit der Mühle und der Freundlichkeit des Müllers. Aber Murra ſagte: „Es iſt gewiß Alles erlogen, wie von dem abſcheulichen Birnbaum; ich war dort, er hat mir die Zweige nicht niedergeſenkt, ich habe ihn geſchüttelt, er hat ſich nicht gerührt, ich habe mit Prügeln nach ihm geworfen, da hat der boshafte Baum einen ſolchen Regen von Birnen auf mich herab fallen laſſen, daß ſie mich voller Beulen geſchlagen, und als ich ſie ſammelte, waren ſie alle voller Flecken. Dein ſchöner Herr Jäger, der mir begegnete, wollte ſie nicht kaufen; da ſagte ich ihm, er ſey ein Schlingel, da gab er mir eine Ohrfeige, und die ſollſt du wieder haben, du Falſche! du Lügnerin! die mich in

den Verdruß gebracht" — und nun ſchlug ſie der armen Murmelthier ins Geſicht, die weinend entfliehen wollte, aber Murra, die häßliche, böſe hielt ſie zurück und ſprach: „So kömmſt du nicht davon, erſt kämme mir die Haare, und wenn nur ein bischen Stroh oder Schilf heraus fällt, ſo ermorde ich dich." — Weinend nahm Murmelthier ihren eigenen Kamm und kämmte der böſen Murra die Haare, und ſiehe da! der Kamm hatte die glückliche Wirkung, daß die rothen Haare ſich wie gewöhnliche Haare kämmen ließen. „Nun ſage mir nochmals Alles von dem Müller" — ſprach Murra, „und lüge nicht, ſonſt ſoll es dir übel gehen; denn morgen in aller Früh will ich auch zu dem Narren, dem Müller gehen, und mir Edelſteinblumen holen." Nun ſagte ihr Murmelthier nochmals alles, was nöthig ſey, glücklich in die Mühle zu kommen, und ging dann ruhig mit einem Stückchen Brod auf ihr Stroh, das ihr der gute Biber recht reinlich aufgeſchüttelt und mit Blumen beſtreut hatte. Sie ſagte ihm freundlich Dank und gute Nacht, und dann trennten ſie ſich.

Am folgenden Morgen ging ſie zur Mutter und fragte, ob ſie vielleicht heute backen ſolle, weil ſie das Mehl gebracht. „Iſt das eine Frage, dummes Murmelthier!" ſchrie Frau Wirr, „wozu habe ich denn das Mehl holen laſſen, ich dachte, du hätteſt den Teig ſchon fertig geknetet, den Ofen ſchon geheizt; fort, du Faule! an die Arbeit und laſſe mich ſchlafen!" —

Nun eilte Murmelthier an den Backtrog, da war aber Freund Biber ſchon da und hatte Waſſer hineingethan. „Heize den Ofen nur geſchwind,“ ſagte er, „ich will den Teig während dem kneten,“ — und beide arbeiteten ſo ſchnell, daß das Brod ſchon im Ofen war, ehe Frau Wirr aufſtand, wo ſich der Biber geſchwind zurückzog, um nicht von ihr geſehen zu werden. Nun mußte Murmelthier der Murra den Eſel zäumen und beladen. Nun ſtand Frau Wirr auf und ſah nach dem edelſteinernen Blumenſtrauß, den ihr Murmelthier mitgebracht; aber er war in der Nacht an ihrer Bruſt ſchwarz wie Kohlen geworden. Zornig eilte ſie auf Murmelthier zu, die vor dem glühenden Backofen ſtand, und wollte ſie hineinwerfen; aber der gute Biber ſah ſie kommen und ſchlug ihr mit dem Schwanz, der vom Kneten noch voll Mehlbrei war, ins Geſicht, daß ſie nichts ſehen konnte; worauf er wieder davon lief. Frau Wirr wurde nun bitterböſe, und warf den Strauß auf die Erde; aber kaum hatte ihn Murmelthier, die ihn aufhob, berührt, ſo war er ſo glänzend als vorher. „Liebe Mutter,“ ſagte ſie, „ſteckt den Strauß ins Waſſer, bis ihr ihn verkauft, ſo wird er immer ſchön bleiben.“ — Frau Wirr wurde durch den erneuten Strauß wieder etwas zufrieden und ging nach ihrer Stube zurück. Nun mußte Murmelthier, die der Murra den Eſel gezäumt, ihm den Kornſack aufladen, dann gab ſie ihrer Schweſter einen friſchgebackenen Kuchen für die Hunde des

Müllers, und die faule Murra ſetzte ſich noch zu dem ſchweren Sack auf den Eſel, ſo daß das arme Thier kaum fort konnte.

Das erſte, was ſie unterwegs that, war, daß ſie den Kuchen rein aufaß, den ſie den Hunden hätte mitbringen ſollen. Als ſie auf die Wieſe kam, ſah ſie einen Hirten ſchlummern, der ſich das Geſicht gegen die Fliegen zugedeckt hatte, und eben raubte ihm der Wolf einige Schaafe. Sie weckte ihn nicht und hatte ihre Freude dran, und als der Wolf mit den Schaafen weg war, nahm ſie ihm leiſe das Tuch vom Geſichte, daß die Fliegen ihn recht ſtechen ſollten. Sodann kam ſie in ein Wäldchen, da ſaß eine Jungfrau bei einem Feuer und einer ſchönen Quelle, und wollte Kaffee kochen, ſchnell ſprang Murra vom Eſel und trank ihr den ganzen Topf aus und ſchlug ihr den blinkenden Keſſel am Baume voll Beulen, und trieb ihren Eſel in die Quelle, die ſie mit ihren ſchmutzigen Füßen verunreinigte. Das Flehen der reinlichen Jungfrau machte ſie nur lachen. Sie zog nun weiter; da ſah ſie eine große buntſcheckige Katze ſitzen, die mit dem Schwanze in einem Baume eingeklemmt gewaltig lamentirte und zu ihr ſchrie: „Murra! mache mich los, der vermaledeite Müller hat mich hier eingeklemmt, weil er meinen ſchönen Geſang nicht leiden kann, ich heiße Canzone und bin eine italieniſche Katze und freſſe nichts als ſüße Orangen, und er möchte ſie gerne allein eſſen. Mache mich los, ich helfe dir

auch in die Mühle.“ — Sogleich machte Murra die Katze los, die nun hinter ſie auf den Eſel ſprang.

Als ſie zur Mühle kam, kamen die Hunde auf ſie los, und würden ſie gewiß zerriſſen haben, wenn die Katze nicht von dem Eſel herabgeſprungen und von ihnen verfolgt über die Hecke in des Müllers Garten geſprungen wäre. Während dem ſchlug Murra mit dem Hammer an die Thüre; aber ſie verbrannte ſich die Finger, denn der Müller hielt ihn immer ſehr heiß, damit ſich die Fliegen nicht darauf ſetzen ſollten, die er nicht leiden konnte.

Die Mühle ging auf, Murra ſchrie den Müller, der an einem Pulte ſtand und mit den Fingern die Schläge ſeiner Mühle mit den Worten: dalderal, dalderal, dalderal nachtrommelte, an: „Was klappert ihr da? ich wollte euch beſſer ſagen, wie es lautet: Es iſt ein Dieb da, es iſt ein Dieb da. Wer iſt er? wer iſt er? wer iſt er? Der Müller, der Müller, der Mahler, der Dieb.“ Höflich fragte ſie der Müller: „Schelmiſches Mägdelein! du ſcherzeſt! Sage, was führt dich her auf beſchwerlichem Wege zur klappernden Mühle?“ — „Was mich herführt? das iſt kurios gefragt. Mehl will ich haben, ennuyanter Kleienfreſſer! Ihr gebt Euch ein ſo dummes Air, und wollt immer die Miene eines honnête homme annehmen, und dahinter ſteckt nichts als Intrigue und Filouterie.“ — „Komme, mein Töchterlein!“ ſagte geduldig der gütige Müller, „komm, ich tauſche dein Korn dir mit zartem

wohlſchmeckendem Mehle, und geleite zum Garten dich, Jungfrau! daß du dir brecheſt ein Sträußlein von edlem Geſtein, zu Haus die freundliche Mutter mit köſtlicher Gab zu erfreuen.“ — „Allons, fortgemacht!“ ſagte Murra und folgte ihm in den Garten. Aber kaum war der Müller drin, als er die Katze ſah, die auf dem Baume ſaß und einen zahmen Vogel fraß, den er ſehr liebte. Zürnend lief er der Katze nach, die von Baum zu Baum ſprang, wozu Murra nur immer lachte, und während dem ſich die Taſchen voll Edelſteinblumen brach und die übrigen mit ihren plumpen Füßen zertrat und verwüſtete. Endlich war die Katze entflohen, und als der Müller ſeinen Vogel beklagte, und über den fluchte, der die Katze befreit, lachte ihn Murra aus und ſagte ihm, daß ſie es gethan, worüber der Müller ſehr erbittert wurde. Nun trat auch der Hirt mit ganz zerſtochenem Geſicht auf, und klagte über ſein Leid und das geraubte Vieh. Es war des Müllers Sohn. Auch Louiſe, ſeine Tochter, kam weinend und klagte, daß Murra ihren Keſſel verdorben, den Kaffee getrunken, die Quelle getrübt habe, und da Murra ſie zu allem dieſem auslachte, wurde der Müller erzürnt und warf ſie zur Mühle hinaus. Sie kümmerte ſich aber um nichts. Das Mehl war ſchon auf den Eſel geladen, mit Edelſteinen war ſie bepackt, und hohnlachend ritt ſie nach Hauſe. Am Ende der Mühle ſah ſie zwei Männer, die ſich um einen gefundenen Ring ſchlugen; da der Ring an der Erde

lag, ſtieg ſie ab und wollte ihn für ſich ſtehlen. Aber die zwei Männer fielen nun über ſie her und prügelten ſie braun und blau, legten ſie dann ohnmächtig auf den Eſel, der ſeinen Weg nach Hauſe verfolgte.

Indeſſen war Murmelthier mit ihrer Heerde ſchon nach Hauſe gekommen und ſtand mit ihrem Spinnrocken unter der Thüre im Abendſchein. Da kam der Jäger, der ihr die Birnen abgekauft, zu Pferde angeritten, ſtieg ab und band ſein Pferd an das Fenſtergitter. Geſchwind lief Murmelthier hinein und ſagte der Frau Wirr, wer da ſey. Sie kam mürriſch heraus; aber der Gedanke, daß der Mann, der die Birnen ſo gut bezahlt, viel Geld haben müſſe, machte ſie kriechend und freundlich. „Was verlangt der gnädige Herr Ritter?“ ſagte ſie, „wer iſt er? womit kann ich dienen?“ Er ſprach:

„Ich bin Konrad der müde Mann,
Und ſprech euch um Nachtherberg an.“

Da ſagte Frau Wirr:

„Um Silber und um Gold
Könnt ihr haben, was ihr wollt.“

Da ſtieg der Jäger ab und ſprach zum Murmelthier: „Nun Jungfrau, liebſte Jungfrau mein! ſchenkt mir einen Becher kühlen Wein ein.“ Da jagte Frau Wirr das Murmelthier zankend in den Keller nach Wein, den ſie bald brachte, und dem Jäger mit den Worten darreichte:

„Ach, Ritter, liebſter Ritter mein!
Hier nehmt von mir den kühlen Wein."

Der Ritter aber wollte nicht zuerſt trinken, und reichte ihr den Becher mit den Worten zurück:

„Trink erſtlich ab, du rother Mund!
Dann leer ichs Glas bis auf den Grund."

Murmelthier trank ein wenig ab und gab ihm den Becher freundlich wieder, den er austrank. Die Frau Wirr aber jagte ſie in die Küche und ſagte, ſie ſolle nicht ſo frech ſeyn. Als der Ritter mit ihr allein war, ſprach er zu Frau Wirr: „Frau Wirthin, liebe Frau Wirthin! iſt dies fürwahr euer Töchterlein?" Sie ſagte: „Es iſt nicht ſowohl mein Töchterlein, als mein Küchenſudel, mein ſchmutzig Schwein." „Nun," ſagte der Ritter, „wollt ihr mir ſie heute Nacht auf meine Kammer geben, ſo ſollt ihr Geld und Gut haben, ſo viel ihr wollt." — „Ihr könnt thun, was ihr wollt," ſagte die böſe Frau Wirr. „Nun, ſo laßt ſie mir ein Fußbad machen und herauf bringen," ſprach der Ritter Konrad und ging nach ſeiner Stube.

Frau Wirr nahm nun eine hübſche kleine Badwanne aus dem Schrank, und gab ſie dem Murmelthier mit dem Befehl, ſogleich ein Fußbad mit Kräutern für den Ritter zu machen und ihm zu bringen. Als ſie nun in den Garten ging, Majoran zu brechen, ſetzte ſich auf einmal eine Amſel, die zahm im Gras herum zu fliegen pflegte, vor ſie auf einen Baum und ſang:

In dem Badwännlein biſt du hergetragen,
Darin mußt du ihm die Füße zwagen;
Dein Vater ſtarb in Leid und Noth,
Deine Mutter grämet ſich zu Tod,
O weh! du armes Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter ſind.

Aber ſie verſtand ſeine Sprache nicht, und wunderte ſich nur, daß der Vogel, der ſonſt immer geſchwiegen hatte, ſo geſprächig geworden war; denn er wiederholte ohne Unterlaß die nämliche Weiſe. Nun kam der gute Biber und ſagte ihr, was die Amſel geſungen, und ſie verwunderten ſich beide darüber, denn ſie verſtanden es nicht. Murmelthier aber ward ſehr traurig über den Geſang und machte ſich allerlei wunderliche Gedanken.

Als ſie nun das heiße Waſſer über die Kräuter in der Küche ins Badwännlein goß, kam die Mutter Wirr, und ſagte ihr: „Marſch! packe dich hinauf zu dem Gaſt, und daß du mir nicht wieder herunter kömmſt; du mußt mir heute Nacht bei ihm bleiben; er will es haben, und gibt mir hundert Goldſtücke dafür.“ — „Ach!“ weinte Murmelthier, „er wird mich doch nicht kränken und beleidigen, er war ſo freundlich gegen mich!“ — Da flog die Amſel wieder her und ſang ihr Lied, worüber ſie in große Sorge gerieth und nach ihrem Strauß ſah, den ihr der Müller gegeben, ob er ihr irgend eine Gefahr andeute; aber der Strauß war friſch und blühend, und

ſie fürchtete ſich nun nicht mehr; aber weinen mußte ſie doch aus einer geheimen inneren Schwermuth.

Als ſie das Bad hinauftragen wollte, zupfte ſie der Biber nochmals am Rock und ſprach: „Liebes Murmelthier! vergiß mich nicht, vergiß mich nicht, es ſteht etwas Großes bevor, denn die Amſel ſingt noch immer.“ Sie nahm Abſchied von ihm, und trug nun das Badwännlein wohl in des Herren Kämmerlein, ſie fühlt hinein, obs nicht zu warm, und weint dazu, daß Gott erbarm. Der Ritter ſprach: „Warum weinſt du denn, ſchein ich dir nicht ein guter Mann?“ — Sie ſprach: „Ihr ſcheint ein frommer Mann, ich wein' über unſerer Amſel Sang, ich war im Garten und brach das Kraut, da ſang die Amſel hell und laut:

In dem Badwännlein iſt ſie hergetragen,
Darin muß ſie ihm die Füße zwagen;
Der Vater ſtarb in Leid und Noth,
Die Mutter grämte ſich ſchier zu Tod,
Weh! Murmelthier, du Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter ſind.

Da ſah der Ritter das Badwännelein an,
Und ſah das burgundiſche Wappen dran,
Er ſprach: „das iſt mein Wappen allein,
Wie kommt die Wanne ins Wirthshaus herein?“
Da ſang die Amſel am Fenſterladen:
In dem Wännelein iſt ſie hergetragen,
Weh! Murmelthier, du Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter ſind.

Da ſah Herr Konrad ihr an den Hals,
Und ſah da wohl ein Muttermahl.
„Gott grüß," ſprach er, „du rother Mund!
Dein Vater war König von Burgund,
Chriſtina heißt deine treue Mutter,
Ich Konrad bin dein Zwillingsbruder.
Nun knieten ſie beide auf ihre Knie,
Und dankten Gott bis Morgens früh.
Und als nun Morgens kräht der Hahn,
Fängt ſchon Frau Wirx zu rufen an:
„Steh auf, ſteh auf, du faule Haut!
Kehr deiner Mutter die Stuben aus."
Da ſchrie Herr Konrad überlaut:
„Sie kehrt nicht, iſt keine faule Haut,
Herein, Frau Wirx! kommt nur herein,
Und bringt mir meinen Morgenwein" —
Und als Frau Wirx herein nun trat,
Herr Konrad ſie gefraget hat:
„Woher habt ihr das Jungfräulein,
Die Königstochter, mein Schweſterlein?"
Frau Wirx ward bleich gleich wie die Wand,
Die Amſel verrieth da ihre Schand:

„In dem Luſtgarten, im grünen Gras
Das Kind in dem Badwännlein ſaß,
Auf einem grünen Rainelein
Spielt mit den bunten Steinelein,
Da kam die böſe Wirx ins Land
Und warf ihr hin ein ſeidnes Band,
So hat die böſe Zigeunerin
Geſtohlen das zarte Kindelin."

Herr Konrad ward da hoch entrüſt,
Sein Schwert er durch der Frau Wirx Ohrläppchen ſtieß,

Und ſpießte ſie feſt da an die Wand,
Und nahm die Schweſter an der Hand,
Und nahm ſie an dem Gürtelſchloß
Und ſchwang ſie auf ſein hohes Roß.
Das Badwännlein hing am Sattelknopf,
Die Amſel ſaß auf des Roſſes Kopf.
So ritten ſie wohl manche Stund,
Bis in das Schloß, ins Land Burgund,
Und als er in das Thor einritt,
Die Mutter ihm entgegenſchritt:
„Konrad! lieber Konrad mein!
Was bringſt du mir für eine Braut herein?“ —
„Ich bringe keine Braut herein,
Ich bring euch euer Töchterlein.“ —
Die Tochter da vom Roſſe ſprang,
Die Mutter in eine Ohnmacht ſank,
Und als ſie wieder zu ſich kam,
Ihr Kind ſie in die Arme nahm. —
„O laßt mir das eine Freude ſeyn,
Ich bin euer armes Töchterlein;
Heut ſind es fürwahr achtzehn Jahr,
Daß ich der Frau Mutter geſtohlen war;
Frau-Wirx, die böſe Zigeunerin,
Trug mich in dem Badwännlein hin,“
Und als ſie ſprach, die Amſel ſang,
Daß laut die Stimm im Schloß erklang:

„Frau Wirx ſchreit jetzt: Mein Ohr thut weh!
Sie will keine Kinder ſtehlen meh;
Nun laßt vom Goldſchmied klar und rein
Mir ſchmieden ein goldenes Gitterlein
Da ſchmieden vor das Badwännlein,
Es ſoll der Amſel Wohnung ſeyn.“

So ſchnell und wunderbar hatte ſich das Unglück des armen Murmelthiers gewendet. Sie war nun eine Prinzeſſin von Burgund und hatte Alles voll auf; die Amſel ſaß in der kleinen Badwanne, die ihr der Goldſchmied in einen Vogelbauer verwandelt hatte; aber Murmelthier war doch nicht ganz glücklich. Immer dachte ſie an die letzten Worte des guten Bibers: „Vergiß mich nicht! vergiß mich nicht!“ — und wenn ſie nun gedachte, daß er aus Liebe zu ihr ein Biber geblieben war, ſo weinte ſie oft im Stillen, daß ſie ſeinen Bitten nachgegeben und ihn nicht zum Menſchen verwandelt hatte. Hierauf kam noch ein trauriger Fall: ihre Mutter, die Königin von Burgund, war durch die plötzliche Freude des Wiederſehens ſo erſchüttert worden, daß ſie krank ward, und nach wenigen Wochen ſtarb. Ihr Bruder Konrad, der nun der Herr des Landes war, fragte ſie oft um ihren Kummer, ſie ſagte ihm endlich die Geſchichte des Bibers, und er machte ſich nun auf den Weg, den Biber zu ſuchen, und that einen Eid, nicht eher zurückzukommen, bis er den Biber gefunden.

So war ſie nun allein und betrübt auf dem Schloſſe, und ſah alle Augenblicke zum Fenſter hinaus, ob ihr Bruder nicht bald zurückkommen würde.

Ich will nun erzählen, wie's unterdeſſen der böſen Frau Wirr und der Murra gegangen.

Murra lag, wie ihr euch erinnern werdet, tüchtig

abgeprügelt nebſt dem Mehlſack auf dem Eſel, der ſo langſam unter ſeiner Laſt nach Haus ſchritt, daß er erſt vor der Hütte ankam, als Frau Wirr ſchon mit dem Ohrläppchen an die Wand geſpießt, und Ritter Konrad mit Murmelthier davon geritten war. Dem Meiſter Langohr ward es zu lang, bis das Thor aufgemacht und ihm ſeine Laſt abgenommen wurde, er ſchüttelte ſich daher aus Leibeskräften, und warf die ohnmächtige Murra mit ſammt dem Mehlſack nieder. Da dieſe in die Brennneſſeln fiel, kam ſie wieder zu ſich, und hörte nun ihre Mutter lamentiren. So ſchnell ſie konnte, lief ſie nun die Treppe hinauf, und zog den Degen heraus, womit die Mutter angeſpießt war. Nun erzählten ſie ſich beide ihr Unglück unter beſtändigem Schimpfen auf Murmelthier.

Jetzt will ſie der Mutter das ſchöne Mehl zeigen, aber kaum hat ſie den Sack geöffnet, als lauter häßliche Stechfliegen heraus ſummen, und ſich ihr und der Mutter ins Geſicht ſetzen und ſie zerſtechen. Nun konnten ſie ſie nicht wieder los werden, bis ſie ſich beide in ein Faß Waſſer ſetzten und die Fliegen erſäuften. Nun wollte ſich Murra mit ihren Edelſteinen tröſten, und ſchmückte ſich mit ihnen von oben bis unten, und legte ſich, ſo auszuruhen, ins Bett. Kaum aber war ſie eingeſchlummert, als ſich alle die Edelſteine in Horniſſe und Weſpen verwandelten und ſie ſo zerſtachen, daß ſie das eine Auge

drüber verlor. Die Mutter kam auf ihr entſetzliches Geſchrei und wußte ſich keine andere Hülfe, da die Weſpen ſie auch zerſtachen, als daß ſie ein großes Feuer auf dem Herd machten und ſich beide auf den Schornſtein in den Rauch ſetzten, wodurch ſie, nachdem ſie ganz ſchwarz geräuchert waren, endlich die beſchwerlichen Thiere los wurden. Da oben im Rauchfang, ſagte nun Frau Wirr: „Warte mein Kind! jetzt fällt mir ein Mittel ein, wie wir uns an dem falſchen Murmelthier rächen. Laß uns unſer Haus hier verbrennen und zu ihr nach Burgund ziehen. Wir erzählen ihr unſer Unglück, und flehen ſie höflich an; ſie iſt eine ſo dumme Gans, ſie kann keinem Menſchen etwas abſchlagen.“ Nun begaben ſich Frau Wirr und Murra herab und verbrannten das Haus, machten ihre beſten Sachen zuſammen, nahmen den Rocken und den Schäferſtab des Murmelthiers und das ſeidene Kleid, das ihr Frau Lureley gegeben, und ſchlugen den Weg nach Burgund ein.

Unterwegs kamen ſie Abends zu einer alten Baſe der Frau Wirr, die in einem abgebrannten Dorf auf dem Kirchhof wohnte, bei der übernachteten ſie und erzählten ihr ihr Vorhaben. Da ſchenkte ihnen die Alte eine Wachskerze von Menſchenfett mit einem rothen und einem weißen Docht, und ſagte ihnen, wenn ſie die anſtecken würden, ſo müſſe Murmelthier ſterben. Vergnügt über dies Geſchenk ſetzten ſie ihren Weg fort und kamen, nachdem ſie

bei drei Monaten unterwegs geweſen, endlich nach Burgund vors Schloß.

Es war gerade der Ort im Luſtgarten, wo Frau Wirr vor achtzehn Jahren die Prinzeſſin geraubt hatte, und heute war gerade der Tag und die Stunde. „Hier,“ ſagte Frau Wirr — „laß uns unſere Heuchelei anfangen“ — und nun ſetzten ſie ſich beide in das Gras und weinten. Murmelthier wollte zum Andenken den Ort beſuchen und ihr trauriges Geſchick beweinen; denn immer war ihr Bruder mit dem Biber noch nicht zurückgekehrt. Als ſie nun zu der Stelle im Garten kam, ſah ſie Frau Wirr und Murra an der Erde liegen und weinen. Sie ſtellten ſich, als wenn ſie Murmelthier nicht bemerkten und ſchrieen immer fort: „Ach! wir Unglücklichen! Ach! daß wir die arme Prinzeſſin ſo gekränkt; Gott hat uns geſtraft, wir ſind um Alles gekommen, das Feuer hat uns Alles geraubt.“ Murmelthier konnte ſich der Thränen nicht enthalten. Die Frau und die Tochter, die ſie ſo lange für Schweſter und Mutter gehalten, rührten ſie. „Stehet auf,“ ſprach ſie, „ich verzeihe Euch von Herzen.“ — „Ach!“ ſchrie Frau Wirr, „iſt es möglich? ſieh hier haben wir auch deinen Hirtenſtab und Spinnrocken und dein ſchönes Kleid mitgebracht; alles andere iſt uns verbrannt! Das haben wir allein gerettet!“ Murmelthier dankte herzlich, umarmte beide, und nahm ſie in das Schloß, kleidete ſie neu an, machte ſie zur Oberſthofmeiſterin und Murra zur erſten Hofdame.

Da die zwei böſen Weiber allein in ihrer Stube waren, lachten ſie herzlich über die Dummheit des guten Murmelthieres, ſo nannten ſie ihre Güte, und Frau Wirx ſagte: „Nur nichts merken laſſen, Murra! wir wollen unſer Glück hier noch aufs Höchſte treiben.“ So mißbrauchten ſie heuchelnd und ſchmeichelnd mehrere Wochen die Güte der frommen Murmelthier.

Eines Abends ging ſie allein am Rhein ſpazieren, und ſpann an ihrem Rocken und dachte an ihren Bruder, als ſich auf einmal auf der entgegengeſetzten Seite ein Ritter auf einem weißen Roſſe ins Waſſer ſtürzte. Murmelthier eilte mit ausgebreiteten Armen gegen den Strom und ſchrie: „Ach! Konrad! Konrad! bringſt du meinen Biber mit?“ — aber der Biber konnte den langſamen Schritt des Roſſes nicht abwarten, und ſchwamm ihm voraus und lag zu den Füßen der jubelnden Prinzeſſin, die nicht länger zögern wollte und ihn mit ihrem Strauß berührte, worauf er ſogleich als ein ſchöner junger Fiſcher zu ihren Füßen lag. „Gnädige Prinzeſſin!“ rief er aus, „ach! hättet Ihr mich einen Biber bleiben laſſen; ein Biber darf wohl um Euch ſeyn, ein armer niedriger Fiſcher iſt zu geringen Standes für Eure Würde.“ — „Ei, was Würde!“ ſchrie Murmelthier, „Ihr ſeyd mir der Liebſte auf der Welt!“ und umarmte ihn. Nun kam auch Konrad auf ſeinem Roſſe an's Land und umarmte ſeine Schweſter und fragte: „Ei! wo iſt denn der Biber?“ — „Hier iſt er,“ ſagte Murmel-

thier, „hier dieſer Fiſcher, ich habe ihn gleich wieder zum Menſchen gemacht.“ Konrad ließ ſich Alles erzählen und erzählte auch, wie er den Biber in der ganzen Welt geſucht und ihn endlich bei Biberich am Rhein gefunden. „Ja,“ ſagte der Biber, „als Murmelthier fort war, wollte ich auch nicht mehr in jenem Lande bleiben und zog, nachdem ich lange vergebens ſie ſuchend herumgeirrt war, endlich in die Gegend von Mainz und legte mir dort einen Bau an, wo er mich vor drei Tagen gefunden hat.“

Nun begaben ſie ſich in das Schloß, denn Konrad klagte über Froſt und Näſſe, weil er über den Rhein geſchwommen. Sie brachten ihn auf ſeine Stube und pflegten ihn, der Fiſcher Biber blieb bei ihm. Auf einmal in der Nacht pochte etwas an Murmelthiers Stube: „Wer iſt draus?“ rief ſie: „Geſchwind, geſchwind, liebe Prinzeſſin!“ rief der Biber, „kommt zu Eurem Bruder.“ Murmelthier warf ſchnell einen goldnen Schlafrock um und eilte in Konrads Kammer, aber der war dem Tode ſchon nah. „Ach!“ ſagte er, „liebe Schweſter! ich habe mich geſtern im Rhein erkältet nach dem heftigen Ritt, und muß nun ſterben.“ Murmelthier weinte ſehr, aber Konrad nahm ihre Hand und legte ſie in des Fiſchers Hand und ſprach: „Ich gebe Euch einander, ſeyd glücklich und regiert das Land,“ und ſomit ſtarb er in ihren Armen. Man begrub ihn zu der Mutter; beide hatte ſie die Freude getödtet.

Murmelthier ließ am folgenden Morgen dem Fiſcher

prächtige Kleider anlegen, verſammelte das Volk und kündete ihnen ihr Glück und Unglück an. Alles brachte ſeine Glückwünſche und Beileidsbezeugungen, auch Frau Wirr und Murra heucheln und bringen ihre Wünſche dar.

Nun war die Trauerzeit verfloſſen, man machte Anſtalt zur Hochzeit, und als der Hochzeitsabend kam, ſagte Murmelthier zum Fiſcher: „Lieber Biber! wir wollen heute Nacht nicht in die Brautkammer gehen, wir wollen jeder in ſeiner Stube beten.“

„Ja,“ ſagte der Biber, und beide gingen nach ihrer Kammer.

Frau Wirr hatte indeß die garſtige Murra angeputzt und verſchleiert und legte ſie heimlich ins Hochzeitsbett mit der Abſicht, das arme Murmelthier nachher mit ihrem Zauberlichte zu tödten und ſo ihre häßliche Tochter zur Königin zu machen.

Während ſie dies aber that, ſah Murmelthier an ihrem Betſtuhl knieend ihren Edelſteinſtrauß plötzlich welk und blaß werden. Schnell fielen ihr die Worte des Müllers ein, ſie lief und holte das Licht, das er ihr gegeben, und ging damit nach der Frau Wirr Kammer, wo ſie das ähnliche Licht ſchon auf dem Leuchter ſtecken ſah. Sie verwechſelte nun die beiden Lichter und ging nach ihrem Betſtuhl zurück. Da ſah ſie ihre Blumen wieder friſch und geſund, wofür ſie Gott herzlich dankte.

Kaum hatte Frau Wirr die häßliche Murra in

das Brautbett gelegt, als ſie nun das Zauberlicht anſteckte und ſich zu Bett legte. Auf einmal hörte ſie im Schlafe eine Stimme:

„Weh! Weh! ich vergeh,
Weh! ich ſterbe,
Ich verderbe
Ganz in Schmerzen
Brenne ich gleich einer Kerzen.“

Da wachte Frau Wirr auf. Als ſie aber das Zauberlicht noch brennen ſah, ſagte ſie: „Schon gut, ſchon gut, bald wird es aus mit dem Murmelthier ſeyn.“ Dann ſchlief ſie ein und nach einer Stunde hörte ſie wieder:

„Weh! Weh! ich vergeh,
Weh! ich ſterbe,
Ich verderbe,
Schon im Herzen
Zehret mir die Zauberkerzen.“

Da wachte ſie wieder auf und als ſie das Zauberlicht bis auf den letzten Docht herabgebrannt ſah, ſprang ſie auf, warf es an die Erde und trat das Licht aus mit den Worten:

„Sterbe Licht,
Das Herz bricht
Zu dieſer Friſt,
Wider das du gemacht biſt.“

Nun war ſie verſichert, daß Murmelthier todt ſey.

Am Morgen war große Verſammlung am Hofe angeſagt, das Ehepaar zu begrüßen. Sie als Oberſthofmeiſterin mußte die Herrſchaft empfangen. Sie legte ſich in den größten Staat und trat mit der hoffärtigſten Miene in den Audienzſaal, feſt verſichert, nun ihre Tochter als Königin hereintreten zu ſehen.

Alles war verſammelt, die Thüre öffnete ſich: Biber führte nach der Sitte des Landes ſeine Frau verſchleiert herein. Die Oberſthofmeiſterin Wirr mußte ihr den Schleier abnehmen. Sie ging triumphirend auf ſie los, und feſt überzeugt, ihre Tochter als Königin zu präſentiren, hob ſie den Schleier weg — und that einen lauten Schrei, als ſie Murmelthier heil und geſund fand. Wüthend lief ſie nach der Brautkammer, riß die Vorhänge des Brautbettes auseinander, und als ſie da ihre Tochter zu Kohlen verbrannt ſah, geſtand ſie ihre gräßliche That. Vor der ganzen Verſammlung, die ihr gefolgt war, ſprang ſie raſend, ehe man ſie halten konnte, von dem Schloßfenſter hinab in den Rhein.

Nun ging der König und die Königin und der ganze Hofſtaat in die Kirche, Gott für die abgewendete Gefahr zu danken, und regierten ein Jahr lang ihr Volk ruhig.

Doch währte das nicht lange. Ein benachbarter König wollte den Biber nicht als Regenten über Burgund anerkennen und zog mit einem großen Kriegsheer ins Land, wo er eine große Partei unter dem

Adel hatte. Der Aufſtand war allgemein, der Biber ſagte da zu Murmelthier: „Wenn du nicht wärſt, ſo wüßte ich wohl, was ich thäte.“ — „Was würdeſt du thun?“ — „Ei! ich würde,“ erwiederte Biber, „zu dem närriſchen Volke ſagen: laßt euch regieren von wem ihr Luſt habt, und würde ein Fiſcher ſeyn nach wie vor.“ — „Von Herzen bin ich das zufrieden,“ ſagte Murmelthier und umarmte ihn und nahm ihre Spindel und ihren Schäferſtab und die Amſel in dem Badwännlein und was ſie ſonſt hatte, und trat mit ihrem Fiſcher vor das Volk und ſagte: „Lebt wohl, allerliebſte Unterthanen! Laßt euch regieren von wem ihr wollt,“ und verließ mit ihm das Land.

Anfangs bauten ſie ihre Fiſcherhütte, wo der Biber am Rhein war wiedergefunden worden, und nannten den Ort Biberich; dann zogen ſie hierher nach Mainz und lebten glücklich; der Himmel ſchenkte ihnen ein Töchterlein, das hieß Ameleychen.

So weit hatte Frau Marzibille erzählt, als Alles ſchrie: Ameleychen! Ameleychen!“ und ſiehe da,“ das liebe Kind ſchwamm eben auf dem Kahne von Schwänen gezogen heran, und eilte ſeiner Mutter in den Schooß, die vor Freude nicht wußte, was ſie machen ſollte.

Auch der Fiſcher Peter umarmte ſein Kind zärtlich, und dann die Königin Ameley, der das Mägdlein, wie auch dem Radlauf viele Grüße vom Vater Rhein mitbrachte.

Als ſich die freudigen Herzen wieder ein wenig beruhigt hatten, beſah Frau Marzibille ihr Kindlein von oben bis unten und ſagte: „Gott ſey Dank, Herzkind! Es fehlt dir nichts, du biſt ſo friſch und geſund.“ — „Ja, das bin ich,“ ſagte Ameleychen, „aber was macht denn Weißmäuschen und Goldfiſchchen?“ — Auf dieſe Worte des Kindes nahten ſich Prinz Philipp und Prinz Georg und umarmten das Kind mit den Worten: „Liebes Ameleychen! ſieh, wir ſind nun Prinzen geworden, aber wir wollen dich immer lieben und dir Gutes thun.“ Ameleychen ſah ſie verwundert an und küßte ihnen die Hände, worauf es zu ſeiner Mutter zurück lief.

„Lieber Fiſcher Petrus!“ ſagte nun der König Radlauf, „Ihr ſeyd alſo der treue Biber, und Ihr, Frau Marzibille, ſeyd das treue Murmelthier!“ — „Ja,“ ſagten beide, „das ſind wir.“ Da erwiederte Radlauf: „Nun, wohlan! ſo will ich Euch Euer Königreich Burgund wieder erobern, ſo Ihr es wollt.“ — „Nein, nein!“ ſchrieen beide, „wir wollen lieber hier bleiben bei Euch.“ Da ſagte der König: „So ſchenke ich Euch das Land zu Biebrich, wo Ihr zuerſt gewohnt und ich will Euch ein Schloß hinbauen, aus deſſen Fenſtern Ihr fiſchen könnt.“ Dafür dankten ſie nun beide ſchönſtens, und Radlauf ſagte: „Ehe wir heute Morgen auseinander gehen, beſtimmet mir, Frau Marzibille! wer nach Euch erzählen ſoll.“ — Da ſchrie ein feines Stimmchen aus der Menge: „Wartet noch ein

biſschen, ich will erſt dem Ameleychen ſein neu Kleidchen anprobiren!" — und ſiehe da! ein kleines Männchen nicht viel länger als ein Daumen führte einen ſchönen Geisbock heran, auf deſſen Rücken ein allerliebſtes rothes Röckchen lag. Er nahte ſich der Frau Marzibille und ſprach: „Liebe Frau Nachbarin! da ich Euch immer lieb gehabt, und Ihr mir manches Fiſchchen in der Hungersnoth geſchenkt habt, ſo habe ich in den letzten Tagen Eurem Ameleychen dieſes artige Kleid gemacht, daß es doch bei ſeiner Rückkunft eine Freude habe." Herzlich dankte Frau Marzibille dem guten Schneiderlein Meckerling. Sie zog ihrem Kinde das neue Röckchen an und ſprach: „Zum Dank für Eure Freundſchaft ſollt Ihr morgen Euer Märchen erzählen und dadurch Euer Söhnlein Garnwichſerchen wieder haben."

Vor Freude ſprang nun Meiſter Meckerling auf ſeine Ziege und galoppirte freudig nach Haus, daß auch das ganze verſammelte Volk über das kleine närriſche Kerlchen lachen mußte.

Am folgenden Morgen verſammelte ſich wieder Alles, um den Schneider erzählen zu hören; denn Alles war doch äußerſt begierig, was das kleine flinke Kerlchen vorbringen würde. Alles hatte ſich bereits geſetzt, als der Schneider auf der Ziege geritten kam. Er ſteckte ſein Elle, die gegen ihn ein ziemlicher Balken ſchien, in die Erde und band die Ziege, die gegen ihn ſo groß wie ein Elephant war, daran feſt, und

ſetzte ſich hierauf wieder auf das Thier, auf deſſen Rücken er, um beſſer geſehen zu werden, als Kiſſen ein ſchön gepläckeltes Nadelkiſſen gelegt hatte. Nun ſtach er die Ziege mit einer Nadel ins Ohr, daß ſie meckerte, worauf Alles ſtill wurde, und er hub an zu erzählen.

Das Märchen

vom

Schneider Siebentodt auf einen Schlag.

Eines Morgens wollte es in Amſterdam gar nicht Tag werden, die Häringsfiſcher guckten alle Augenblick zum Fenſter hinaus, ob die Sonne bald aufgehe, daß ſie auf den Fang fahren könnten. Die Seelenverkäufer machten wohl zwanzigmal den Laden auf, um nach der Morgenſonne zu ſehen, weil ſie die Seelen heraus zum Verkauf hängen wollten; denn ſie nehmen ſich in der Morgenſonne ſehr ſchön aus und ſingen dann: „Wach auf, mein Seel und ſinge!“ wodurch ſie Käufer herbeilocken. Aber immer blieb es dunkel. Die Käshändler liefen auf die Straße und guckten nach dem Himmel; aber dunkel war es, dunkel blieb es, und kein Menſch wußte, wo er dran war.

Nun war gerade blauer Montag, an dem die Schneider ſich zu beluſtigen pflegen; aber ſieh' da! es wollte der Tag nicht blau werden, und die edlen Geſellen krochen unzähligemal an die Dachfenſter und ſahen, ob der liebe blaue Montag nicht anbrechen wollte.

Da aber doch alle Uhren ſchon auf eilf Uhr Mittags ſtanden, wurden die Leute faſt raſend vor Angſt; ſie liefen auf den Gaſſen hin und her und

ſtießen mit den Köpfen gegen einander, daß es pufſte. Nun war da auch ein Zahnarzt und Hühneraugenſchneider; der wollte von der Verſammlung der Menſchen ſeinen Vortheil ziehen. Er ſpannte ſeinen Schimmel in ſeine Kaleſche, hängte einige Laternen daran, legte ſeine Geräthſchaften vor ſich, und fuhr auf den Buttermarkt mitten unter das wehklagende Volk. Ebenſo machten es die Seelenverkäufer; ſie machten ihre Boutiquen auf, hängten ihre Seelen an Nägeln heraus, ſtellten Laternen dazu, und verkauften da manche Seele, die ſchon ſehr abgetragen oder ſchmutzig war, oder ein garſtiges Loch hatte, in der Dunkelheit noch für eine ganz gute ſaubere Seele. Andere Seelenverkäufer aber hielten es für beſſer, im Dunkeln einzukaufen; ſie liefen auf dem Buttermarkt herum und ſchrieen: „Keine Seelen, keine Seelen zu verhandeln? luſtig! luſtig! wer ſich noch einen guten Tag machen will, der verkaufe ſeine Seele um ein paar gute Stüber, und gehe in's Wirthshaus, und trinke ſich eine Courage, denn die Welt geht unter; die Sonne iſt geſtern abgereiſt und kommt nicht wieder; luſtig! luſtig! die Seelen verkauft! alle Stunden werden ſie wohlfeiler werden; denn wenn nun die Welt zuſammenfällt, ſind ſie doch verloren, und Mancher gäbe ſie dann gern gratis weg, wenn ſie nur einer wollte." Dazwiſchen ſchrie der Zahnbrecher wieder: „Wer noch ſein Zahnweh, ſeine Hühneraugen los werden will, der komm

heran! Stück für Stück ein Stüber; jetzt geht die Welt unter und da kommt Heulen und Zähnklappern, da ſind gute Zähne nöthig; munter! munter heran! in einer halben Stunde fahr ich weg, da geht die Welt unter, da machen wir alle die Boutiquen zu."

Durch das Geſchrei der Seelenverkäufer und des Zahnbrechers ſtieg die Angſt des Volkes aufs Höchſte. Manche ließen ſich die Zähne ausbrechen, eine unzählige Menge verkauften ihre Seelen um ein Spottgeld, und liefen wieder zu den Buden, und hofften, ſich beſſere einzuhandeln, aber da bekamen ſie immer noch ſchlechtere.

Nun ritten endlich die Generalſtaaten auf den Markt und befahlen, von jeder Seele, die verkauft würde, müſſe ein Stüber abbezahlt werden für's Armen- und Narrenhaus, und befahlen zugleich, man ſolle die Judenſeelen billiger geben, weil ſie erſt müßten eingeweiht werden; ſodann fügten ſie hinzu: „Getreue Bürger der guten Stadt Amſterdam! Wir waren ſo eben in der Judenſtadt, und haben ihren Rabbinern befohlen, gegen die Erlaubniß an dem Rathhauſe vorüberzugehen, die wir ihnen bewilligen wollen, zum allgemeinen Beſten und zur Vernichtung der nun bereits um ſechs Stunden zu langen Nacht, ihren langen Tag der guten Stadt Amſterdam zum Geſchenk zu machen, aber das hartnäckige Volk will nichts zu unſerer Stadt Beſtem thun, ſo daß wir uns gezwungen ſehen, gewaltſame

Mittel anzuwenden, und ihnen den langen Tag mit gewaffneter Hand abzunehmen. Wir fordern alſo eine werthe Bürgerſchaft auf, eine Partie tapferer Leute zu dieſem Zwecke abzuſenden, die Judenſchule zu erbrechen, den langen Tag bei den Ohren zu erwiſchen, und zu uns auf das Räthhaus zu führen.

Kaum hatten die hochmögenden Generalſtaaten dieß geſagt, als ein wackerer Schneidermeiſter, Meckerling genannt, — es war mein Vater, liebe Mitbürger! — hervortrat und die Schneider aufrief, ſich dieſe Gelegenheit, auf ewig berühmt zu werden, nicht rauben zu laſſen. Gleich verſammelten ſich viele um ihn, ſie ſetzten ſich auf ihre Böcke, und galoppirten durch die Straßen und ſchrieen: „Heraus! Brüder, heraus! Auf! auf! ihr edlen Schneiderlein, auf! es geht für's Vaterland und den blauen Montag!“ Dazu klapperten ſie mit Scheeren, und die Böcke meckerten dazwiſchen, daß es eine Luſt war. Aus Thüren und Fenſtern hüpften ſie heraus, und immer größer ward ihre Menge, es war, als wenn es Schneider regnete.

Als ſie nun hörten, daß ſie die Judengaſſe ſtürmen ſollten, hielten ſie einen Rath mit einander, wie ſie zu rechter Courage kommen ſollten. Da ſchlug mein Vater vor, ſie ſollten ſich beſſere Seelen kaufen. Nun wurden die feigherzigſten Schneiderſeelen zuſammengeſucht und zu den Seelenverkäufern gebracht. Es waren an die neunhundert. Der

Seelenverkäufer legte ſie auf eine Wage, und wog nun alte Matroſen= und Soldatenſeelen dagegen, und ſie bekamen nicht mehr als neunzig für neun mal neun und neunzig. Die ſchönen Seelen verfälſchten ſie nun im Hintertheil, und wußten ſie ſo zu zerren und zu drehen und vortheilhaft einzutheilen, daß ſie vollkommen hinreichten, das ganze erſte Glied mit Courage unterm linken Knopfloche zu verſehen.

Mein Vater, Meiſter Meckerling, führte nun den Kern der Schneider gegen die Judengaſſe. Es waren lauter freiwillige Volontärs; ſie ſteckten ihr Wachsſtümpchen auf die Ellen und klapperten mit den Scheeren, den Juden die Bärte abzuſchneiden. Die Juden ihrerſeits hatten ihre Gaſſe verrammelt mit allerlei altem Hausgeräthe, altem Zinn und altem Kupfer, und als ſie hörten, daß es die Schneider waren, hatten ſie ihren großen alten Sündenbock aus dem Kirchhof genommen und den Schneidern hinter die Wagenburg von altem Hausrath ſpöttiſch gegenüber geſtellt, ſich ſelbſt aber alle in die Judenſchule geſetzt, wo ſie den langen Tag eingeſperrt hatten und beteten.

Muthig ſtürzten die edlen Krieger in die Gefahr, ſie durchbrachen den jüdiſchen Trödelverhack; aber hier empfing ſie der grauſame Sündenbock, der ſie als ein unvernünftiges Vieh, da ſie nur einzeln herüberkonnten, niederſtieß. Viele Brave verloren durch dieſe Beſtie ihr Leben, und als der Bock endlich

über die Barriere hinüberſetzte, und auf das ganze Corps der Edlen losging, ergriffen die Schneider die Flucht und wurden bis in ihre Herberge verfolgt, wo ſie ſich wieder ſetzten und ſammelten.

Hier erfand mein Vater eine Kriegsliſt. Der Bock ſtand noch immer vor der Thüre und bohrte mit ſeinen Hörnern dran, daß es entſetzlich anzuſehen war. Nun ließ mein Vater die Kellerthüre öffnen und dann die Hausthüre; der Bock, der eben ſtark drückte, fiel, als die Thüre plötzlich aufging, zum Haus hinein und die Kellertreppe hinab, welcher gleich hinter ihm verſchloſſen wurde.

„Nun," ſprach er, „wollen wir die liſtigen Hebräer wieder mit Thieren bekriegen; er ließ alle Schweine, die er haben konnte, vor ſeinen Braven hertreiben. Die Juden, die ihres Sieges gewiß, ſchon wieder aus der Schule heraus waren und ihren alten Trödelmarkt unter heftigem Gezänke, wem jedes Stück zugehöre, auseinanderſuchten, ſchwärmten wie die Ameiſen auf der Gaſſe herum: als plötzlich die Schweine von den Nadelſtichen der Schneider gereizt in die Straße einbrachen und Alles niederrannten. Die Rache der Schneider war vollkommen; die Juden wurden gänzlich in die Flucht geſchlagen, ſie flohen alle nach ihrem Kirchhof, den ſie verſchloſſen.

Nun erbrachen die Schneider die Judenſchule, in der es zu ihrem Erſtaunen ganz helle war; denn da ſaß der lange Tag, ſo lang als er war, mit

Zopfband an einem Pfeiler angebunden, und hatte ein großes Stück Matzekuchen in den Händen, an dem er aß, und ſang mit vollem Maule ein hebräiſch Lied. Er hatte einen himmelblauen Rock an, unten herum mit lauter Zimpeln behängt, und ſang wie eine Nachtigall.

Die Schneider zögerten nicht lang, nähten ihm Hände und Füße zuſammen, banden ihm Stricke an die Beine, und ſchleiften ihn, indem ſie ſich alle vorſpannten, nach ihrer Herberge. Als ſie durch die Straßen von Amſterdam den himmelblauen Labelang ſchleppten, ward es helle, und die Mittagsſonne trat plötzlich über dem Rathhaus hervor.

Der Jubel des Volkes war allgemein; aber die Generalſtaaten nahmen es den Schreiern ſehr übel, daß ſie den langen Tag auf die Herberge und nicht auf das Rathhaus gebracht hatten. Sie kamen vor die Herberge geritten, und forderten die Schneider auf, den langen Tag herauszugeben zum allgemeinen Beſten der Republik. Aber die Schneider ſagten: „Haben wir die Gefahr gehabt, ſo wollen wir auch den Genuß haben," welches ihnen endlich auf unbeſtimmte Zeit zugeſtanden ward.

Nun waren die neunmal neun und neunzig Schneider gar nicht mehr zu bändigen vor Hoffart und Tapferkeit. Sie putzten ſich den langen Tag mit tauſend bunten Lappen, und beſetzten ihn mit Borten und geſponnenen Knöpfen, benähten ihn mit Steif-

leinwand und Kameelhaar; hierauf machten ſie ein großes Netz und ſtellten es vor die Kellerthür. Wüthend ſtürzte der Bock herauf, und verfing ſich in dem Netze. Da warfen ſie ihn an die Erde und vernähten ihm alle Luftlöcher des Leibes, daß er kaum athmen konnte.

Nun banden ſie ihn an eine Menge Stricke, ſetzten den langen Tag auf ihn, und führten ihn mit Triumph durch die Straßen von Amſterdam unter dem lauten Jubel der Menge. Da fiel plötzlich ein großer Schnee, und weil die Schneider gut getrunken hatten, glitten ſie hie und da aus; der Bock gewann dadurch die Freiheit, nahm ſich zuſammen und begann in Carriere nach der Judengaſſe zu rennen. Viele der Schneider, die nicht los laſſen wollten, wurden erbärmlich geſchleift. Mein Vater aber, der ein Stück Tuchende an den Schwanz des Bocks gebunden hatte, woran er ihn führte, wollte wenigſtens ſeinen Theil nicht losgeben. Schnell zog er ſeine Scheere, und ſchon ſtürzte der Bock mit den Vorderfüßen durch das Thor der Judenſtraße, als er ihm glücklich den Schwanz noch abſchnitt, und dieſen, wenn er gleich darüber tüchtig auf den Hintern fiel, wenigſtens doch rettete.

Der lange Tag aber war verloren, der Bock riß ihn mit durch das Pförtchen des Judenthors; abſtreifen konnte er ihn nicht, denn die Schneider hatten ihn an den Bock feſt gemacht.

Da es aber trotz ſeines Verluſtes hell blieb, und die Finſterniß ſich ganz verloren hatte, wollten ſie es nicht noch einmal wagen, ihn zu erobern, und zogen von den undankbaren Amſterdamern verſpottet und verlacht, nach ihrer Herberge zurück. Um hier nicht den Anſchein zu haben, als hätte ſie der kleine Unfall gebeugt, veranlaßten ſie eine Gaſterei und eine Schlittenfahrt, an deren Folgen die meiſten der edlen Helden zu Grunde gingen. Dieſes ganze Feſt habe ich in Reime gebracht, und will es Euch ſingen, liebe Mitbürger:

Als nun die Schneider zur Herberg kamen,
Da konnten ſie nicht hinein;
Da krochen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
Zum Schlüſſelloch hinein.

Und da ſie nun verſammelt waren,
Da hielten ſie einen Rath,
Da ſaßen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
Auf einem Kartenblatt.

Und weil ſie alle hungrig waren,
Da hielten ſie einen Schmaus,
Da fraßen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
An einer gebratenen Maus.

Und weil ſie alle durſtig waren,
So faßten ſie einen Muth

Und ſoffen alle neunzig
Neunmal neun und neunzig
Aus einem Fingerhut.

Und weil der Schnee gefallen war,
So hielten ſie Schlittenfahrt
Und fuhren ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
Auf einem Geißenbart.

Und als ſie wieder zur Herberg kamen,
So hielten ſie einen Tanz,
Da tanzten ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
Auf einem Geißenſchwanz.

Und als ſie all' beſoffen waren,
So ſahen ſie nichts mehr,
Und krochen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
In eine Lichtputzſcheer.

Und als ſie ausgeſchlafen hatten,
Da konnten ſie nicht heraus,
Da warf ſie alle neunzig
Neunmal neun und neunzig
Der Wirth zum Fenſter hinaus.

Und als ſie vor das Fenſter kamen,
Da fielen ſie um und um;
Da kamen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
In einer Goſſe um.

So war das unglückliche Ende dieſer neunmal neun und neunzig Braven; ſie, die nicht der grauſame Sündenbock der altteſtamentaliſchen Glaubensgenoſſen hatte beſiegen können, unterlagen den Sünden des jugendlichen Uebermuths, die ſchon manchem Helden den Helmbuſch geknickt haben; ſie, die den langen Tag der Jugend bezwungen hatten, wurden von einem kurzen Freudentage erdrückt und erblickten das Licht nicht wieder, welches ihnen mit der Lichtputze ausgelöſcht worden war.

Mein Vater allein, weil er zuerſt in die Lichtputze gekrochen war, fiel lebend auf die andern und machte ſich nach Haus. Es war Morgens gegen drei Uhr und der Tag begann zu dämmern; er ſchlich nach ſeiner Werkſtatt. Aber hier hatte er noch einen ſchweren Kampf zu beſtehen. Er hatte für einen durchreiſenden König von Polen ein Kleid zu verändern, und da es morgen fertig ſeyn ſollte, und der heutige Tag im Kriegsgetümmel verloren gegangen war, ſo machte er ſich ſelbſt daran es aufzutrennen. Denn ſeine Geſellen waren alle bis auf einen unter den Helden umgekommen. Da er nun im beſten Trennen war, kam ihm plötzlich aus einem Ermel des Rockes ein ſchreckliches Ungeheuer entgegen. Er hatte nie eines dergleichen geſehen. Er rief ſeinen einzigen noch übrigen Geſellen, der ein Bayer war, zu Hülfe, und dieſer, als er das Ungeheuer anſichtig wurde, ſchrie: „ein Ruſſe! ein Ruſſe!“ — „Was?“ ſagte mein Vater,

„ein Ruſſe!“ — „Nein,“ erwiederte der Geſelle, „kein Ruſſe aus Roth- oder Weißrußland, wo ich in Condition ſtand und wo es mir herzlich ſchlecht ging, weil der Meiſter mir alle Tage ſtatt Knödel die Knute gab, ſondern was man bei uns in Bayern einen Ruſſen nennt oder was ſie anderwärts einen Schwaben nennen, eine fürchterliche Beſtie.“ — Der Ruſſe hatte ſich unterdeſſen in Poſition geſetzt und proteſtirte dagegen, daß mein Vater den Rock auftrenne. Aus Schrecken war ihm die Scheere unter den Tiſch gefallen; allein er erholte ſich bald wieder und ſagte zu dem Ungethüm: „Ich muß Sie bitten, meine Stube zu verlaſſen und nicht viel Aufhebens zu machen, ſonſt werde ich grob.“ — „Elender Ziegenſchwanz!“ ſagte der Ruſſe hohnlächelnd, „wäre ich nicht von königlicher Abkunft, ich wollte dir für deine Inſolenz Naſenſtüber geben.“

Das Wort Ziegenſchwanz, als eine Stichelei auf das unglückliche Bocksgeſchlecht der Schneider, nahm mein Vater krumm, und erwiſchte die Elle und ſchlich nach der Beſtie, die er aber verfehlte, worauf ſie höchlich ergrimmt zu ihm ſprach: „Nothwehr hebt allen Stand und Rang auf, und ich laſſe alſo meine königliche Abkunft herab und fordere dich auf Tod und Leben heraus,“ worauf der Ruſſe meinen Vater auf die grimmigſte Weiſe anfiel. Er wehrte ſich wie ein Held; aber ermattet vom Kampf ward das Unthier Meiſter über ihn und warf ihn unter die Bank, doch

diente ihm dieß zum Glücke, indem er unten ſeine Scheere wieder fand und ſie ſo vortrefflich gegen das Ungeheuer gebrauchte, daß er ihm den Kopf damit abſchnitt. Aber ermattet lag er nun unter der Bank und hatte die Kräfte nicht, ſich wieder herauszuwinden, bis ihm glücklicherweiſe ein Floh zur Ader ließ, was ihm ſo wohl anſchlug, daß er ſich erholte und unter der Bank hervorkroch. Nun weckte er ſeine Frau und mich, und erzählte ihnen ſeine Heldenthaten. Dieſe, als ein kluges Weib, ſagte: „Da der Feind von königlicher Abkunft iſt, ſo dürfen wir die ſchöne Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, und ſomit will ich ihn uns zum Frühſtück zubereiten, und wenn wir ihn verzehren, ſind wir dann alle auch von königlicher Abkunft.“ Meinem Vater und mir, der immer ſehr viel Ehrgefühl hatte, war dieſer Gedanke ſehr willkommen. Schnell ward das Ungeheuer an einer Nadel gebraten und auf einer Knopfform aufgetragen, und bald war es verzehrt, und ſo waren wir von königlicher Herkunft. Ich aber machte folgendes Gedicht:

Der Schneider trennt des Königs Rock,
Da findet er den Graus;
Das Ungeheuer patzig nennt ihn Bock,
Und fordert ihn heraus.

Dem Schneider fiel vor Schreck die Scheer,
Er faßt ſich einen Muth,
Er greift nach ſeiner Elle ſchwer,
Setzt auf den Fingerhut.

Es ſprach: „Ich bin von Königsblut,
Du biſt ein Ziegenſchwanz!“
Und packt ihn an mit grimmer Wuth;
Das ward ein böſer Tanz.

Der Feind gewann die Oberhand
Und ſtellt dem Schneider ein Bein
Und drückt den Schneider an die Wand,
Wirft ihn zur Höll hinein.

Da war's für ihn ein großes Glück,
Daß er die Scheer ertappt,
Da hat der Held ihm am Genick
Den Kopf ſchnell abgeknappt.

Doch lag er da ermüdet ſehr,
Vom Kampf ganz matt und blaß,
Zum Glück hüpft da der Floh daher,
Hilft ihm mit Aderlaß.

Er weckt den Sohn, er weckt das Weib,
Erzählt die Heldenthat;
Sie ſprach: „Ich ſchnell des Todten Leib
An einer Nadel brat.“

Dem Schneider, ſammt dem Weib und Kind
Bekam das Frühſtück gut;
Sie ſchwuren nun: „Wir Dreie ſind
Von königlichem Blut.“

Kaum hatte ſich nun der Tag über den Thürmen von Amſterdam wieder ſehen laſſen, als man eine neue, viel ſchrecklichere Noth als geſtern bemerkte. Alle Kanäle und Ciſternen waren ausgetrocknet, kein Tropfen

Waſſer war in der Stadt, Thee und Kaffee konnte nicht gekocht werden, und es wußten ſich die Mägde, die ſonſt immer die Häuſer von oben bis unten mit Waſſer abzuwiſchen pflegten, nicht zu helfen und zu rathen. Alle Schiffe, die auf den Kanälen nach Amſterdam zu kommen pflegen, ſaßen auf dem Grund; die Reiſenden ſtiegen aus und kamen zu Fuß herein in die Stadt und vermehrten mit ihren Erzählungen den Jammer. Niemand wußte den Grund, wenn gleich alle Leute auf den Grund der ausgetrockneten Quellen ſehen konnten. Nun war diesmal bei den Juden keine Rettung zu holen. Sie waren ſelbſt übel daran, und konnten ſich nach ihrer Gewohnheit nicht baden und waſchen, was ſie doch ſo ſehr bedurften, weil ſie ſich geſtern in der Schlacht mannichfach beſudelt hatten.

Als nun die Brunnenmeiſter überall herumliefen und nach Waſſer bohrten, und immer auf dem Trockenen blieben, kam endlich ein wandernder Schneidergeſell auf die Herberge, ganz blaß und erſchrocken; er zitterte wie ein Espenlaub, und da die andern Geſellen ihn zu ermuntern ſuchten und ihm ihre geſtrigen Heldenthaten erzählten, ſagte er: „Ihr habt gut ſchwätzen; aber ich habe etwas erlebt, worüber alle andern Schneider der Welt vor Schrecken geſtorben wären; ich habe zwei Meilen von der Stadt geſtern einen Kerl ſtehen ſehen, höher wie der höchſte Berg; er warf einen Schatten über das Land, pechſchwarz. Nun habe ich

mich niedergelegt in einem Schotenfeld, um nicht von ihm bemerkt zu werden; aber wer konnte da ruhen? Eine gewaltige Erſchütterung der Erde jagte mich auf; ich ſah den Rieſen niedergekniet und an der Amſtel trinken, er machte dabei ein Geſchlürfe, als wenn er die Welt verſchlingen wollte, und ſtellt euch vor, ein ganzes Marktſchiff mit Mann und Maus, von Bauern und Weibern und tabakrauchenden Soldaten ſchluckte er mit hinunter und verzog keine Miene dazu. Da überfiel mich aber auch ein ſolcher Schauder, daß ich mich abermals in eine Schote verkroch. Nach einer Weile guckte ich wieder hervor und ſah, daß er ſich niedergelegt hatte, und daß ſein Kopf gar nicht weit von mir entfernt lag. Aus Angſt ließ ich meinen Bündel und mein Bügeleiſen liegen, um deſto ſchneller davonzulaufen. Als ich aber an ſeinem Naſenloch vorüberzog, und er gerade den Athem ausſtieß, ergriff mich der Sturm, und wehte mich bis vor die Thore der Stadt. Nun meine Freunde!“ ſagte er, „Gott behüte jeden Menſchen vor ſolchem Schreck;“ und nach dieſen Worten redete er keine Sylbe mehr; er ſank von der Bank und war maustodt.

Die Schneider waren höchlich über dieſe Nachricht erſchreckt und liefen auf das Rathhaus und erzählten ſie den Generalſtaaten. Die merkten dann gleich wie viel Uhr es geſchlagen hatte; ſie ſahen leicht ein, daß die geſtrige Dunkelheit nichts als der Schatten des unvernünftigen Rieſen geweſen ſey, der über Amſterdam

hinfiel, und daß der Waſſermangel durch nichts veranlaßt worden wäre, als durch das Trinken des großen Schlingels an der Amſtel.

„Es iſt keine Zeit zu verlieren,“ ſchrie da der Geſcheidteſte von allen Generalſtaaten; „jetzt, da der Rieſe ſich niedergelegt hat, iſt er gewiß am erſten zu bezwingen; man richte ſich und ziehe ihm entgegen, und ſuche ihn durch die Menge zu beſiegen. Die edlen Schneider, die geſtern ſich ſchon mit Ruhm bedeckt haben, werden die Republik Holland heute auch nicht im Stiche laſſen.“ Da ſagten mehrere Schneider: „Ja, wir wollen gewiß das Unſrige thun, wenn wir nur einen Anführer von königlicher Herkunft hätten.“ Kaum hatten ſie dies geſagt, als die Amſterdamerzeitung hereinkam; das iſt aber nichts anders, als ein altes Häringsweib mit einer Violine, die die neueſten Neuigkeiten in Reimen abſingt und dazu geigt. Sie ſang nicht nur die Schreckniſſe des geſtrigen Tages ab, ſondern auch die herrliche Standeserhebung meines Vaters, der von königlicher Herkunft geworden war. Erſtaunt hörten die Generalſtaaten zu; ſogleich machten ſie ſich auf, meinen Vater zu beſuchen, ſie ſtellten ihm Wachen vor die Thüre, und ließen, indem ſie ihm den größten Reſpekt bezeigten, die Aufforderung an ihn ergehen, das Vaterland zu retten.

Mein Vater ließ ſich das nicht zweimal ſagen, um ſo mehr, da der Zeitpunkt günſtig war; denn ſo eben hörte man den Rieſen ſchnarchen und alle Thürme

zitterten, ſo daß die Glocken von ſelbſt zu läuten begannen. Eiligſt begab er ſich auf die Herberge, verſammelte alle Schneider, die ſich ihm im Leben und Tod zu folgen verſchworen. Nun ordnete er den Heerzug folgendermaßen: vor der ganzen Schaar wurde der eroberte Ziegenſchwanz an einer Elle als Fahne und Feldzeichen hergetragen; dann folgten die Schleuderer, Wachsknollen und Knopfformen in Schleudern von Tuchenden ſchwingend; dann folgten die leichten Truppen mit Nähnadeln und Scheeren bewaffnet; dann die ſchwere Garde mit Stopfnadeln, Ellen und Bügeleiſen und Fingerhüten gerüſtet. Mir ſelbſt hatte mein Vater das Siegeszeichen, den Geißenſchwanz, anvertraut zu tragen, weil ich auch von königlichem Herkommen war. Unſer Schlachtgeſang war die Hymne, die ich auf meines Vaters Heldenthat gemacht, nicht darf ich vergeſſen, daß unter dem Geißenſchwanz das blutige Hemd, worin ſich mein Vater gegen den Ruſſen geſchlagen, als Fahne befeſtigt war mit der Inſchrift: Laus deo soli atque sartori, Gloria victoria sartoria. So zogen wir unter den Glückwünſchen der Amſterdamer aus der Stadt dem Rieſen entgegen.

Als wir aber kaum eine kleine Meile über den Damm hingezogen waren, ließen wir recognosciren, und es ward gemeldet, daß ein entſetzlich Ungeheuer mit einem beinernen Haus auf dem Buckel quer über dem Damm liege. Als drei kühne Helden mit Nadeln nach ihm geſtochen, habe es plötzlich ein paar

ungeheuere Hörner herausgeſtreckt, daß die drei Braven vor Schrecken niedergefallen; die andern ſeyen ſogleich zurück um es zu melden.

Nun ſendete mein Vater ein Hundert Freiwilliger voraus, um den Weg von dem Ungeheuer zu befreien, und zog ihnen dicht auf den Füßen nach. Als wir auf die Stelle kamen, war die Schnecke bereits quer über den Damm weggekrochen. Wir ſahen ſie unten im Grunde, und ließen ſie ruhig ihren Weg fortſetzen, weil man dem fliehenden Feind goldene Brücken bauen ſoll. Die drei Braven retteten wir; ſie klebten auf dem Wege feſt im zähen Schleim, mit welchem das Ungeheuer ſeinen Weg bezeichnet hatte. Da ſie zurück in das Hoſpital gebracht waren, ſchlug man eine Brücke mit Ellen, die auf Bügeleiſen ruhten, und kam glücklich über den Moraſt.

Nun hörte man den Rieſen immer lauter ſchnarchen, und mein Vater hielt Kriegsrath, in dem beſchloſſen wurde, daß das ganze Heer ſich die Ohren mit Baumwolle zuſtopfen ſolle, um den Muth nicht zu verlieren, und dann wollten ſie dem ſchlummernden Rieſen die Naſenlöcher und den Mund zunähen, daß er erſticken müßte. Aber der Himmel hatte es anders verfügt. Die treuloſen Juden, um ſich für ihre geſtrige Niederlage zu rächen, hatten dem Rieſen den verhaßten Sündenbock zum Succurs geſchickt. Plötzlich trat uns der Schelm am Wege meckernd entgegen, und ergrimmt ſeinen Schwanz an unſrer Fahne zu ſehen, ſtellte er

ſich in Poſitur. Das ganze Heer der Schneider ergriff die Flucht und eilte in eine tiefe Höhle, die ſich ihnen glücklicherweiſe am Wege gegenüber darbot; mich aber nahm der Bock auf ſeine Hörner und ſchleuderte mich hoch durch die Luft, daß mir Hören und Sehen verging. Ich fiel glücklicherweiſe in des Rieſen Bart nieder und litt keinen Schaden; aber als ich drin zappelte, mich los zu machen, erwachte der Burſche, richtete ſich auf, nahm ſein Schwert, das wie ein Strom von blankem Stahl neben ihm im Graſe lag, griff dann nach der Scheide, die auf der andern Seite lag, und ſtieß es hinein, wobei der Degen etwas knirſchte. Da er dies bemerkte, ſagte er: „Was Kukuk! da iſt mir Dreck in die Scheide gekommen, und zog den Degen wieder heraus. Aber Himmel! welch jämmerlichen Anblick hatte ich da! Die beiden Seiten des verfluchten Schwertes hingen voll Blut und zerquetſchten Leichnamen; es war die Scheide jene unglückliche Höhle geweſen, in die das tapfere Heer der Schneider ſich gerettet hatte, welches Blut nun aber durch des Rieſen Schwert jämmerlich vergoſſen um Rache ſchrie. „Hum,“ ſagte der Rieſe „das iſt eine kurioſe Schmiere!“ und da der Bock daſtand, ließ er ihn den Säbel ablecken. Mir that dieſer Anblick ſo jämmerlich weh im Herzen, daß ich laut aufſchrie: „O, barmherziger Himmel! welch gräßliches Schauſpiel!“ Der Rieſe bemerkte mich und ſagte: „Ei, du kurioſes kleines Kerlchen! wie kommſt

du in meinen Bart?“ Worauf ich niederkniete in ſein Ohr und ihm alles erzählte, was geſtern und heute in Amſterdam vorgefallen ſey, und wie er das unüberwindliche Heer der Schneider zerquetſcht. Als er mich vom langen Tag erzählen hörte, fing er heftig an zu weinen, und wäre ich nicht in ſeinem Ohr geſeſſen, ſo wäre ich verloren geweſen; denn die Thränen liefen ihm in zwei ungeheuren Waſſerſtrömen aus den Augen nieder. „Ach,“ ſagte er, „ſo habe ich denn meinen lieben Bräutigam gefunden, nun rathe mir, mein theurer, einziger Freund! wie kriege ich ihn am ſchnellſten und ohne noch ferner Menſchenblut zu vergießen, was meinem zärtlich liebenden Herzen ungemein ſchwer fällt, aus den Händen der Juden? Denn du mußt wiſſen, daß ich ein zärtlich liebendes Jungfräulein bin, welches ſeinen Bräutigam als Mann verkleidet ſucht; ich bin die lange Nacht und der berühmte Zauberer Rabbi Süß Oppenheimer Mayer Löb Rothſchild Schnapper Robert hat mir ihn durch ſeine Beſchwörungen am Hochzeitabend aus den Armen entführt, weil er aus den Sternen geleſen, daß aus der Ehe der langen Nacht und des langen Tages der jüngſte Tag ſollte geboren werden. Er ſenkte mich in einen tauſendjährigen Schlaf, aus dem ich vor hundert Jahren erwacht bin, ſeit welchen ich nun nach meinem lieben Bräutigam ſuche. O wie traurig bin ich, daß ihn die Juden gefangen halten; ſie haben mir aus meinem ſüßen Bräutigam gewiß auch einen

Juden gemacht; überhaupt ſind die Schelme meinem Geſchlechte blutfeind, ſie haben mir meine Brüder Goliath und Holofernes vernichtet und wollen auch mich ruiniren.“ Nun antwortete ich der Jungfrau folgendermaßen: „Verehrte Demoiſelle! mein Rath wäre dieſer, daß Ihr den Sündenbock hier feſthieltet und mich nach Amſterdam als einen Geſandten zurückließet, von den Juden den langen Tag dagegen zur Auswechslung zu fordern.“ — Dieſer Rath gefiel der Dame ungemein; ſogleich nahm ſie den Sündenbock und ſteckte ihn in den Buſen und blies mich, mit vollkommener Vollmacht verſehen, von ihrem Finger ſanft auf einen Heuwagen in Amſterdam vor das Rathhaus nieder.

Als mich das Volk erblickte, zerriſſen ſie mich faſt um Neuigkeiten von der Armee; aber ich eilte zuerſt zu den Generalſtaaten, meine Geſandtſchaft auszurichten. So groß die Trauer der Hochmögenden über den ſchrecklichen Untergang ſo vieler Helden, ſo groß war auch die allgemeine Wuth gegen die Juden, welche durch ihr Gefangenhalten des langen Tages die zärtliche Rieſenbraut ins Land gelockt und durch ihren Sündenbock die Schneider ins Verderben geſtürzt hatten.

Nach langem Ueberlegen ergriffen die Generalſtaaten folgenden Entſchluß: Die Rieſin muß aufs Schleunigſte befriedigt werden, damit ſie ſich aus dem Lande begibt; die Juden ſind daher durch die ſchnellſten

Maßregeln zur Freilaſſung des langen Tages anzuhalten, welchen ſie wohlgekleidet und geſchmückt ausliefern ſollen, wofür ihnen ihr Bock bis auf weitere Unterſuchung zurückgegeben wird. Der Rieſin aber wird allein unter der Bedingung ihr Bräutigam zurückgegeben, daß ſie als Jungfrau die vereinigten Niederlande verlaſſe, und erſt über der Grenze ihre Hochzeit feire, weil allerdings zu befürchten wäre, daß, ſollte ſie auf dieſem meerentriſſenen Lande, das auf Dämmen und Pfählen ruhe, ihren Brauttag halten, ſie einige Provinzen als Löcher in den Grund des Meeres treten könnte. Mit dieſen Vorſchlägen ward ich zurückgeſendet.

Ich ſtellte der Rieſin, die noch immer an der Erde lag, dieſe Wünſche der Generalſtaaten vor, und ſie, als eine ſehr gutmüthige Perſon, willigte ein, und blies mich mit dieſem Auftrage wieder in die Stadt. Nun hatte man während dem ſich des langen Tages bemächtigt, ihn ſchön ausgeſchmückt und ihn auf einem Floß, das auf ſechzig Schiffen erbaut war, eingeſchifft, und ſo ins weite Meer gefahren. Der langen Nacht ward nun angezeigt, ihr Bräutigam ſey bereits unter Wegs und erwarte ſie zwiſchen Dover und Calais. Schnell warf ſie den Sündenbock nieder, der in die Stadt auf den Judenkirchhof galoppirte, und begab ſich mit Rieſenſchritten hin, wo ihr Bräutigam eben ans Land ſtieg.

Ich hatte ihn auf der Flotte begleitet, um Alles mit anzuſehen; aber es bekam uns ſchlecht. Der Fleck

Landes, wo der lange Tag die lange Nacht zum erſtenmale wieder umarmte, war eine Landenge, welche Frankreich und England vereinigte. So eben war das engliſche Einhorn und der franzöſiſche Hahn dort in einem Streite begriffen; als die Rieſenjungfrau aber zwiſchen ſie trat, machten ſie Waffenſtillſtand mit einander, um ihr Artigkeiten zu machen. Der Hahn lief um ſie herum, krähte, ſchlug mit den Flügeln und kokettirte; das engliſche Einhorn aber legte ihr ſein Haupt in den Schooß. Als der Bräutigam ans Land ſtieg, war er über dieſen Handel ſehr erfreut, weil er wußte, daß das Einhorn die Gewohnheit hat, ſich nur vor tugendhaften Jungfrauen zu demüthigen. Er umarmte nun ſeine Braut im Angeſichte der holländiſchen Flotte und beide luden den Hahn und das Einhorn zu Zeugen ihrer Verbindung ein. Die Braut nannte ſich mit ihrem Taufnamen Continent, der Bräutigam aber Marinus. Sie überhäuften ſich mit Liebkoſungen; nun gaben ſie den beiden Zeugen folgende Geſchenke: Continent ſagte zu dem Hahn: Du ſollſt mächtig ſeyn auf Erden, und Marinus ſagte zu dem Einhorn: Du ſollſt mächtig ſeyn auf dem Waſſer und den Inſeln. Hierüber wurden beide eiferſüchtig und begannen wieder zu ſtreiten. Aber die Brautleute hießen ſie nach Hauſe gehen, und begannen ſo heftig zu tanzen, daß die Landenge zu reißen begann. Als aber auf der einen Seite der Hahn eine Menuette krähte, und das Einhorn auf

der andern Seite einen engliſchen Tanz ſang, kamen ſie aus dem Takt, und zerrten ſich ſo herum, daß Marinus ſeiner Braut einen Ermel ausriß; zu gleicher Zeit brach die Landenge entzwei, das Meer ſtrömte zwiſchen England und Frankreich durch und trennte den Hahn und das Einhorn auf ewige Zeit. Was aus den Brautleuten geworden iſt, weiß ich nicht, da das Waſſer, das durch das zerriſſene Land durchſtrömte, unſere Flotte mit ſolcher Geſchwindigkeit zurück trieb, daß wir, ehe wir uns verſahen, wieder in Amſterdam waren. Der neu entſtandene Kanal wurde, weil er entſtanden, als der Ermel der Braut ausgeriſſen wurde, „Canal de la manche“, Ermelkanal, genannt, und der Ermel, welchen die Fluth des Meeres weit, weit hinweggeſchwemmt, heißt ſeitdem Ermelland.

Als wir unſere Nachrichten den Generalſtaaten hinterbrachten, dankte Alles dem Himmel, daß die Hochzeit auf unſerem Grund und Boden war vermieden worden, und dachte nun daran, wie man die Juden bei der erſten Gelegenheit für ihren mannichfach bewieſenen Starrſinn beſtrafen ſollte. Dieſe Gelegenheit ereignete ſich bald.

Die Kirchhofmauer der Juden war, als ſie ſich alle hineingeflüchtet vor den Schneidern, beſchädigt worden, und ſie hatten ſie einem Maurer wieder herzuſtellen verakkordirt. Als dieſer eines Mittags von ſeinem Gerüſte herunterſtieg, und auf einem Grabſteine ſitzend, ſeinen Käs und Häring als

Mittagsbrod aß, kam der vorwitzige Sündenbock, dem wegen des vielen geleckten Schneiderbluts das Fell juckte, und ſcheuerte ſich ſo ſtark an einem Pfahle des Gerüſtes, daß es über ihm zuſammenſtürzte, und ihn maustodt ſchlug. Die Juden von dem Getöſe herbeigelockt, begannen ein großes Geſchrei, und fingen den Maurer, ſchleppten ihn auf das Rathhaus, und wollten ihren Bock, den ſie auf zweihundert Thaler ſchätzten, von ihm bezahlt haben. Das Recht ward ihnen zugeſprochen; der Maurer mußte die zweihundert Thaler bezahlen. Weil er aber das Geld nicht hatte, fragten ihn die Generalſtaaten: ob er ihnen alle ſeine Rechte abtreten wolle? „Von Herzen gern," ſagte der Maurer und begab ſich weg.

Die Generalſtaaten zahlten den Juden nun die zweihundert Thaler, und ſie gingen zufrieden nach ihrer Gaſſe zurück. Wie erſtaunten ſie aber, als nach einer Stunde der Scharfrichter von Amſterdam in ihre Gaſſe mit ſeinem Karren kam, und den Bock im Namen der Generalſtaaten mit Gewalt als ihr erkauftes Eigenthum abholte. Sie waren in Verzweiflung, ihr geheiligtes Thier in ſo unehrlichen Händen zu ſehen, und bezahlten nun den Generalſtaaten eine ungeheure Summe, um ihn wiederzuerhalten und zu begraben. Allein dies war noch nicht genug. Man hatte erfahren, daß ſie dem langen Tag ein Stückchen abgeſchnitten und es als ihren langen Tag zurückbehalten hatten. Dies

mußten ſie mit dem Magiſtrate theilen, welcher es in der Schneiderherberge aufhängen ließ zum ewigen Gedächtniſſe, wie herrlich ſich die Schneider um den Staat verdient gemacht. Auf Anſuchen der vielen zurückgelaſſenen traurigen Schneiderwittwen wurde es blau gefärbt, und der blaue Montag, der Schneider ewiger Feier- und Spieltag, genannt.

Dieſer Tag, als ein Ehrentag der Schneider, ward nun durch die ganze Welt ausgerufen, und lockte eine große Menge von Geſellen nach Amſterdam, welche die Wittwen heirathend Meiſter wurden, und die große Schneiderlücke, welche der Bock geriſſen hatte, bald wieder ausfüllten. Ich aber, der ſo früh ſchon ſo gewaltige Thaten gethan, und der das adeliche Blut in allen ſeinen Adern fühlte, wollte nicht mehr in Amſterdam, welches mir nach meines Vaters Tod ein Ort der Trauer war, bleiben, und machte mich fort auf die Wanderſchaft.

Nachdem ich viele Städte durchzogen, gefiel es mir hier in Mainz ziemlich wohl; doch wurde ich immer wegen meiner kleinen Figur geneckt, weil hier die Schneider viel größer waren; und überhaupt war die kleine Raçe meiner Handwerksbrüder ziemlich ausgeſtorben. Erzählte ich nun meine Heldenthaten, ſo lachte mich meine hieſige Meiſterin aus. Das zog ich mir, der von königlicher Herkunft war, ſehr zu Herzen, und wünſchte herzlich, daß meine Zeit um ſeyn möchte, und daß ich weiter wandern könnte,

die Erſtaunung der Welt durch meine Heldenthaten zu erregen.

Nun gab uns der Meiſter alle Tage, die der liebe Gott geſchaffen, zweimal Kraut zu eſſen, welches mich ſehr erbitterte. Ich machte ihm daher Vorſtellungen; aber er ließ mit ſeinem Kraut nicht nach, welches mich ſehr melancholiſch machte. Als ich nun eines Tages am Fenſter ſaß und nähte, ging eine hübſche Jungfrau vorbei. Sie trug einen Korb voll rothbackiger Aepfel, ich winkte ihr, und ſie ſchenkte mir einen, und ich ſchenkte ihr dafür ein Nadelkiſſen in Geſtalt eines Herzens, das ihr viel Vergnügen machte. Der Apfel ſtand nun neben mir, und ich ſah ihn mit unbeſchreiblicher Freude an; denn er erinnerte mich immer an das ſchöne Kind, das ihn mir gegeben hatte. Ich fühlte durch ſeinen Anblick mein königliches Geblüt von Neuem erwachen, welches durch das ewige Krauteſſen ganz matt geworden war, und nahm mir nun vor, mich heftig gegen das Kraut zu empören. Als nun der Meiſter Mittags wieder Kraut auftrug, ſang ich ihm folgendes Lied vor:

„Ich habe mein Vertrauen
Auf Fleiſch und Wurſt gebaut
Und ſoll ſchon wieder hauen
Ins Kraut, ins ew'ge Kraut.
Ach Kraut, vor dem mir's graut!
Soll zweimal 's Tags dich kauen
In meine zarte Haut.

Du Meiſter biſt ein Krauter,
Der leicht das Kraut verdaut,
Mich überläuft ein Schauder,
Wenn mich das Kraut anſchaut,
Ach! alle Tag zwei Kraut,
Macht jährlich zu verdauen
Siebenhundert dreißig Kraut."

Als ich dies laut ſang, wurde der Meiſter zornig und ſchlug mit der Elle nach mir; aber ich ſchlüpfte unter den Fingerhut. Er ſuchte mich überall, und ich entwiſchte ihm immer. Bald war ich in einer Ritze, bald in einem Knopfloch, bald unter den Lappen, und er konnte mich nie erwiſchen, bis er ſich endlich niederſetzte, aus Furcht, ſein Kraut möchte kalt werden, und es zornig in ſich hinein aß, worüber er gewaltige Leibſchmerzen bekam, und ſich nun niederlegte, um ſich den Leib mit einem warmen Bügeleiſen plätten zu laſſen. Kaum war er zur Thüre hinaus, als ich meinen Entſchluß faßte, ihn zu verlaſſen. Ich ſah meinen geliebten rothen Apfel an, nnd bemerkte zu meinem großen Verdruß, daß ſieben Fliegen darauf ſaßen! Schnell nahm ich eine Fliegenklappe, und ſchlug ſie glücklich auf einen Schlag todt. Nach dieſem gewaltigen Sieg erwachte mein Heldengefühl in ſeinem ganzen Umfange, und ich entſchloß mich als ein Ritter auf Abenteuer auszugehen. Ich ſang das Kriegslied, das ich auf meinen Vater gemacht, ohne Unterlaß, nachdem ich

mir auf einen rothen Lappen mit ſchwarzer Seide die Worte näthe: „Sieben auf Einen Schlag.“ Dann packte ich meinen Bündel zuſammen, und ſchrieb mit Kreide dem fatalen Krauter an die Thür:

„Kraut und Rüben
Haben mich vertrieben,
Hätt'ſt du, Krauter! Fleiſch gekocht,
So wär' ich länger blieben.“

Und nun nahm ich meinen Apfel und ging zum Haus hinaus in die Fremde auf Paris los.

Als ich einſtens Abends in einen Wald kam, und nicht wußte, wo ich mich hin verkriechen ſollte, damit nicht etwa ein wildes Eichhorn mich freſſen möchte, ſah ich plötzlich einige Schritte von mir im Graſe etwas glänzen. Ich nahte mich, und ſieh da! es war ein ganz ſchöner Harniſch. Ich ging erſtens in einiger Entfernung rund um ihn herum, dann warf ich mit kleinen Steinen nach ihm, und als ſie in ihn hinein raſſelten, bemerkte ich, daß er hohl ſey und leer. Nun war ich vergnügt; denn wenn ich in den Harniſch hinein ſtieg, hatte ich ja das ſchönſte ſtählerne Haus auf dieſe Nacht, und das that ich auch ohne alle Umſtände. Ich ſtieg durch das Viſir hinein, das ich hinter mir zuſchloß, ſpazierte vom Kopf bis zu den Füßen darin herum, und fand ihn überall ſchön ausgepolſtert, und legte mich ruhig drin zu Bette, nachdem ich erſt meinen

Lappen mit den Worten: „Sieben auf Einen Schlag" zu dem Viſir herausgehängt hatte. Kaum hatte ich's mir aber ein wenig bequem gemacht, ſo ſah ich einen Mann im Hemde ankommen. Er ſagte: „Das Bad war angenehm," und griff mit der rechten Hand in das Viſir des Helmes, um ihn aufzuheben; aber ich klappte es mit ſolcher Gewalt zu, daß ich ihm die Finger einklemmte, und als er ſchrie:

„Wer Kukuk iſt in meinem Helm?"

ſchrie ich wieder:

„Ich beiß die Hand dir ab du Schelm;
Ich bin der Ritter Siebentodt,
Freß ſieben auf ein Abendbrod."

Er ſprach:

„Ach theurer lieber Held!
Erbarmt euch mein und laßt mich los,
Ich zahle euch ein Löſegeld,
So viel ihr wollt, wär's noch ſo groß."

Ich ſprach:

„Erſt ſagt mir, wer ihr ſeyd,
Und ob es nach Paris noch weit?"

Er ſprach:

„Ich bin der Prinz Burgund,
Der hier auf Königs Wache ſtund,
In einem Schloß, nicht weit von hier,
Iſt jetzt des Königs Hofquartier;
Das engliſch' Einhorn tobt im Land,
Drum hat der Hof ſich hergewandt;
Ich mußte hier auf Wache ſtehn,
Und wollt' ein wenig baden gehn;

Nun kam ich wieder in dem Hemd,
Da habt ihr mich ſo eingeklemmt.“

Ich ſprach:

„Thut mir einen Schwur und Eid,
So helf ich euch aus euerm Leid,
Geht, ſagt dem König: im Walde ruht
Ein Held von königlichem Blut,
Er tödtet meiſtens alle Tag
Wohl ſieben Helden auf Einen Schlag,
Er heißt der Ritter Siebentodt;
Sein Wappen iſt ein Apfel roth,
Er bietet ſeinen Feinden Trutz,
Und nimmt den König in den Schutz;
Er will vom Rennthier ihn befrein,
Wenn er ihm gibt ſein Töchterlein;
Und daß die Jungfrau nicht erſchrickt,
Wenn ſie den großen Held erblickt,
Will er in zierlichſter Geſtalt,
Sich geben ganz in ihre Gewalt;
Er will wie eine Puppe fein,
Ihr Freund und artig Spielwerk ſeyn.“

Kaum hatte der Prinz dieſe Worte gehört, als er hoch und theuer ſchwur, alles zu thun, was ich befehle, wenn ich ihm die Hand nicht abbeißen wollte. Ich ſagte ihm: „Wohlan, mein theurer Prinz von Burgund, ſo ziehet Eure Hand zurück; ich will, weil Ihr Euch billig finden laſſet, Euch auch nicht entehren, ich will gleich meine artige kleine Geſtalt annehmen und vor Euch hintreten, wie ich die Rettung von Frankreich vornehmen will; ziehet

Euern Harniſch wieder an, gehet an den Hof und ſaget: daß ich Euch beſiegt, daß ich aber, weil Ihr Euch ſo brav gehalten, Euch freigelaſſen und zu meinem Abgeſandten zum König gemacht, dem ich meine Hülfe durch Euch anbiete.“ Nun ließ ich ſeine Hand los und ſprang mit gleichen Beinen aus dem Harniſche heraus, wo er ſich dann überaus über meine kleine artige Geſtalt erfreute und mir ſagte, daß ich ihn hier wieder erwarten ſollte, worauf er ſich an den Hof begab.

Ich ſaß nun im Gras, und dankte Gott, daß er mir ſo herrliche Geſinnungen eingeflößt. Mit meinen Verheißungen wird es ſich auch ſchon finden, dachte ich, und ſah nur immer meinen lieben rothen Apfel recht an, welcher meinen Muth ungemein ſtärkte.

Sieh! da kam alsbald eine ſchöne Geſandtſchaft von vornehmen Hofkavalieren, den Prinzen von Burgund an ihrer Spitze, zu mir her und luden mich von Seiten Ihrer Majeſtät ſehr höflich ein, in das Schloß zu kommen. Sie hatten einen goldenen Seſſel bei ſich, ich ſprang ſogleich mit meinem Apfel darauf, und ließ mich an den Hof tragen. Noch am Abend ward ich dem König und der Prinzeſſin vorgeſtellt, die ſich ſehr über meine Geſtalt wunderte, und einmal über das anderemal ſagte: „O le petit drôle, qu'il est joli! qu'il est petit maître!“ Das ſchmeichelte mir ſehr, und der König verſprach mir

noch am Abend ſeine Tochter, wenn ich das Einhorn erlangen würde. „Ich kenne das Einhorn, Euer Majeſtät!“ ſprach ich, „ich habe es geſehen, als ich auf der Hochzeit der langen Nacht und des langen Tages war, welche zwiſchen Calais und Dover gefeiert wurde, wo jetzt der Kanal de la Manche iſt. Saget mir doch, wodurch hat ſich denn der Streit mit ihm entſponnen?“ — „Das iſt ein ſehr kritiſcher Fall,“ ſagte der König, „den alle Juriſten nicht entſcheiden könnten. Das Einhorn hatte einen ſchönen Garten auf ſeiner Seite, Bretagne genannt; als nun plötzlich die Erde zwiſchen den zwei Ländern brach und das Meer ſich durchſtürzte, riß das Meer jenen Garten hinweg und führte ihn herüber auf meine Seite, wo mein Hahn ſeine Wohnung hatte, und ſo iſt das Einhorn Morgens auf dieſer Seite erwacht in ſeinem Garten. Da aber mein Hahn Morgens in ſeinen Garten gehen wollte, fand er ihn nicht mehr. Das Land hatte ſich verwandelt, der Garten des Einhorns lag auf ſeinem Garten. Nun begann ein Streit, wer hier der Herr ſey. Der Hahn ſagte: Hier habe ich immer gewohnt, hier iſt meine Grenze, hier iſt mein Himmel. Das Einhorn ſagte: Dieſer Garten iſt mein, dieſe Bäume hab' ich gepflanzt, dieſe Felder hab' ich geſäet. Der Hahn ſagte: Trage deinen Garten hinweg! Das Einhorn ſagte: Ich habe ihn nicht hergetragen und brauche ihn auch nicht wegzutragen. Nun

entſtanden Proceſſe, die kein Ende nahmen, und endlich Krieg. Das Einhorn wüthete durch das ganze Gallien und hat mich ſchon bis hieher vertrieben. Täglich erwarte ich die traurige Nachricht, daß es ſich meinem Hoflager nähere und ich mich von Neuem zurückziehen müſſe; denn ſchon nahet ſich das ungeheuere Wildſchwein, welches immer vor ihm herlauft und das Land verwüſtet. Ach!" ſagte der König, „wenn wir das abſcheuliche Wildſchwein nur los wären, mit ihm muß der Anfang gemacht werden, es iſt der ſtärkſte Bundesgenoß des Einhorns." Worauf ich ihm antwortete: „Ich habe mich zwar allein anheiſchig gemacht, das Einhorn für die Hand Eurer reizenden Tochter zu bezwingen; ſo aber Ihro Majeſtät mir verſprechen, mir Prinzeſſin Lilie morgen Abend zur Frau zu geben, ſo will ich morgen ſchon dieſen Eber zu Ihren Füßen legen." Der König lächelte und ſagte: „Mein theurer Ritter Siebentodt! ohne einen Zweifel in Eure Tapferkeit zu ſetzen, kommt es mir doch immer ſehr kurios vor, wenn Ihr von ſolchen Heldenthaten ſprecht. Doch ſey Euer Begehren bewilligt, ſo Ihr das Schwein tödtet, ſoll Euch die Prinzeſſin gegeben werden."

Dies war unſere Unterredung am erſten Abend, worauf ich zu Bette ging und vortrefflich ſchlief. Am folgenden Morgen machte ich mich auf, um mein Heil mit dem Wildſchweine zu verſuchen. Kaum war ich eine Stunde weit in den Wald gegangen, als ich das

Grunzen des Schweines hörte. Mich ergriff eine unbeſchreibliche Angſt, als es im Gebüſche hinter mir raſchelte. Schnell lief ich in eine Kapelle, die im Walde ſtand, und machte die Thüre zu; aber ſiehe da! das entſetzliche Schwein ſprang zu mir durch das Fenſter herein. Als ich es ankommen ſah, ſprang ich zur Thür hinaus und hielt ſie zu; da ſprang das Schwein wieder zum Fenſter heraus gegen mich, und ich ſprang wieder zu der Thüre hinein. Kaum fand das Schwein die Thüre abermals verſchloſſen, als es wieder zum Fenſter hineinſprang und ich wieder zur Thüre hinaus, und ſo ging dies raus und rein und rein und raus über ſechs Stunden lang, bis das Schwein, welches immer den ſchweren Sprung über das Fenſter machen mußte, ſo müde ward, daß es in der Kapelle beinahe todt an die Erde fiel. Nun warf ich mit Steinen nach ihm, und als ich ſah, daß es ſich kaum mehr regen konnte, nähte ich ihm die Naſenlöcher und das Maul zu, und ſchnitt ihm den Schwanz ab, worauf ich die Kapelle verſchloß und mit meinem Schweineſchwanz nach Hof zurückeilte.

Ich legte ihn dem Könige zu Füßen und begehrte Ketten und Jäger, um das Schwein abzuholen. Dies ward mir ſogleich bewilligt. Ich zog mit Allem verſehen hinaus; wir fanden das Schwein bereits erſtickt und ſchleiften es an einer Kette gebunden nach Hof vor den König. Der Prinz von Burgund ward bleich vor Verdruß, mich als Held zu ſehen; denn er hätte

die Prinzeſſin Lilie ſelbſt gern geheirathet, auch die Prinzeſſin wollte nicht daran, ein ſo kleines Herrchen zu heirathen. Aber der König, der ein Mann von Wort war, ließ ſich nichts einreden; ich wurde ſogleich mit Lilie zuſammengebracht und ſaß beim Abendſchmaus zwiſchen ihr und dem König. Da gab mir der Prinz von Burgund einen Trunk, der ein wenig ſtark war, und ich ward ſo berauſcht, daß ich den andern Tag auf meinem Hochzeitsbette erwachte. Die Prinzeſſin Lilie ſaß auf einem Lehnſtuhl neben mir und ſprach, als ich die Augen öffnete: „Gott ſey Dank! Ihr lebt noch, mein Herr und Gemahl! ich zitterte ſchon für Euch. Was habt Ihr denn nur gehabt? Die ganze Nacht ſagtet Ihr: Wichst mir das Garn, oder Mancheſter, oder Kameelhaare, und dabei fuhrt Ihr aus wie ein Schneider, der näht!" — „Ei!" ſagte ich, „geliebte Prinzeſſin! ich träumte, daß ich in Mancheſter in Großbritannien ein Kameel in einem Garn gefangen hätte." Damit ließ ſie ſich zufrieden ſtellen und wir begaben uns zum König.

Aber der war ſchon wieder in großer Noth. Ein Courier hatte ihm gemeldet, daß das Einhorn Paris eingenommen und auf die Nachricht von dem Tode des Schweines einen Rieſen abgeſchickt habe, den König todt oder lebendig zu fangen. Nun hetzte Alles an mir, und die Prinzeſſin ſagte, ich müſſe den Rieſen beſiegen, oder ſie hielte mich nach meinen Träumen für einen elenden Schneider. Alles lachte laut, als

ſie dies ſagte, und ich mußte, da ich mich einmal in den Handel eingelaſſen hatte, meinen zweiten Heldengang thun. Ich zog an drei Stunden durch den Wald; da hörte ich einen gewaltigen Tritt, daß die Erde zitterte, und kletterte in meiner Herzensangſt auf einen hohen Kirſchbaum, welcher vor einem kleinen Förſterhaus ſtand. Aber wie erſchrack ich, als der Rieſe an den Baum trat, an dem die Kirſchen ganz bequem hingen; er aß bald hier bald dort, und als er mich ſah, ſagte er: „Ei! du garſtige Spinne auf den ſchönen Kirſchen!“ und nun gab er mir einen Schneller mit dem Finger, daß ich in den Rauchfang des Förſterhauſes flog und in einen großen Topf voll Buttermilch fiel, der auf dem Herde ſtand. Kaum war ich drin, als der Rieſe auch das Dach des Hauſes abhob, nach der Milch griff und ſie mit ſammt dem Topf hinunterſchluckte. Aber ich ſtemmte mich in ſeiner Kehle, daß er mich nicht herauf und herunterbringen konnte, und fing an ihm mit meiner Scheere von innen den Hals aufzuſchneiden, daß er wie ein Löwe brüllte und endlich todt niederfiel.

Da ſpazierte ich aus dem Loche heraus und lief eilends, blutig wie ich war, nach Hof; der König und meine Prinzeſſin waren nicht wenig erſchrocken mich ſo wieder zu ſehen; aber ich ſchrie Victoria! und legte ihnen den Schnurrbart des Rieſen, den ich mit vieler Mühe mitgeſchleift hatte, zu Füßen. Nun zogen gleich die Stallknechte mit zwanzig Pferden mit

mir zurück und wir ſchleiften den Rieſen vor das Schloß. Abermal hielt man da eine große Gaſterei und trank meine Geſundheit mit Pauken und Trompeten, und ich ward abermals ſo ſehr berauſcht, daß ich, ohne zu wiſſen wie ich hingekommen war, morgens in der Brautkammer erwachte. Prinzeſſin Lilie ſaß wieder auf dem Lehnſtuhl und begrüßte mich mit bittern Thränen. „Mein theuerſter Gemahl und Held Siebentodt!" ſagte ſie, „wie war mir wieder Angſt um Euch, Ihr ſchriet wieder im Traume: Was Kraut und immer Kraut! und dann ſagtet Ihr: Zwei Ellen Futterbarchent 1 fl. 30 kr., für Façon 3 fl. 45 kr., für Steifleinwand in den Kragen 1 fl. 12 kr., für Nähſeide und Kameelhaare 3 fl. 26 kr. und ſo immer fort eine ganze Schneiderrechnung; auch habe ich Eure Finger beſehen und finde ſie ſo gewaltig verſtochen, daß ich in großer Angſt bin, daß Ihr ein Schneider ſeyd." Ich ſagte ihr, ſie ſolle ſich dergleichen aus dem Sinne ſchlagen, ein Traum ſey ein Schaum. Aber ſie weinte immer fort und wollte mir keinen Kuß geben, bis ich das engliſche Einhorn gefangen hätte. Verdrüßlich über ihren Eigenſinn ſtand ich auf und ſagte ihr, daß ich ihr das Einhorn bringen wollte.

So marſchirte ich wieder in den Wald, wo mir bald allerlei flüchtige Leute begegneten, die mir ſagten, das Einhorn ſey in vollem Anmarſch. Ich ließ mich nicht geniren und vertraute auf gut Glück. Bald hörte ich es heran raſſeln durch das Gebüſch. Ich

aber trat mitten vor daſſelbe hin, und wenn es mich mit ſeinem Horn ſpießen wollte, ſprang ich immer hinter einen Baum, und ſo neckte ich es lange, bis es ganz toll und blind mit ſeinem Horn dermaßen in das Aſtloch einer Eiche rannte, daß es ſich ſelbſt fing und nicht rückwärts noch vorwärts konnte. Nun war ich gleich bei der Hand und vernähte ihm dermaßen die Naſenlöcher und das Maul mit einer Kettennaht, daß es kaum Athem holen konnte, worauf es demüthig ward wie ein Lamm und ſich von mir an einer Halfter von Tuchenden ruhig in das Schloß führen ließ.

Als ich ankam, wollte der König eben mit Sack und Pack flüchten. Aber wie war die Verwunderung groß, mich mit dem Einhorn zu ſehen. Es neigte ſich vor dem Könige und ſeufzte; dann führte ich es zu der Prinzeſſin, daß es ihr das Haupt in den Schooß legen ſollte. Aber es ſchüttelte den Kopf und wollte nicht. Nun ward es gefeſſelt und in einen Thurm geſperrt. Der König konnte mir nicht genug danken, daß ich ihm ſeinen Feind gefangen; aber die Prinzeſſin war ſehr verdrüßlich, daß ſich das Einhorn nicht vor ihr geneigt; und als der König ſie bei Tiſch fragte, warum ſie trauere, ſagte ſie: „Was helfen mich alle die Siege des Helden Siebentodt? Ich werde ihn doch immer für einen Schneider halten, der mein Gemahl nicht ſeyn kann, bis er öffentlich vor meinen Augen einen Kampf mit einem Geißbock beſteht.“ Dieſer

boshafte Vorſchlag ärgerte mich tief in der Seele und ich erwiederte ihr: „Und ich werde Euch ſo lange für keine tugendhafte Jungfrau halten, als Euch das Einhorn den Kopf nicht in den Schooß legt.“ Sie wurde raſend darüber und warf mir ihren Handſchuh hin. Da er aber von Ziegenleder war, ſprang ein Geißbock, welcher Schloßgärtner war, hervor und hob ihn auf. „Wohlan,“ ſagte der König, „Ihr Sieger über das Wildſchwein, den Rieſen und das Einhorn, werdet bald mit dem Geißbock fertig ſeyn; beginnt den Kampf auf Leben und Tod!“ — Aber du mein Gott! wie ſchlimm ſtand es mit mir! denn kaum hatte der König ausgeredet, als mich der Geißbock auch ſchon mit den Hörnern im Hoſenbund ergriff, mich ein paarmal hin und herſchwenkte, und mich dann mit unbeſchreiblicher Gewalt über die Bäume hinaus in den wilden Wald ſchleuderte.

Ich fiel ganz ſanft auf ein Bund Heu nieder, an dem einige Eſel fraßen, und da ſie mit ihren Mäulern noch ziemlich weit von mir entfernt waren, hatte ich noch keine Sorge und überlegte mein trauriges Geſchick. Der Undank des Königs und der Prinzeſſin kränkte mich tief; aber indem ich meinen rothen Apfel anſah, dachte ich wieder: Es geſchah dir doch recht! warum konnteſt du das ſchöne Mägdlein vergeſſen, das dir mit dieſem Apfel allein deinen Muth eingeflößt. Nun ſah ich mich um und bemerkte, daß ich unter einer Schaar von Räubern war, die ſo eben

überlegten, wie ſie des Königs Schatzkammer beſtehlen wollten. Potz Bügeleiſen! dachte ich, da kannſt du dich für den Undank rächen! und als mir nun die Eſel mit ihren Mäulern zu nahe kamen, ſtach ich ſie mit einer großen Stopfnadel tüchtig in die Naſe, worüber ſie laut ſchrien und davon liefen. Nun ſprangen die Räuber auf und fingen ſie ein, und als ſie wieder nachſahen, was die Eſel von dem Heu verjagt hatte, ſahen ſie mich kleinen Helden auf dem Heu ſitzen, der ſie folgendermaßen anredete: „Meine Herrn und Freunde! ich bin der Held Siebentodt, ich habe dem König das Wildſchwein, den Rieſen und das Einhorn beſiegt; er hat mich mit Undank belohnt, ich will mich an ihm rächen; ich habe gehört, daß Ihr ſeine Schatzkammer berauben wollt, laßt mich Euer Bruder und Gehülfe ſeyn, ich weiß alle Schliche und Wege im Schloß. Stellt Euch nur unter die Fenſter der Schatzkammer in der Nacht, und wenn Ihr gut fangen könnt, will ich Euch Thaler genug herauswerfen.“ Die Diebe willigten ein.

Mit der Abenddämmerung ſtellten ſie ſich unter die Fenſter der Schatzkammer; ich aber nahm ein grünes Krautblatt auf den Rücken und hüpfte wie ein Froſch zwiſchen den Wachen in das Schloß hinein. Die eine Schildwache wollte nach mir ſtechen, die andere aber ſagte: „Laß den Grünhösler hüpfen, er zeigt uns gut Wetter auf morgen an.“ So entkam ich glücklich dem Tod und ſchlich nun nach der Thüre der Schatzkammer, wo ich wußte, daß alle Abend der

Schatzmeiſter hineinging und Geld auf morgen holte. Er kam auch bald und ich ſchlüpfte mit ihm hinein, da er fort war, begann ich meinen Kameraden einen Thaler nach dem andern hinabzuwerfen, und ſo arbeiteten wir die ganze Nacht.

Den folgenden Abend kam der Schatzmeiſter wieder und wunderte ſich, daß der Haufe Thaler ſo abgenommen. Doch ging er wieder fort, nachdem er alle Schlöſſer und Fenſter noch wohl verwahrt gefunden. Nun warf ich wieder die ganze Nacht die Thaler einzeln hinunter, und als der Schatzmeiſter ſah, daß faſt alles Geld verſchwunden war, ſo begann er überall zu ſuchen. Nun verſteckte ich mich unter einen Thaler und rief ihm zu: „Hier bin ich!" Wenn er aber hergelaufen kam, ſaß ich ſchon wieder unter einem andern Thaler und ſchrie: „Hier bin ich!" So neckte ich den Schatzmeiſter ſo lange herum, bis ihm das Licht ausging. Da fing ich nun wieder an, Thaler hinunter zu werfen, und er ſuchte die Thüre, um davon zu laufen. Als er aber mit dem König und mehreren Menſchen wieder kam, ſaß ich eben auf dem letzten Thaler und hüpfte mit den Worten: „Adieu, Herr Schwiegervater! ich habe mir meine Bezahlung geholt," zum Fenſter hinunter. Schnell eilte ich nun mit meinen Kameraden in den Wald, wo wir unſere Beute theilten, wobei ich aber nur einen Kreuzer kriegte, weil ich ſchon an meinem Apfel genug zu ſchleppen hatte.

Ich ſteckte den Kreuzer in den Apfel, und ſie ernannten mich zu ihrem Hauptmann und nannten mich Rinaldo Rinaldini, und ich that viele große Thaten, von welchen ein ganzes Buch geſchrieben iſt. Was half mich aber Alles? Als ich einſtens auf einer Wieſe ſpazierend mich in edlen Gedanken von meinen Kameraden entfernt hatte, wurde gerade Gras gemäht von einer dicken ſtarken Bauernmagd. Ich ſah nach ihren rothen Strümpfen und dachte an die Jungfrau in Mainz, die auch rothe Strümpfe angehabt. In ſolch ſchönen Jugenderinnerungen blieb ich wie verſteinert ſtehen. Da faßte mich die Bauernmagd mit ſammt dem Gras, in dem ich ſtand, und ſchnitt es mir unter den Füßen weg und ſteckte mich in ihre Schürze. Die Ueberraſchung, die Macht der Erinnerung und der betäubende Heudunſt hatten mich berauſcht. Ich entſchlummerte und ſie warf mich ihrer Geiß vor, welche mich ſammt dem Heu gierig hinunter fraß; da ich erwachte, war ich in dem Bauche der Geiß, und quälte ſie ſo, daß die Bäuerin, der ſie gehörte, glaubte, die Geiß wolle toll werden, und ſich entſchloß ſie zu ſchlachten. Als ſie in den Stall kam und die Geiß ſchlachten wollte, ſchrie ich immer: „Hier bin ich! hier bin ich!“ Aber ſie hörte mich nicht, ſchlachtete die Geiß und hackte eine Wurſt aus ihr. Unter dem Hacken war ich in Todesangſt und ſchrie immer: „Ich bin hier! ich bin hier! hackt nicht zu tief.“ Aber ſie hörte mich während dem Geklapper des Hackmeſſers

nicht und füllte mich in die Wurſt und hing mich in den Rauch. Da kam aber eine Eule nach einiger Zeit und ſtahl die Wurſt, und als ſie daran fraß, bekam ich Luft und lief von Neuem fort auf die Wanderſchaft.

Vor Allem lief ich auf die Wieſe, wo ich meinen Apfel hatte liegen laſſen, und fand ihn auch wieder geſund und roth, was mir ein gutes Zeichen ſchien für das Wohlſeyn meiner Liebſten. Da ich aber bereits mit meinem Apfel wieder in der Nähe von Mainz war, erwiſchte mich ein Fuchs und fraß mich mit ſammt dem Apfel in einem Schluck hinunter. Nun rief ich immer: „Herr Fuchs! ich bin hier!“ Er fragte: „Wo?“ Ich ſagte: „In eurem Bauch, laßt mich frei!“ — „Ja!“ ſagte er, „wenn du mich in einen guten Hühnerhof bringen willſt.“ „Ja!“ ſagte ich; und nun ſagte ich ihm den Weg nach meiner Liebſten Wohnung; er ſchlich ſich Nachts in ihren Hühnerſtall; da ſie aber gerade darin war, mit einer Miſtgabel den Stall zu reinigen, ſtach ſie ihn damit in den Hals, und als der Fuchs todt war, ſchrie ich immer:

„Liebſtes Röschen! ich bin hier,
Ich bin hier!
Ich bringe dir den Apfel roth;
Ach, helfe mir aus meiner Noth!“

Da ſchnitt ſie den Fuchs auf und ich fiel ihr zu Füßen, und ſie heirathete mich, und ich ward Meiſter hier in Mainz, und ſie gebar mir ein Söhnlein, genannt Garnwichſerchen:

Das Märchen

von dem

Witzenſpitzel.

Es war einmal ein König von Rundumherum, der hatte unter ſeinen vielen andern Dienern einen Edelknaben, der hieß Witzenſpitzel, und er liebte ihn über Alles und überhäufte ihn mit tauſend Gnaden und Geſchenken; weil Witzenſpitzel ungemein klug und artig war und alles, was ihm der König zu verrichten gab, mit außerordentlicher Geſchicklichkeit ausrichtete. Wegen dieſer großen Gunſt des Königs waren alle die andern Hofdiener ſehr neidiſch und bös auf Witzenſpitzel;

Denn wurde ſeine Klugheit belohnt mit Gelde,
So wurde ihre Dummheit beſtraft mit Schelte;
Und erhielt Witzenſpitzel vom König großen Dank,
So erhielten ſie von ihm großen Zank;
Kriegte Witzenſpitzel einen neuen Rock,
So zerſchlug er auf ihnen einen neuen Stock;
Durfte Witzenſpitzel des Königs Hand küſſen,
So traktirte der König ſie mit Kopfnüſſen.

Darüber wurden ſie nun gewaltig zornig auf Witzenſpitzel und brummten und ziſchelten den ganzen Tag und ſteckten überall die Köpfe zuſammen und

überlegten, wie ſie den Witzenſpitzel ſollten um die Liebe des Königs bringen. Der Eine ſtreute Erbſen auf den Thron, damit Witzenſpitzel ſtolpern und den gläſernen Zepter zerbrechen ſollte, den er dem König immer reichen mußte; der Andere nagelte ihm Melonenſchalen unter die Schuhe, damit er ausgleiten ſollte und dem König den Rock begießen, wenn er ihm die Suppe brachte; der Dritte ſetzte allerlei garſtige Mücken in einen Strohhalm und blies ſie dem König in die Perücke, wenn Witzenſpitzel ſie friſirte; der Vierte that wieder etwas Anderes, und ſo verſuchte jeder etwas, den Witzenſpitzel um die Liebe des Königs zu bringen. Witzenſpitzel aber war ſo klug und behutſam und vorſichtig, daß Alles umſonſt war und er alle Befehle des Königs glücklich zu Ende brachte.

Da nun alle ihre Anſchläge nichts fruchten wollten, verſuchten ſie etwas Anderes. Der König hatte einen Feind, mit dem er nie fertig werden konnte, und der ihm Alles zum Poſſen that. Das war ein Rieſe, der hieß Labelang und wohnte auf einem ungeheuren Berg, wo er in einem dicken dunkeln Walde, in einem prächtigen Schloſſe hauste, und hatte außer ſeiner Frau, die Dickedull hieß, Niemand bei ſich, als einen Löwen Hahnebang und einen Bären Honigbart und einen Wolf Lämmerfraß und einen erſchrecklichen Hund Haſenſchreck, das waren ſeine Diener. Außerdem hatte er auch ein Pferd im Stall, Flügelbein genannt.

Nun wohnte in der Gegend von Rundumherum

eine ſehr ſchöne Königin, Frau Flugs, die hatte eine Tochter, Fräulein Flink; und der König Rundumherum, der gern alle andern Länder um ſein Land herum auch gehabt hätte, hätte die Königin Frau Flugs gar gerne zu ſeiner Gemahlin gehabt. Sie ließ ihm aber ſagen, daß noch viele andere Könige ſie auch gerne zur Gemahlin hätten, daß ſie aber keinen nehmen wolle, als den allergeſchwindeſten, und daß der, welcher am nächſten Montag, Morgens um halb zehn Uhr, wenn ſie in die Kirche gehe, zuerſt bei ihr wäre, ſie zur Gemahlin und mit ihr das ganze Land haben ſollte.

Nun ließ der König Rundumherum alle ſeine Diener zuſammen kommen und fragte ſie: „Wie ſoll ich es doch anfangen, daß ich am Montag zuerſt in der Kirche bin und die Königin Flugs zur Gemahlin bekomme?"

Da antworteten ihm ſeine Diener: „Ihr müßt machen, daß Ihr dem Rieſen Labelang ſein Pferd Flügelbein bekommt; wenn Ihr darauf reitet, kömmt Euch Niemand zuvor, und um dieſes Pferd zu erhalten, wird Niemand geſchickter ſeyn, als der Edelknabe Witzenſpitzel, der ja Alles zu Stande bringt."

So ſagten die böſen Diener und hofften ſchon, der Rieſe Labelang werde den Witzenſpitzel gewiß umbringen. Der König befahl alſo dem Witzenſpitzel, er ſolle das Pferd Flügelbein bringen.

Witzenſpitzel erkundigte ſich um Alles recht genau, wie es bei dem Rieſen Labelang beſchaffen ſey, und

dann nahm er ſich einen Schiebekarren und ſtellte ſich einen Bienenkorb darauf und nahm einen Sack, da ſteckte er einen Gockelhahn hinein und einen Haſen und ein Lamm, und legte ihn auch auf den Karren; weiter nahm er einen Strick mit und eine große Schachtel voll Schnupftabak, hängte eine Kurierpeitſche um, machte ſich ein paar tüchtige Sporen an die Stiefel und marſchirte mit ſeinem Schiebekarren ruhig fort.

Gegen Abend war er endlich den hohen Berg hinauf, und als er durch den dicken Wald kam, ſah er das Schloß des Rieſen Labelang vor ſich. Und es ward Nacht und er hörte, wie der Rieſe Labelang und ſeine Frau Dickedull und ſein Löwe Hahnebang und ſein Bär Honigbart und ſein Wolf Lämmerfraß und ſein Hund Haſenſchreck gewaltig ſchnarchten; nur das Pferd Flügelbein war noch munter und ſcharrte mit den Füßen im Stall.

Da nahm Witzenſpitzel leiſe, leiſe ſeinen langen Strick und ſpannte ihn vor die Schloßthüre von einem Baum zum andern und ſtellte die Schachtel mit Schnupftabak dazwiſchen; dann nahm er den Bienenkorb und ſetzte ihn an einen Baum in den Weg, und ging in den Stall und band das Pferd Flügelbein los und ſetzte ſich mit dem Sack, worin er den Hahn, das Lamm und den Haſen hatte, drauf und gab ihm die Sporn und trieb es hinaus.

Das Perd Flügelbein aber konnte ſprechen und ſchrie ganz laut:

„Dickedull und Labelang!
Honigbart und Hahnebang!
Lämmerfraß und Haſenſchreck!
Witzenſpitzel reitet Flügelbein weg!“

und dann galoppirte es fort, was gibſt du, was haſt du!

Da wachte der Labelang und die Dickedull auf und hörten das Geſchrei des Pferdes Flügelbein; geſchwind weckten ſie den Bären Honigbart und den Löwen Hahnebang, den Wolf Lämmerfraß und den Hund Haſenſchreck auf, und alle ſtürzten zugleich aus dem Schloß heraus, um den Witzenſpitzel mit dem Pferd Flügelbein zu fangen.

Aber der Rieſe Labelang und ſeine Frau Dickedull ſtolperten in der Dunkelheit über den Strick, den Witzenſpitzel vor der Thüre geſpannt hatte und perdauz — da fielen ſie gerade mit den Augeu nnd der Naſe in die Schachtel voll Schnupftabak hinein, die er dahin geſtellt hatte, und rieben ſich die Augeu nnd nießten einmal über das anderemal, und der Labelang ſagte: „Zur Geſundheit, Dickedull!“ — „Ich danke,“ ſagte Dickedull; dann ſagte ſie: „Zur Geſundheit Labelang!“ und, „Ich danke,“ ſagte Labelang, und bis ſie ſich der Tabak aus den Augen geweint und aus der Naſe genießt hatten, war Witzenſpitzel ſchier aus dem Wald.

Der Bär Honigbart war zuerſt hinter ihm drein, als er aber an den Bienenkorb kam, reizte ihn die Luſt zum Honig und er wollte ihn freſſen; da ſchnurrten die

Bienen heraus und zerſtachen ihn ſo, daß er halb blind zurück ins Schloß lief. Witzenſpitzel war ſchon weit aus dem Wald, da hörte er hinter ſich den Löwen Hahnebang kommen; geſchwind nahm er den Gockelhahn aus ſeinem Sack, und als er auf einen Baum flog und zu krähen anfing, ward es dem Löwen Hahnebang ſehr angſt und lief er zurück. Nun hörte Witzenſpitzel den Wolf Lämmerfraß hinter ſich. Da ließ er geſchwind das Lamm aus ſeinem Sack laufen, und dem ſprang der Wolf nach und ließ ihn reiten. Schon war er nahe der Stadt, da hörte er hinter ſich ein Gebelle und wie er ſich umſchaute, ſah er den Hund Haſenſchreck angelaufen kommen. Geſchwind ließ er nun den Haſen aus dem Sack laufen, und da ſprang der Hund dem Haſen nach, und er kam mit Flügelbein glücklich in die Stadt.

Der König dankte dem Witzenſpitzel ſehr für das Pferd; die falſchen Hofdiener aber ärgerten ſich, daß er ſo mit heiler Haut wieder gekommen war. Am nächſten Montag ſetzte ſich der König gleich auf ſein Pferd Flügelbein und ritt zur Königin Flugs, und das Pferd lief ſo geſchwind, daß er viel früher da war und ſchon mehrere Tänze auf ſeiner Hochzeit mit der Königin gemacht hatte, als die andern Könige aus der Gegend erſt ankamen. Da er nun mit ſeiner Königin nach Hauſe ziehen wollte, ſagten ſeine Diener zu ihm: „Ihro Majeſtät haben zwar das Pferd des Rieſen Labelang; aber wie herrlich wäre es, wenn

Sie auch deſſen prächtige Kleider hätten, die Alles übertreffen, was man bis jetzt geſehen, und der geſchickte Witzenſpitzel wird dieſelben ganz gewiß herbeiſchaffen, wenn es ihm befohlen wird.“

Der König bekam gleich eine große Luſt nach den ſchönen Kleidern des Labelang und gab dem Witzenſpitzel abermal den Auftrag. Als dieſer ſich nun auf den Weg machte, dachten die falſchen Hofdiener, er würde diesmal dem Rieſen Labelang gewiß nicht entgehen.

Witzenſpitzel nahm diesmal nichts mit als einige ſtarke Säcke, und kam wieder vor das Schloß des Labelang, wo er ſich auf einen Baum ſetzte und lauerte bis Alles im Schloſſe zu Bette ſey. Als Alles ſtill geworden war, ſtieg er vom Baum herunter, da hörte er auf einmal die Frau Dickedull rufen: „Labelang, ich liege mit dem Kopf ſo niedrig, hole mir doch draußen ein Bund Stroh.“ Da ſchlüpfte Witzenſpitzel geſchwind in den Bund Stroh, und Labelang trug ihn mit ſammt dem Bund in ſeine Stube, ſteckte ihn unter das Kopfkiſſen und legte ſich dann auch ins Bett.

Als ſie ein wenig eingeſchlafen waren, ſtreckte Witzenſpitzel die Hand aus dem Stroh, und raufte den Labelang tüchtig in den Haaren und dann die Frau Dickedull auch, worüber beide erwachten, und weil Eines glaubte, das Andere habe es gerauft, ſich einander gewaltig im Bette zerprügelten, während welchem Streit Witzenſpitzel aus dem Stroh herauskroch und ſich hinter das Bett ſetzte.

Da ſie wieder ruhig eingeſchlafen waren, packte Witzenſpitzel alle Kleider des Labelang und der Dickedull in ſeinen Sack und band dieſen leiſe, leiſe dem ſchlafenden Löwen Hahnebang an den Schwanz; dann band er den Wolf Lämmerfraß und den Bären Honigbart und den Hund Haſenſchreck, welche alle herum ſchliefen, an die Bettlade des Rieſen feſt, und machte die Thüre weit, weit auf. Er hatte Alles ſo in der Ordnung, da wollte er aber auch dem Rieſen ſeine ſchöne Bettdecke noch mitnehmen, und zupfte ganz ſachte, ſachte an dem Zipfel, bis er ſie heruntergezogen, wickelte ſich hinein und ſetzte ſich auf den Sack voll Kleider, den er dem Löwen an den Schwanz gebunden hatte. Nun wehte die kalte Nachtluft durch die offene Thüre der Frau Dickedull an die Beine, ſie wachte auf und rief: „Labelang! du nimmſt mir die Decke weg, ich liege ganz bloß" — „Dickedull! du haſt mir die Bettdecke genommen," — darüber fingen ſie ſich wieder an zu ſchlagen und zu zanken, und Witzenſpitzel fing laut an zu lachen. Nun merkten ſie etwas und riefen: „Dieb da! Dieb da! Auf Hahnebang! auf Lämmerfraß! Honigbart und Haſenſchreck! Dieb da!" — Da wachten die Thiere auf, und der Löwe Hahnebang ſprang fort; weil er aber den Bündel angebunden hatte, worauf der Witzenſpitzel i: die Bettdecke gewickelt ſaß, fuhr der wie in einem Wagen hinter ihm her, und fing einige Mal an, wie ein Hahn kikriki, kikriki zu ſchreien; da kriegte der Löwe eine

ſolche Angſt, daß er immer, immer zulief, bis in das Stadtthor, wo Witzenſpitzel ein Meſſer herauszog, und hinten den Strick abſchnitt, ſo daß der Löwe, der im beſten Ziehen war, auf einmal ausfuhr und ſo mit dem Kopf wider das Thor rannte, daß er todt an die Erde fiel.

Die andern Thiere, welche Witzenſpitzel an die Bettſtelle des Rieſen gebunden hatte, konnten dieſe nicht zum Thor hinausbringen, weil ſie zu breit war, und zerrten die Bettlade ſo in der Stube herum, daß Labelang und Dickedull heraus fielen, und aus großem Zorn den Wolf und den Bären und den Hund todtſchlugen, welche doch gar nichts dafür konnten.

Als die Wache in der Stadt den großen Stoß, den der Löwe gegen das Stadtthor gethan hatte, hörte, öffnete ſie das Thor, und Witzenſpitzel brachte dem König die Kleider des Labelang und der Dickedull, worüber dieſer vor Freuden aus der Haut fahren wollte, denn niemals waren noch ſolche Kleider geſehen worden. Es war dabei ein Jagdrock von den Pelzen aller vierfüßigen Thiere ſo ſchön zuſammen genäht, daß daran die ganze Geſchichte des Reineke Fuchs zu ſehen war. Weiter ein Vogelſtellerrock, von den Federn aller Vögeln der Welt: vorn ein Adler, hinten eine Eule, und in der Taſche eine Drehorgel und ein Glockenſpiel, welche wie alle Vögel durcheinander ſangen. Dann ein Bade- und Fiſchfängerkleid, aus allen Fiſchhäuten der Welt ſo

zuſammen genäht, daß man einen ganzen Wallfiſch- und Häringsfang darauf ſah. Dann ein Gartenkleid der Frau Dickedull, worauf alle Arten von Blumen und Kräutern, Salat und Gemüs abgebildet war. Was aber Alles übertraf, war die Bettdecke; ſie war von lauter Fledermauspelzen zuſammen genäht, und alle Sterne des Himmels mit Brillanten darauf geſtickt.

Die königliche Familie wurde ganz dumm von lauter Betrachten und Bewundern. Witzenſpitzel wurde geküßt und gedrückt, und ſeine Feinde platzten bald vor Zorn, daß er wieder ſo glücklich dem Rieſen Labelang entgangen ſey.

Doch ließen ſie den Muth nicht ſinken und ſetzten dem König in den Kopf, jetzt fehle ihm nichts mehr, als das Schloß des Labelang ſelber, dann hätte er alles, was ihm zu wünſchen übrig ſey, und der König, der ein rechter Kindskopf war und alles haben wollte, was ihm einfiel, ſagte gleich zu Witzenſpitzel, er ſolle ihm das Schloß des Labelang ſchaffen, dann wolle er ihn belohnen.

Witzenſpitzel beſann ſich nicht lange und lief zum drittenmal nach dem Schloß des Labelang. Da er dahin kam, war der Rieſe nicht zu Hauſe, und in der Stube hörte er etwas ſchreien, wie ein Kalb. Da guckte er durchs Fenſter und ſah, daß die Rieſin Dickedull einen kleinen Rieſen auf dem Arm hatte, der bleckte die Zähne und ſchrie wie ein Kalb, während ſie dabei Holz hackte.

Witzenſpitzel ging hinein und ſagte: „Guten Tag, große, ſchöne, breite, dicke Frau! Wie möcht Ihr Euch nur bei dem allerliebſten Kinde ſo viele Arbeit machen, habt Ihr denn keine Knechte oder Mägde? Wo iſt denn Euer lieber Herr Gemahl?“ — „Ach!“ ſagte die Dickedull, „mein Mann Labelang iſt ausgegangen, die Herrn Gevatter einzuladen, wir wollen einen Schmaus halten; und nun ſoll ich Alles allein kochen und braten, denn mein Mann hat den Wolf und Bären und Hund, die uns ſonſt geholfen, todtgeſchlagen, und der Löwe iſt auch fort.“

„Das iſt freilich ſehr beſchwerlich für Euch,“ ſagte Witzenſpitzel, „wenn ich Euch helfen kann, ſoll mir es lieb ſeyn.“

Da bat ihn die Dickedull, er ſolle ihr nur vier Stücke Holz klein machen, und Witzenſpitzel nahm die Axt und ſagte zu der Rieſin: „Haltet mir das Holz ein wenig!“ — Die Rieſin bückte ſich und hielt das Holz: da hob Witzenſpitzel die Axt auf und ratſch hieb er der Dickedull den Kopf ab, und ritſch dem kleinen Rieſen Mollakopp auch, und da lagen ſie.

Nun machte er ein großes tiefes Loch gerade vor die Thüre des Schloſſes, und warf die Dickedull und Mollakopp hinein, und deckte das Loch oben ganz dünne mit Zweigen und Blättern zu; dann ſteckte er in allen Stuben des Schloſſes eine Menge Lichter an und nahm einen großen kupfernen Keſſel, da paukte er mit Kochlöffeln darauf und nahm einen

blechernen Trichter, darauf blies er die Trompete und ſchrie immer dazwiſchen: „Vivat! es lebe Jhro Majeſtät, der König Rundumherum!“ — —

Als Labelang Abends nach Hauſe kam und die vielen Lichter in ſeinem Schloß ſah, und das Vivatgeſchrei hörte, ward er ganz raſend vor Zorn und rannte mit ſolcher Wuth gegen die Thüre, daß er, da er über das mit Zweigen bedeckte Loch laufen wollte, durchfiel und mit großem Geſchrei in der Grube gefangen lag, welche Witzenſpitzel dann mit Erde und Steinen über ihm zufüllte.

Hierauf nahm Witzenſpitzel den Schlüſſel des Rieſenſchloſſes und brachte ihn dem König Rundumherum, der ſich ſogleich mit der Königin Flugs und ihrer Tochter, der Prinzeſſin Flink und dem Witzenſpitzel nach dem Schloß begab und Alles betrachtete. Nachdem ſie vierzehn Tage an allen den vielen Stuben, Kammern, Kellerlöchern, Dachlücken, Ofenlöchern, Feueröfen, Küchenherden, Holzſtällen, Speiſekammern, Rauchkammern und Waſchküchen u. dgl. betrachtet hatten und fertig waren, fragte der König den Witzenſpitzel, was er zur Belohnung für ſeine treuen Dienſte haben wollte: da ſagte er, die Prinzeſſin Flink, und die war es auch zufrieden; da wurde Hochzeit gehalten, und Witzenſpitzel und die Prinzeſſin Flink blieben auf dem Rieſenſchloß wohnen, wo ſie bis auf dieſen Tag zu ſuchen ſind.

Das Märchen

von dem

Myrthenfräulein.

[illegible]

[illegible]

Im ſandigen Lande, wo nicht viel Grünes wächst, wohnten einige Meilen von der porzellanenen Hauptſtadt, wo der Prinz Wetſchwuth reſidirte, ein Töpfer und ſeine Frau mitten auf ihrem Thonfeld neben ihrem Töpferofen, beide ohne Kinder, einſam und allein. Das Land war ringsum ſo flach wie ein See, kein Baum und kein Buſch war zu ſehen, und es war gar betrübt und langweilig. Täglich beteten die guten Leute zum Himmel, er möge ihnen doch ein Kind beſcheren, damit ſie eine Unterhaltung hätten, aber der Himmel erhörte ihre Wünſche nicht. Der Töpfer verzierte alle ſeine Gefäße mit ſchönen Engelsköpfen, und die Töpferin träumte alle Nacht von grünen Wieſen und anmuthigen Gebüſchen und Bäumen, bei welchen Kinder ſpielten; denn wornach das Herz ſich ſehnt, das hat man immer vor Augen.

Einſtens hatte der Töpfer ſeiner Frau zwei ſchöne Werke auf ihren Geburtstag verfertigt, eine wunderſchöne Wiege von dem weißeſten Thon ganz mit goldenen Engelsköpfen und Roſen verziert, und ein großes Gartengefäß von rothem Thon, rings mit bunten

Schmetterlingen und Blumen bemalt. Sie machte ſich ein Bettchen in die Wiege, und füllte das Gartengefäß mit der beſten Erde, die ſie ſelbſt ſtundenweit in ihrer Schürze dazu herbei trug, und ſo ſtellte ſie die beiden Geſchenke neben ihre Schlafſtelle, in beſtändiger Hoffnung, der Himmel werde ihr ihre Bitte gewähren, und ſo betete ſie auch einſt Abends von ganzer Seele:

„Herr! ich flehe auf den Knieen
Schenke mir ein liebes Kind,
Fromm will ich es auferziehen:
Iſt's ein Mägdlein, daß es ſpinnt
Einen klaren reinen Faden,
Und dabei hübſch ſingt und betet;
Iſt's ein Sohn durch deine Gnaden,
Daß er kluge Dinge redet,
Und ein Mann wird treu von Worten,
Stark von Willen, kühn von That,
Der geehrt wird aller Orten,
Wie im Kampfe, ſo im Rath.
Herr! bereitet iſt die Wiege,
Gib, daß mir ein Kind drin liege!
Ach, und ſollte es nicht ſeyn,
Gib mir doch nur eine Wonne,
Wär's auch nur ein Bäumelein,
Das ich in der lieben Sonne
Könnte ziehen, könnte pflegen,
Daß ich mich mit meinem Gatten
Einſt im ſelbſterzognen Schatten
Unter ihm ins Grab könnt legen."

So betete die gute Frau unter Thränen und ging zu Bett. In der Nacht war ein ſchweres Gewitter, es donnerte und blitzte, und einmal fuhr ein heller Glanz durch die Schlafkammer. Am andern Morgen war das ſchönſte Wetter, ein kühler Wind wehte durch das offene Fenſter, und die gute Töpferin lag in einem ſüßen Traum, als ſitze ſie unter einem ſchönen Myrthenbaum bei ihrem lieben Manne. Da ſäuſelte das Laub um ſie und ſie erwachte, und ſiehe da! ein friſches junges Myrthenreis lag neben ihr auf dem Kopfkiſſen und ſpielte mit ſeinen zarten im Winde bewegten Blättern um ihre Wangen. Da weckte ſie mit großen Freuden ihren Mann, und zeigte es ihm, und ſie dankten beide Gott auf ihren Knieen, daß er ihnen doch etwas Lebendiges geſchenkt hatte, das ſie könnten grünen und blühen ſehen. Sie pflanzten das Myrthenreis mit der größten Sorgfalt in das ſchöne Gartengefäß, und es war täglich ihr liebſtes Geſchäft, das junge Stämmchen zu begießen und in die Sonne zu ſetzen und vor böſem Thau und rauhen Winden zu ſchützen. Das Myrthenreis wuchs zuſehens unter ihren Händen und duftete ihnen Fried' und Freude in's Herz.

Da kam einſtens der Landesherr, Prinz Wetſchwuth, in dieſe Gegend mit einigen Gelehrten, um neue Porzellanerde zu entdecken; denn es wurden in ſeiner Hauptſtadt Porzellania ſo viele Häuſer gebaut, daß dieſe Erde in der Nähe der Stadt ſelten geworden

war. Da er in die Wohnung des Töpfers eintrat, ihn um ſeinen Rath zu fragen, ward er bei dem Anblick des Myrthenbäumchens ſo durch deſſen Schönheit hingeriſſen, daß er alles Andere vergaß, und in lauter Verwunderung ausrief: „O wie lieblich, wie reizend iſt dieſe Myrthe! ihr Anblick hat für mein Herz etwas ungemein Erquickendes, ich möchte immer in der Nähe dieſes Baumes leben — nein ich kann ihn nicht entbehren, ich muß ihn beſitzen, und müßte ich ihn mit einem Auge erkaufen.“ Nach dieſem Ausruf fragte er ſogleich den Töpfer und ſeine Frau, was ſie für die Myrthe verlangten. Dieſe guten Leute erklärten auf die beſcheidenſte Weiſe, daß ſie den Baum nicht verkaufen wollten, und daß er das Liebſte ſey, was ſie auf Erden hätten. „Ach,“ ſagte die Töpferin, „ich könnte nicht leben, wenn ich meine Myrthe nicht vor mir ſähe; ja ſie iſt mir ſo lieb und werth als wäre ſie mein Kind, und kein Königreich nähme ich für dieſe meine Myrthe.“ Da der Prinz Wetſchwuth dies hörte, ward er ſehr traurig und begab ſich nach ſeinem Schloſſe zurück. Seine Sehnſucht nach der Myrthe war ſo groß, daß er in eine Krankheit fiel und das ganze Land um ihn bekümmert wurde. Da kamen Abgeſandte zu dem Töpfer und ſeiner Frau, und forderten ſie auf, die Myrthe dem Prinzen zu überlaſſen, damit er nicht vor Sehnſucht ſterben möchte. Nach langen Unterhandlungen ſagte die Frau. „Wenn er die Myrthe nicht hat, ſo muß er ſterben, und wenn wir

„Dank will ich für Freundſchaft tauſchen
Meinem wunderguten Wirthe,
Meinem Herrn, für den ich blühe!“

Da war der Prinz über die Stimme ſo entzückt, daß es nicht auszuſprechen iſt; aber bald ward ſeine Freude noch viel größer, denn er bemerkte, daß ſich Jemand auf den Schemel zu ſeinen Füßen ſetzte und da er die Hand darnach ausſtreckte, ergriff eine zarte Hand die ſeinige, und führte ſie an die Lippen eines Mundes, welcher ſprach: „Mein theurer Herr und Prinz! frage nicht, wer ich bin; erlaube mir nur dann und wann in der Stille der Nacht zu deinen Füßen zu ſitzen und dir zu danken für die treue Pflege, welche du mir in der Myrthe bewieſen, denn ich bin die Bewohnerin dieſer Myrthe; aber mein Dank für deine Zuneigung iſt ſo gewachſen, daß er keinen Raum mehr in dieſem Baume hatte, und ſo hat es mir der Himmel vergönnt, in menſchlicher Geſtalt dir manchmal nahe zu ſeyn.“ Der Prinz war entzückt über dieſe Worte, und pries ſich unendlich glücklich durch dies Geſchenk der Götter. Sie unterhielten ſich einige Stunden, und ſie ſprach ſo weiſe und klug, daß er vor Begierde brannte ſie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Das Myrthenfräulein aber ſagte zu ihm: „Laſſe mich erſt ein kleines Lied ſingen, dann kannſt du mich ſehen,“ und ſie ſang:

„Säuſ'le, liebe Myrthe!
Wie ſtill iſt's in der Welt,

Der Mond, der Sternenhirte
Auf klarem Himmelsfeld,
Treibt ſchon die Wolkenſchaafe
Zum Born des Lichtes hin,
Schlaf', mein Freund, o ſchlafe,
Bis ich wieder bei dir bin."

Dazu ſäuſelte die Myrthe, und die Wolken trieben ſo langſam am Himmel hin, und die Springbrunnen plätſcherten ſo leiſe im Garten, und der Geſang war ſo ſanft, daß der Prinz einſchlief, und als er kaum nickte, erhob ſich das Myrthenfräulein leiſe, leiſe vom Schemel, und begab ſich wieder in die Myrthe.

Als der Prinz am Morgen erwachte, erblickte er den Schemel leer zu ſeinen Füßen, und er wußte nicht, ob das Myrthenfräulein wirklich bei ihm geweſen war, oder ob er nur geträumt habe; aber da er das Bäumchen ganz mit Blüthen überſät ſah, die in der Nacht aufgegangen waren, ward er der Erſcheinung immer gewiſſer. Nie ward die Nacht ſo ſehnſüchtig erwartet, als von ihm; er ſetzte ſich ſchon gegen Abend auf ſein Ruhebett und harrte. Endlich war die Sonne hinunter, es dämmerte, es ward Nacht. Die Myrthe ſäuſelte, und das Myrthenfräulein ſaß zu ſeinen Füßen und erzählte ihm ſo ſchöne Sachen, daß er nicht genug zuhören konnte, und als er ſie wieder bat, Licht anzünden zu dürfen, ſang ſie ihm wieder ein Liedchen:

„Säuſ'le, liebe Myrthe!
Und träum' im Sternenſchein,
Die Turteltaube girrte
Auch ihre Brut ſchon ein.
Still ziehn die Wolkenſchaafe
Zum Born des Lichtes hin,
Schlaf, mein Freund, o ſchlafe,
Bis ich wieder bei dir bin."

Da ſchlummerte der Prinz wieder ein, und erwachte am Morgen wieder mit gleicher Ueberraſchung und erwartete die Nacht wieder mit gleicher Sehnſucht. Aber es ging ihm auch diesmal, wie in der erſten und zweiten Nacht, ſie ſang ihn immer in den Schlaf, wenn er ſie zu ſehen verlangte. Sieben Nächte ging dies ſo fort, während welchen ſie ihm ſo vortreffliche Lehren über die Kunſt zu regieren gab, daß ſeine Begierde, ſie zu ſehen, nur noch größer ward. Er ließ daher am andern Tage an die Decke ſeiner Stube ein ſeidenes Netz, befeſtigen, welches er ganz leiſe niederlaſſen konnte, und ſo erwartete er die Nacht. Als das Myrthenfräulein wieder zu ſeinen Füßen ſaß, und ihm die tiefſinnigſten Lehren über die Pflichten eines guten Fürſten gegeben hatte, wollte ſie ihm wieder das Schlaflied ſingen, aber er ſprach zu ihr: „Heute will ich einmal ſingen," und ſie gab es nach vielen Bitten zu, da ſang er folgendes Liedchen:

„Hörſt du, wie die Brunnen rauſchen?
Hörſt du, wie die Grille zirpt?

Stille, ſtille, laß uns lauſchen,
Selig, wer in Träumen ſtirbt;
Selig, wen die Wolken wiegen,
Wem der Mond ein Schlaflied ſingt;
O! wie ſelig kann der fliegen,
Dem der Traum den Flügel ſchwingt,
Daß an blauer Himmelsdecke
Sterne er wie Blumen pflückt:
Schlafe, träume, flieg', ich wecke
Bald dich auf und bin beglückt."

Und dies Lied wirkte ſo durch die ſanfte Weiſe, in welcher er es ſang, daß das Myrthenfräulein zu den Füßen des Prinzen entſchlummerte; da ließ er das Netz nieder über ſie, und zündete ſeine Lampe an, und o Himmel! was ſah er? Die wunderſchönſte Jungfrau, welche jemals gelebt, im Antlitz wie der klare Mond ſo mild und rein, Locken wie Gold um die Stirne ſpielend, und auf dem Haupt ein Myrthenkrönchen; ſie hatte ein grünes Gewand an mit Silber geſtickt, und ihre Hände gefaltet wie ein Engelchen. Lange betrachtete er ſeine Freundin und Lehrerin mit ſtummem Erſtaunen, dann konnte er ſeine Freude nicht mehr faſſen, er brach in lauten Jubel aus, und rief: „O Tugend! o Weisheit! wie ſchön iſt deine Geſtalt, wer kann leben ohne dich, wenn er dich einmal erblickte." Dann ergriff er ihre Hand und ſteckte ihr ſeinen Siegelring an den Finger und ſprach: „Erwache, o meine holdſelige Freundin! nimm meinen Thron und meine Hand und verlaſſe mich nie wieder." Da

erwachte das Myrthenfräulein und als es das Licht erblickte, erröthete es über und über, und blies die Lampe aus. Dann klagte ſie, daß er ſie gefangen habe, und ſagte, daraus wird gewiß Unglück kommen; aber der Prinz bat ſie ſo ſehr um Vergebung, bis ſie ihm verzieh, und verſprach, die Fürſtin ſeines Landes zu werden, wenn ihre Eltern es erlaubten, er ſollte nur alle Anſtalten zur Hochzeit machen, und dann ihre Eltern fragen, bis dahin ſollte er ſie aber nicht wiederſehen. Der Prinz willigte in Alles ein, und fragte ſie, wie er ſie rufen ſolle, wenn er alle Anſtalten getroffen habe, und ſie ſagte: „Befeſtige eine kleine Silberglocke an die Spitze meines Bäumchens, und ſobald du klingelſt, werde ich dir erſcheinen.“ Nun zerriß ſie das Netz, der Baum rauſchte und fort war das Myrthenfräulein.

Der Tag war kaum angebrochen, als der Prinz auch ſchon alle ſeine Miniſter und Räthe zuſammenberief, und ihnen bekannt machte, daß er ſich nächſtens zu vermählen gedenke, und daß ſie alle Anſtalten zu dem prächtigſten Hochzeitsfeſte treffen ſollten, das jemals im Lande geweſen. Die Räthe waren ſehr erfreut darüber und fragten ihn unterthänigſt um den Namen der Braut, damit ſie ihren Namenszug bei der Illumination anbringen könnten. Da ſagte der Prinz: „Der erſte Buchſtab ihres Namens iſt M und es ſollen beim Feſte überall Myrthenzweige hingemalt werden, wo es ſich ſchickt.“ Da wollten die Herrn ihn

ſchon verlaſſen, als plötzlich eine Botſchaft kam, daß ein wildes Schwein in dem fürſtlichen Thiergarten toll geworden wäre und in dem darin befindlichen gläſernen Luſthauſe alles chineſiſche Porzellan zertrümmert habe; es ſey äußerſt nöthig, es ſogleich zu erlegen, damit es nicht andere Schweine beiße und auch toll mache, welche dann leicht die ganze Stadt Porzellania über den Haufen werfen könnten. Da durfte der Prinz nicht länger zaudern; er befahl ſeinen Räthen einſtweilen die Hochzeit zuzubereiten, und zog mit ſeinen Jägern hinaus auf die Jagd. Als der Prinz aus dem Schloß ritt, lagen die neun böſen Fräulein, welche ſich nicht mit gefreut hatten, als die Myrthe ſo feierlich in die Stadt gebracht wurde, ſehr ſchön geputzt am Fenſter, in der Hoffnung, der Prinz werde ſie bemerken und grüßen; aber vergebens, wenn ſie ſich gleich ſo weit herauslegten, daß ſie leicht hätten auf die Straße fallen können; der Prinz that nicht, als wenn er ſie bemerkte. Hierüber aufgebracht, kamen ſie zuſammen und faßten den Entſchluß, ſich zu rächen. Die Geſchichte mit dem tollgewordenen wilden Schwein war auch nur von ihnen ausgeſprengt, damit der Prinz, der ſich gar nicht mehr ſehen ließ, über die Straße reiten ſollte. Sie hatten das chineſiſche Porzellan in dem Luſthaus durch ihre Diener zerſchlagen laſſen. Als ſie eben verſammelt waren, trat der Vater der älteſten, der einer der Miniſter war, herein, und machte den Damen bekannt, ſie möchten ſich zum

Hochzeitsfeſt des Prinzen vorbereiten; der Prinz werde eine Prinzeſſin M. heirathen, auch ſey von vielen Myrthenverzierungen bei der Illumination die Rede. Kaum waren ſie wieder allein, als ſie ihrem ganzen Zorn den Lauf ließen; denn ſie hatten ſich alle neun eingebildet, den porzellanenen Thron zu beſteigen. Sie ließen ſich einen Maurer kommen, der mußte ihnen einen unterirdiſchen Gang bis in die Stube des Prinzen machen; denn ſie wollten ſehen, wen er dort verſperrt habe. Als der Gang fertig war, beredeten ſie noch ein zehntes junges Fräulein, der ſie jedoch ihr Vorhaben verſchwiegen, mit zu gehen, welches es auch that, doch nur aus Neugier und nicht aus böſem Willen; ſie nahmen ſie aber nur mit, um ſie dort zurück zu laſſen, als habe ſie Alles gethan. Hierauf begaben ſie ſich in einer Nacht mit Laternen verſehen durch den Gang in die Stube des Prinzen, und ſuchten Alles durch, ſehr verwundert nichts Beſonderes darin zu finden, außer der Myrthe. An dieſer ließen ſie nun allen ihren Grimm aus, riſſen ihr Zweige und Blätter ab, und als ſie auch den Wipfel herunterriſſen, klingelte das Glöckchen, und das Myrthenfräulein, welches glaubte, es ſey dies das Zeichen zu ihrer Hochzeit, trat plötzlich in dem ſchönſten Brautkleide aus der Myrthe. Anfangs verwunderten ſich die böſen Geſchöpfe, aber bald waren ſie einig, dieſes müßte die künftige Fürſtin ſeyn, und ſomit fielen ſie über ſie her und ermordeten ſie auf die unbarmherzigſte Weiſe,

indem ſie das arme Myrthenfräulein mit ihren Meſſern in viele kleine Stücke zerhackten; jede nahm ſich einen Finger von dem armen Myrthenfräulein mit; nur das zehnte Fräulein hatte nicht mit geholfen und nur immer gejammert und geweint, wofür ſie ſie dann einſperrten und nun auf demſelben Wege entwichen.

Als der Kammerherr des Prinzen, welchem dieſer bei Lebensſtrafe befohlen hatte, die Myrthe täglich zu begießen und täglich die Stube aufzuräumen, als wenn der Prinz da wäre, zu ſeiner Verrichtung hereintrat, war ſein Entſetzen unbeſchreiblich, da er das zerfleiſchte Myrthenfräulein in dem Blute an der Erde herum liegen und den Myrthenbaum zerknickt und entblättert ſah. Er wußte nicht, was dies ſeyn konnte, denn er wußte von dem Myrthenfräulein nichts; da erzählte ihm das junge Fräulein, welches weinend in einer Ecke ſaß, Alles. Sie nahmen unter bittern Thränen alle Glieder und Knochen der Unglücklichen zuſammen, und begruben ſie unter den zerſtörten Myrthenbaum in das Gefäß, ſo daß Alles einen kleinen Grabhügel bildete; ſodann wuſchen ſie den Boden ſo rein ſie konnten, und begoſſen den Baum mit dem blutvermiſchten Waſſer, räumten die Stube auf, ſchloſſen ſie zu, und flohen in großer Angſt miteinander; doch nahm das Fräulein eine Locke der unglücklichen Gemordeten zum Andenken mit.

Unterdeſſen waren die Vorbereitungen zu der Hochzeit beinahe fertig und der Prinz, der das wilde Schwein

vergebens aufgeſucht hatte, kehrte nach der Stadt zurück. Sein erſter Gang war zu dem guten Töpfer und ſeiner Frau, welchen er ſeine Geſchichte mit dem Myrthenfräulein erzählte und ſie um die Hand ihrer Tochter bat. Die guten Leute waren vor Entzücken faſt außer ſich, als ſie vernahmen, daß in ihrem Myrthenbaum ihnen eine Tochter erwachſen ſey, und wußten nun, warum ſie denſelben ſo ungemein lieb gehabt hatten. Freudig willigten ſie in die Bitte des Prinzen ein und begleiteten ihn in das Schloß, um ihre wunderbare Tochter zu ſehen. Als ſie nun zuſammen in das Zimmer traten, wo die Myrthe ſtand, ſahen ihre Augen ein trauriges Schauſpiel: — am Boden noch viele blutige Spuren, und der geliebte Baum entblättert und verletzt, neben ihm aber ein Grabhügel. Der Prinz rief, der Töpfer rief, die Töpferin rief: „O meine geliebte Braut! o mein theures Kind! mein einziges liebes Töchterchen! o wo biſt du, laß dich ſehen vor deinen unglücklichen Eltern!“ Aber nichts rührte ſich, und ihre Verzweiflung war unbegrenzt. Die drei armen Unglücklichen ſaßen nun ganze Tage und begoſſen den Myrthenbaum mit ihren Thränen, und das ganze Land ward beſtürzt und traurig.

Unter ſolchen Schmerzen pflegten und warteten der Prinz und der Töpfer nebſt ſeiner Frau den kranken Myrthenbaum aufs Zärtlichſte, und er begann wieder Zweige zu treiben, worüber ſie ſehr erfreut wurden, und er war ſchon wieder ganz hergeſtellt,

nur fehlten ihm an dem Wipfel einige Blätter und an einem ſeiner beiden Hauptäſte die äußerſten fünf Sproſſen, und an dem andern vier, neben welchen der fünfte zu keimen anfing. Dieſen fünften Sproß beobachtete der Prinz alle Tage, und wie entzückt war er nicht, als er eines Morgens dieſen Sproß ganz erwachſen und den Ring, den er dem Myrthenfräulein gegeben, an demſelben wie an einem Finger befeſtigt ſah. Sein Entzücken war unbeſchreiblich; denn er glaubte nun, das Myrthenfräulein müſſe noch leben. In der nächſten Nacht ſaß er mit dem Töpfer und der Töpferin bei dem Baum, und ſie flehten die Myrthe ſo zärtlich um ein Lebenszeichen an, daß der Baum endlich zu ſäuſeln begann und folgende Worte ſang:

„Habt Erbarmen,
An zwei Armen
Fehlen mir neun Fingerlein.
Lieber Prinz! in deinem Reiche
Wachſen jetzt neun Myrthenzweige
Und ſie ſind mein Fleiſch und Bein.
Habt Erbarmen,
Schafft mir Armen
Wieder die neun Fingerlein.“

Der Prinz und die Eltern waren durch dies traurige Lied ſehr gerührt, und der Prinz ließ den andern Tag im ganzen Lande bekannt machen, wer ihm die ſchönſten Myrthenzweige bringe, den wolle er mit ſeiner königlichen Hand belohnen. Dieſes kam auch zu den

Ohren der Mordfräulein, welche die arme Myrthe ſo ſchrecklich gemartert hatten, und ſie waren ſehr froh darüber; denn ſie hatten die neun Finger des Myrthenfräuleins, jede den ihren in einen Topf mit Erde vergraben, und es waren kleine Myrthenſproſſen daraus gewachſen. Sie putzten ſich gleich ſchön an und kamen eine nach der andern mit ihren Myrthenzweigen ins Schloß; denn ſie glaubten, die Worte des Prinzen wollten ſo viel ſagen, als er wolle die Ueberbringerin der ſchönſten Myrthe heirathen. Der Prinz ließ ihnen die Myrthenzweige abnehmen und verſprach ihnen ſeiner Zeit Antwort ſagen zu laſſen; ſie möchten ſich nur zum Feſte vorbereiten. Als er nun alle die neun Zweige neben den großen Baum geſtellt hatte, ſprach die Stimme aus dem Baum:

„Willkomm, willkomm neun Zweigelein!
Willkomm, willkomm neun Fingerlein!
Willkomm, willkomm mein Fleiſch und Bein!
Willkomm, willkomm zum Topf herein!“

Da begrub der Prinz die neun Zweige und die neun Finger unter die Myrthe, welche noch denſelben Tag die neun fehlenden Sproſſen trieb. Nun aber kam noch das jüngſte Fräulein, welches nur die Haarlocke genommen und ihr den Ringfinger gelaſſen hatte, und warf ſich dem Prinzen zu Füßen und ſagte: „Herr! ich habe keine Myrthe, und habe auch keine haben wollen; aber dieſe Locke gebe ich in Deine Hand und bitte Dich um eine Gnade.“ Der Prinz verſprach

ſie ihr, und ſie erzählte ihm, wie die ganze Mordthat geſchehen ſey, und bat ihn, er möge ſeinem entflohenen Kammerherrn verzeihen und ſie mit demſelben vermählen. Da gab ihr der Prinz einen Gnadenbrief für denſelben, und ſie lief zu ihm in den Wald, wo er ſich in einen hohlen Baum verſteckt hatte, in den ſie ihm täglich zu eſſen gebracht. Der Kammerherr erfreute ſich ſehr über ſein Glück und kam mit ihr wieder in die Stadt. Als aber der Prinz die Haarlocke auch vergraben hatte, ſprach die Myrthe:

„Nun bin ich ganz
Im alten Glanz,
Bring mir den Kranz
Und führe mich zum Hochzeitstanz.“

Da ließ der Prinz ein großes Feſt vor allem Volke im Schloßgarten anſagen; da Alles verſammelt war, ward die Myrthe unter einen Thronhimmel geſtellt, und der ſchönſte Blumenkranz mit Gold durchwunden ward ihr von dem Töpfer und der Töpferin aufgeſetzt, und als dies kaum geſchehen war, trat das Myrthenfräulein wie die ſchönſte Braut geſchmückt aus dem Baum hervor, und ward von ihren Eltern, welche ſie noch nie geſehen hatten, unter Freudenthränen, und dann von dem glücklichen Prinzen als ſeine Braut herzlich umarmt. Da ſtanden die neun Mordfräulein wie auf heißen Kohlen; der Prinz aber ſprach: „Was verdient der, welcher dieſem Myrthenfräulein etwas zu leide thut?“ Und einer ſagte da nach dem andern

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brentano, Clemens,

Die Märchen des Clemens Brentano Zum Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers

Bd.: 1

Stuttgart ; Tübingen (1846)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.985-am(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723625-0